

**Arno Klarsfeld: Die Ukraine gehört nicht in die EU**

Nummer 10 – 9. März 2023 – 91. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7.40

# DIE WELTWOCHEN



## **Pandemie-Pakt gegen die Völker**

Die Weltgesundheitsorganisation greift nach der Macht.

*Stefan Millius*

## **Bundesrätin ohne Grenzen**

Baume-Schneider macht die Schweiz zum Asylparadies. *Marcel Odermatt*

## **Der endgültige Franzose**

Frauen, Kunst, Mode, Architektur und Machtpolitik:  
Das grosse Leben des Sonnenkönigs Louis XIV. *Philip Mansel*

**Gelächter war seine  
Lebensphilosophie**  
Matthias Matussek  
ehrt seinen Helden  
G. K. Chesterton

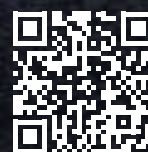
# Technologie, die bewegt.

Die elektrifizierten Modelle von Kia.



Movement that inspires

Mehr erfahren.





## Deutsche Demokratie-Simulationen

Kürzlich fand in der Dresdner Frauenkirche keine Diskussion zum Thema «Meinungsfreiheit in Deutschland» statt. Auf dem Podium sassen die Schriftsteller Uwe Tellkamp und Lukas Rietzschel. Die Moderation besorgte die Publizistin Alexandra Gerlach, früher Redaktorin beim öffentlichen Rundfunk. Der Abend war ein wunderbares Beispiel dafür, was Tellkamp an anderer Stelle als «Demokratie-Simulation» bezeichnet hat. Man tut so, als führe man ein Gespräch, und der Dichter hat sich als Narr an die ihm vorgezeichnete Rolle zu halten.

Natürlich ist es immer zu begrüßen, wenn solche Veranstaltungen überhaupt stattfinden. Deutschland tut sich erfahrungsgemäss schwer mit offenen öffentlichen Debatten. Es gibt einen starken unausgesprochenen Zwang, auf der richtigen Seite stehen zu müssen, wo immer das ist. Deutsche Politiker und Intellektuelle vor allem haben einen auffälligen Drang, ihre jeweilige Gesinnung gut sichtbar zur Schau zu tragen, sei es mit Parteiabzeichen, Armbinden oder sprachlichen Erkennungs-codes wie heute etwa dem Gendern, mit denen man die eigene Gutheit unterstreicht.

Das Leben im selbstauferlegten Sprach- und Denkgefängnis allerdings ist anstrengend. Zudem kollidiert es mit dem Selbstbild, das die Deutschen gerne und auch zu Recht von sich entwerfen, dem einer modernen, aufgeschlossenen, toleranten, demokratischen und meinungsvielfältigen Nation. Natürlich darf man in Deutschland sagen, was man denkt, dies aber auf eigenes Risiko, und die Vielfaltstoleranz nimmt merklich ab. Die vom Justemilieu als «unumstössliche Wahrheiten» ausgegebenen Meinungen werden erbittert bewacht. Widerspruch wird scharf geahndet.

Der aus Dresden stammende Schriftsteller Uwe Tellkamp ist der hellstichtigste Entlarver und Beschreiber der von oben knallenden deutschen Wahrheitspeitschen. Aufgewachsen in der DDR, Mediziner und Naturwissenschaftler, hat der preisgekrönte Autor ein hochempfindliches Frühwarnsystem für die scherbeltende Verlogenheit der Macht entwickelt, und bei aller Schärfe seiner Diagnosen tut er seinen Kritikern den Gefallen nicht, sich in unhalt-

baren Übertreibungen zu vergaloppieren. Deshalb wird er so verzweifelt angefeindet, regelrecht geschnitten.

Meistens sieht sich Tellkamp in solchen Debatten einem weniger bekannten, dafür dem Mainstream nahestehenden Schriftstellerkollegen gegenüber, der mit verständnisvoller Verwunderung, unendlich geduldig, wie gegenüber einem rebellischen Kind, dem ungleich berühmteren und erfolgreicherem Tellkamp klarzumachen versucht, dass alles, was er sagt, Einbildung ist, Fata Morgana, vielleicht das Resultat frühkindlicher Traumata, bitterer

*Natürlich darf man in Deutschland sagen, was man denkt, aber die Vielfaltstoleranz nimmt merklich ab.*

Erfahrungen in der DDR. Gendern? Alles freiwillig! Corona? Unsere Politiker wollten doch nur das Beste! Menschengemachte Klimakatastrophe? Unumstössliche Tatsache!

Ähnlich wie in der Schweiz, die den von oben gelenkten Meinungs-Mainstream auch kennt, allerdings nicht so klirrend und heftig wie bei den Deutschen, läuft das Drehbuch dann so ab: Die Moderatorin und der Justemilieu-Gast spannen zusammen, spielen sich wechselseitig die Bälle zu und versuchen den Andersdenkenden auszugrenzen, in die Isolation zu drängen, wo er sich dann, so die Hoffnung, radikalisiert, worauf die anderen Gesprächsteilnehmer mit der Gelassenheit von Irrenärzten, die dem Verrückten demnächst eine Spritze verabreichen, allen Anwesenden vorführen, es handle sich hier tatsächlich um einen weiteren bedauerlichen, hoffnungslosen Fall.

Die Perfidie besteht darin, dass der orchestrierte Angriff auf die Integrität und Person des Andersdenkenden seitens der Angreifer mit der formelhaften Beschwörung einhergeht, man sei absolut bestrebt, die «Würde jedes Gesprächsteilnehmers» zu achten, während man sie vor aller Augen untergräbt. Dieses Verfahren, auch in den Talk-Formaten des Schweizer Fernsehens gebräuchlich, hat abgesehen davon, dass es die Unglaubwürdigkeit der unerwünschten Person vorführen soll, auch den

Vorteil, dass man auf Argumente weitgehend verzichten kann.

Tellkamp allerdings entwand sich den Fallen, indem er bei seiner Botschaft blieb. Er liess sich nicht provozieren, was fast schon bewundernswert war vor so viel geballter, geheuchelter Fürsorglichkeit. Ruhig und bestimmt wies er in der Frauenkirche darauf hin, dass es in einer Demokratie weder «unumstössliche Wahrheiten» noch «unumstössliche Tatsachen» geben kann. Alles sei zu hinterfragen. Sobald die Bedingungen eines offenen Gesprächs nicht mehr gegeben sind, ist die Demokratie in Gefahr. Tellkamp: «Jede ausgewachsene Diktatur hat irgendwann als Embryo angefangen.»

Der Versuch, Tellkamp in die Pflegeabteilung der Hysteriker zu schieben, misslang. Der Schriftsteller erhielt den lautesten und häufigsten Applaus. Er kritisierte das dogmatisch verordnete Einheitsdenken in der Klimafrage, die mittlerweile als Lügen entlarvten Corona-Wahrheiten der Regierenden. Bevor er sich von Leuten, die schon in der Vergangenheit falsch lagen, erneut vorschreiben lassen sollte, was er zu denken und zu sagen habe, so der Schriftsteller, erwarte er von ihnen zunächst eine Entschuldigung für all die wirkungslosen, aber schädlichen Ausgangssperren, Maskenpflichten und Impfwänge.

«Was müssen wir tun, damit Sie unseren Fakten glauben?» fragte an einer Stelle der Abgesandte des Mainstreams, Rietzschel. Nichts hätte das Missverständnis besser ausgedrückt. Die Vertreter der tonangebenden Polit- und Medienmehrheit scheinen sich gar nicht mehr vorstellen zu können, dass es legitime andere Meinungen geben kann. Deshalb müssen die Abweichler bestraft, eingewiesen, geheilt, wiederingegliedert oder bei fortdauernder Renitenz lebenslang verwahrt werden ausserhalb der salonfähigen Gesinnungsgemeinschaft – Demokratie als Konsens der Mächtigen, die sich mit der Wahrheit verwechseln.

«Lebe so, dass du am Morgen noch in den Spiegel schauen kannst», forderte zum Schluss der Dresdner Schriftsteller. Zum Glück hat Deutschland einen Uwe Tellkamp! R. K.

## Trump-Herausforderer Ron DeSantis, Arno Klarsfeld über die Ukraine, «Dilbert»-Schöpfer Scott Adams, Thierry Burkart, Genie G. K. Chesterton

Donald Trump ist nervös. Obwohl der Gouverneur von Florida, Ron DeSantis, seine Kandidatur für die nächsten Präsidentschaftswahlen noch nicht offiziell angekündigt hat, wird er von Trump aufs übelste beschimpft. Die Gereiztheit des ehemaligen Präsidenten ist verständlich. Die Memoiren des 44-jährigen DeSantis sind in den USA derzeit das meistverkaufte Buch. Gut möglich, dass die Wähler auf eine neue Art von konservativem Populismus erpicht sind, wie ihn DeSantis vertritt. Wer ist der Mann, der in weniger als zwei Jahren im Weissen Haus sitzen könnte? Der Schriftsteller Dave Semnara hat sich auf Spurensuche in dessen Heimat in Florida begeben. **Seite 26**

Sein Vater Serge Klarsfeld hatte den ehemaligen Gestapo-Chef Klaus Barbie – bekanntgeworden als «Schlächter von Lyon» – aus Bolivien entführt. Seine Mutter Beate Klarsfeld wurde durch ihre Ohrfeige für Kanzler und Nazimitläufer Kurt Georg Kiesinger berühmt. Sohn Arno Klarsfeld vertrat die jüdischen Familien im Prozess gegen den Nazikollaborateur Maurice Papon. Jetzt plädiert er für Verhandlungen zwischen Russland und der Ukraine, deren EU-Beitritt will er verhindern – denn die Ukrainer verehren Judenmörder als Helden. **Seite 34**

Scott Adams zeichnete sich in den neunziger Jahren zum Comic-König empor. Mit seiner Figur Dilbert machte er sich als einer der Ersten seiner Zunft über Management-Leerläufe in Grossbetrieben lustig. Bis vor wenigen Tagen



*König des Grossraumbüros: Dilbert.*

erschienen Adams' Cartoons in Hunderten von Zeitungen. Jetzt drucken die amerikanischen und auch internationale Medienhäuser seine Comicstrips nicht mehr. Adams hatte in seinem täglichen Videokommentar Weise dazu aufgefordert, sich von Schwarzen fernzuhalten. Was bewog den mittlerweile 65-jährigen Amerikaner dazu, sich so zu äussern? Wer ist der Mann hinter Dilbert? **Seite 38**

Der Rüstungskonzern Ruag befindet sich vollständig in Staatsbesitz. Umso unverständlicher ist es, dass die Firma 2016 beschlossen hat, in Italien 96 alte Leopard-1-Panzer zu kaufen, um sie weiterzuverhöckern. Der Bundesbetrieb betätigt sich als internationaler Waffenhändler, ohne strategische und neutralitätspolitische Leitlinien der Landesregierung zu respektieren. Im Verwaltungsrat der Ruag sitzt die Schwester von FDP-Präsident Thierry Burkart, während dieser in der Sicherheitspolitischen Kommission amtiert und sich für Rüstungsgeschäfte starkmacht. Höchste Zeit, dass der Bundesrat bei der Ruag das Heft wieder in die Hand nimmt. **Seite 48**

In Gilbert K. Chesterton, dem publizistischen und religiösen Genie, hat unser Autor Matthias Matussek schon vor Jahren einen Verbündeten entdeckt im Kampf gegen den Irrsinn technokratischer Menschheitsplaner. Chesterton, der den unsterblichen Detektiv Father Brown erschaffen hat und dessen gesammelte Fälle nun im Schweizer Kampa-Verlag erschienen sind, wurde der «Apostel des gesunden Menschenverstandes» genannt, und nichts ist in unseren Tagen so nötig, findet Matussek, wie genau das gesunder Menschenverstand. Darüber hinaus kann man vom witzigen Chesterton lernen, dass Gelächter und Weisheit stets zusammengehören und dass Freundschaften selbst mit weltanschaulichen Gegnern – in seinem Fall George Bernard Shaw – möglich sind. **Seite 55–59**

*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



# Ihr Immobilienraum?

[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

## aktuell im Verkauf

<p><b>3</b> <b>Rebweg</b> 8457 Humlikon</p>  <p>ab CHF 1'470'000.-</p> <p>6½ Zi. Doppel-EFH's +41 52 338 07 09 <a href="http://www.rebweg.ch">www.rebweg.ch</a></p>	<p><b>5</b> <b>Trottenacker</b> 8458 Dorf</p>  <p>ab CHF 715'000.-</p> <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 <a href="http://www.trottenacker.info">www.trottenacker.info</a></p>	<p><b>6</b> <b>Vistadelsole</b> 8370 Sirnach</p>  <p>CHF 727'000.-</p> <p>4½ Zi.-Wohnung +41 52 338 07 09 <a href="http://www.vistadelsole.ch">www.vistadelsole.ch</a></p>	<p><b>12</b> <b>Schlossblick</b> 8610 Uster</p>  <p>ab CHF 1'101'000.-</p> <p>2½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 44 316 13 42 <a href="http://www.schlossblick.ch">www.schlossblick.ch</a></p>	<p><b>14</b> <b>Glattwies</b> 8152 Glattbrugg</p>  <p>CHF 1'554'000.-</p> <p>4½-Zi.-Wohnung +41 44 316 13 87 <a href="http://www.glattwies.ch">www.glattwies.ch</a></p>
--	--	--	--	--

<p><b>16</b> <b>Vistacasa</b> 8308 Illnau</p>  <p>ab CHF 1'145'000.-</p> <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 52 338 07 09 <a href="http://www.vistacasa.ch">www.vistacasa.ch</a></p>	<p><b>18</b> <b>Schmiedgass</b> 8545 Rickenbach</p>  <p>ab CHF 715'000.-</p> <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnung +41 55 610 47 46 <a href="http://www.schmiedgass.ch">www.schmiedgass.ch</a></p>	<p><b>22</b> <b>Solevista</b> 8615 Wermatswil</p>  <p>CHF 2'187'500.-</p> <p>4½ Zi.-Wohnung +41 44 316 13 42 <a href="http://www.solevista.ch">www.solevista.ch</a></p>	<p><b>23</b> <b>Dreieckspitz</b> 8406 Winterthur</p>  <p>Alle Wohnungen reserviert</p> <p>2½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 <a href="http://www.dreieckspitz.ch">www.dreieckspitz.ch</a></p>	<p><b>1</b> <b>am Goldenberg</b> 8400 Winterthur</p>  <p>3½ - 4½-Zi. Wohnungen +41 55 610 47 46 <a href="http://www.amgoldenberg.ch">www.amgoldenberg.ch</a></p>
--	--	---	--	---

## Projektankündigungen

„Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch)  
+41 52 235 80 00



<p><b>2</b> <b>Römergarten</b> 8404 Winterthur</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 <a href="http://www.immobilientraum.info">www.immobilientraum.info</a></p>	<p><b>4</b> <b>Projektankündigung</b> 8311 Brütten</p>  <p>4½ Zi. Reihen-EFH's +41 52 338 07 09 <a href="http://www.immobilientraum.info">www.immobilientraum.info</a></p>	<p><b>6</b> <b>Duovivo</b> 8904 Aesch ZH</p>  <p>2½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 <a href="http://www.duovivo.ch">www.duovivo.ch</a></p>
--	---	---

<p><b>7</b> <b>Uetliblick</b> 8136 Thalwil-Gattikon</p>  <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 <a href="http://www.uetliblick-gattikon.ch">www.uetliblick-gattikon.ch</a></p>	<p><b>9</b> <b>Chridlerpark</b> 8127 Aesch-Maur</p>  <p>Liegt seit 16 Monaten beim Bundesgericht!!</p> <p>3½ - 6½ Zi. WHG und EFH +41 55 610 47 46 <a href="http://www.chridlerpark.ch">www.chridlerpark.ch</a></p>	<p><b>10</b> <b>am Zentrum</b> 8910 Affoltern a.A.</p>  <p>2½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 <a href="http://www.amzentrum.ch">www.amzentrum.ch</a></p>	<p><b>11</b> <b>am Eichacher</b> 8904 Aesch</p>  <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 <a href="http://www.ameichacher.ch">www.ameichacher.ch</a></p>	<p><b>13</b> <b>Soley</b> 8309 Birchwil</p>  <p>3½ - 4½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 <a href="http://www.soley-birchwil.ch">www.soley-birchwil.ch</a></p>
--	--	--	--	--

<p><b>15</b> <b>Puro Vivere</b> 8157 Dielsdorf</p>  <p>5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's +41 55 610 47 46 <a href="http://www.purovivere.ch">www.purovivere.ch</a></p>	<p><b>17</b> <b>inside</b> 8152 Glattbrugg</p>  <p>3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen +41 55 610 47 46 <a href="http://www.immobilientraum.info">www.immobilientraum.info</a></p>	<p><b>19</b> <b>Projektankündigung</b> 8404 Stadel</p>  <p>3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH +41 52 338 07 09 <a href="http://www.immobilientraum.info">www.immobilientraum.info</a></p>	<p><b>20</b> <b>Tre Fiori</b> 8913 Ottenbach</p>  <p>7½-Zi. Reihen-EFH +41 55 610 47 46 <a href="http://www.tre-fiori.ch">www.tre-fiori.ch</a></p>	<p><b>21</b> <b>Grastal</b> 8310 Grafstal</p>  <p>3½ - 5½ Zi.-Wohnungen +41 55 610 47 46 <a href="http://www.grastal.ch">www.grastal.ch</a></p>
--	---	---	---	--

Jetzt Newsletter abonnieren!



Wir fördern Sport & Unterhaltung:



[padelarena.ch](http://padelarena.ch)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner.ch**

Zürcherstrasse 124  
8406 Winterthur





Frauenförderer: Louis XIV. Seite 12



Es lugt raus: Emily Ratajkowski. Seite 41



Sozialstaat für alle: Baume-Schneider. Seite 30

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Oskar Lafontaine:  
Wir brauchen eine neue Friedensbewegung
- 9 Peter Rothenbühler Valérie Dittli
- 10 Tagebuch Min Li Marti
- 11 Bern Bundeshaus  
Amherds Panzer-Drama
- 12 Louis XIV., der endgültige Franzose  
Frauen, Kunst und Machtpolitik
- 14 Geschichte Louis XIV. und die Schweiz
- 16 Weisheit des Herzens Mosaik des Seins
- 19 Personenkontrolle
- 19 Inside Washington
- 20 Mörgeli Rütlibomber und Ostseebomber
- 20 Asyl für XY unbekannt  
Der Bund verschleiert die Identitäten
- 21 Peter Bodenmann  
Wo steckt unser Alfred Gantner?
- 22 Pandemie-Pakt gegen die Völker  
Gesundheitsdiktatur der WHO
- 24 Wokeness macht Angst  
Alarm bei der «Dargebotenen Hand»
- 25 «Sein Wille ist stark»  
Neues Urteil gegen Harvey Weinstein
- 26 Reise ins DeSantis-Land  
Spurensuche in seiner Heimat Florida
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Pirouetten in Publizistik und Politik
- 30 Bundesrätin ohne Grenzen  
Elisabeth Baume-Schneider macht die  
Schweiz zum Flüchtlingsparadies Europas
- 32 Weisser Gott der Townships  
Jörg Caluori bringt Hilfe zur Selbsthilfe

- 33 Brief aus Teheran
- 34 «Die Ukraine hat in der EU nichts zu  
suchen» Arno Klarsfeld im Gespräch
- 36 Corona-Willkür, amtlich bestätigt  
Was die «Lockdown-Files» zeigen
- 37 Anabel Schunke  
Unschöne Schönheitswettbewerbe
- 38 Guillotine im Grossraumbüro  
Shitstorm gegen «Dilbert»-Comics
- 40 Schöne Neue Welt Hinter der Trommel  
trotten die Kälber
- 41 Das Ding mit dem String  
Einschneidendes Comeback
- 42 Konrad Paul Liessmann Was kann ich  
wissen? Was darf ich hoffen?
- 47 Und täglich grüsst das Notrecht  
Asyl-Massnahmen nach Corona-Muster
- 48 Ruag Bundesbetrieb als  
internationaler Waffenhändler
- 50 Bolsonaros Exil Dem brasilianischen  
Ex-Präsidenten droht die Verhaftung
- 51 Tamara Wernli  
Liebe Eltern, ihr braucht den Knigge-Kurs
- 52 Leserbriefe
- 53 Nachrufe Judith (Judy) Heumann,  
Wayne Shorter
- 54 Beat Gygi  
Weihnachten im alpinen Solargebiet

## LITERATUR G. K. CHESTERTON

- 55 Gelächter war seine Lebensphilosophie  
Gilbert Keith Chesterton, «The Fat Man»  
genannt, war ein Jahrhundertgenie
- 59 Lebenskunst Feiern mit Chesterton

## LITERATUR UND KUNST

- 61 Ikone der Woche
- 62 Romantiker aus der Romandie  
Dichter Gustave Roud
- 64 Bücher der Woche
- 67 Die Bibel
- 68 Königin der Schreie  
Multitalent Jamie Lee Curtis
- 70 Fernsehen
- 70 Klassik Claudio Abbado
- 71 Alben für die Ewigkeit  
ZZ Top: «Eliminator»
- 72 Games «Hogwarts Legacy»
- 72 Film «The Fabelmans»
- 73 Jazz Oscar Peterson

## LEBEN HEUTE

- 74 Wunderbare Welt
- 74 Unten durch
- 75 Frauen
- 76 Thiel Menstruierende Hühner
- 76 Häuser «The Terraces»
- 77 Was macht eigentlich? Adel Abdel-Latif
- 78 Essen
- 78 Wein
- 79 Auto
- 79 Objekt der Woche
- 80 Zeitzeichen
- 80 Fragen Sie Dania
- 81 Auf ein Glas Weisswein mit José Rallo
- 82 Das indiskrete Interview  
Peter Reber, Musiker



»Was auch immer sie heute über ihn sagen, Malone wird als Held in die Geschichte eingehen.«

*Tucker Carlson, Fox News*



Robert W. Malone

■ Als Medizinstudent und Doktorand erfand Robert Malone in den späten 1980er-Jahren als Erster die mRNA-Impfstofftechnologie. Damals konnte er sich nicht ansatzweise vorstellen, dass er einmal eine führende Rolle in einer Bewegung spielen würde, welche die Gefahren von mRNA-Impfstoffen aufdeckt. Milliarden von Menschen wurden sie verabreicht – ohne über die Risiken zu informieren.

**Dr. Malone untersucht die perversen Verbindungen zwischen Pharmaindustrie, Regierungen und Medien und sagt uns, was wir dagegen tun können.**

*Robert W. Malone: Lügen, die mir meine Regierung erzählte – und der Weg in eine bessere Zukunft gebunden • 592 Seiten • zahlreiche Abbildungen Best.-Nr. 987 900 • 24,99 €*



*Wenn wir aus der Dunkelheit heraustreten wollen – hinein in eine Welt, die die Prinzipien der Verfassung verteidigt, die Menschenrechte achtet und die Meinungsfreiheit ehrt –, müssen wir alle eine Rolle bei diesem Wandel spielen!*

**KOPP VERLAG**

Telefon (00 49) 74 72 98 06 10 • Telefax (00 49) 74 72 98 06 11 • [info@kopp-verlag.de](mailto:info@kopp-verlag.de) • [www.kopp-verlag.de](http://www.kopp-verlag.de)  
Jetzt bestellen! Versandkostenfreie Lieferung innerhalb Europas

# Wir brauchen eine neue Friedensbewegung

Deutschlands führende Politiker haben Hitlers Vernichtungskrieg und Gorbatschows Geschenk der Wiedervereinigung vergessen. Nur die Bevölkerung kann sie noch stoppen.

Oskar Lafontaine

Wir sind doch alle für Frieden, heisst es oft in deutschen Talkshows, wenn die Befürworter von Waffenlieferungen und die Warner vor einer weiteren Eskalation des Krieges einander gegenüber sitzen. Aber wollen wirklich alle Frieden? Sicher ist: Keiner will, dass der Krieg in der Ukraine auf Deutschland übergreift. Das eigene Leben, das seiner Familie und seiner Freunde will niemand aufs Spiel setzen. Aber was ist mit den Menschen, die täglich in der Ukraine sterben oder verletzt werden? Leiden wir wirklich mit ihnen? Trauern wir wirklich um sie?

Es gibt massive Gründe, daran zu zweifeln. Mit einem Bruchteil des Geldes, das für Rüstung und Krieg ausgegeben wird, könnte man den Hungertod in der Welt besiegen und das Leben von Millionen Menschen retten, ohne andere Menschen zu töten. Nicht Waffen retten Leben, wie die deutsche Aussenministerin im Verein mit der amerikanischen Waffenlobby sagt, sondern Nahrungsmittel und Medikamente.

## Ehrenrettung der ARD

Sanktionen sind auch Massenvernichtungswaffen. Man denke nur an die 500 000 Kinder, die infolge der US-Sanktionen im Irak gestorben sind. Darauf angesprochen, rechtfertigte die ehemalige amerikanische Aussenministerin Madeleine Albright diesen Massenmord. «Auch ich stehe heute auf ihren Schultern», sagte Annalena Baerbock, als sie Albrights Wirken würdigte. Man stelle sich einen Moment vor, es wäre eine russische Aussenministerin gewesen, die den Tod von 500 000 Kindern so gerechtfertigt hätte.

Warum empfinden wir angeblich so viel Mitleid mit den Menschen in der Ukraine, während wir uns gegenüber den Opfern vieler Kriege in Nahost, zuletzt im Jemen, gleichgültig verhalten? Und warum beklagten wir die Toten des seit 2014 in der Ostukraine geführten Krieges weitaus weniger als die Opfer des Einmarsches der russischen Armee nach dem 24. Februar 2022? Zur Ehrenrettung der ARD, die heute wie die Mehrheit der deutschen Medien aufklärerischen Journalismus durch Kriegspropaganda ersetzt hat, sei gesagt, dass sie 2014 noch wusste: «Auch das ukrainische Militär terrorisiert die Bevölkerung. Es trägt den

Krieg mit Artilleriefeuer in die Wohnungen und Schlafzimmer.»

Unsere Fähigkeit, mitzuleiden, ist begrenzt, aber niemand ist berechtigt, das Leiden der Menschen in der Ukraine zu instrumentalisieren, um für eine Verlängerung des Krieges einzutreten. Das geschieht derzeit aber in Deutschland. Unter Verweis auf die Opfer des Krieges werden immer

## Niemand ist berechtigt, das Leiden der Menschen in der Ukraine zu instrumentalisieren.

grössere Waffenlieferungen gefordert mit dem voraussehbaren Ergebnis, dass mehr Menschen in der Ukraine sterben werden und die Zerstörung des Landes immer weiter voranschreitet.

Nachdenkliche Stimmen, wie der Philosoph Jürgen Habermas, plädieren für Verhandlungen, um zu «verhindern, dass ein langer Krieg noch mehr Menschenleben und Zerstörungen fordert und uns am Ende vor eine ausweglose Wahl stellt, entweder aktiv in den Krieg einzugreifen oder, um nicht den ersten Weltkrieg unter nuklear bewaffneten Mächten auszulösen, die Ukraine ihrem Schicksal zu überlassen».

Genau darum geht es. Und weil die im Bundestag dominierenden Parteien SPD, Grüne, FDP und CDU/CSU mit dem wahrheitswidrigen Argument, Putin wolle gar nicht verhandeln, Verhandlungen ablehnen, brauchen wir dringend eine neue Friedensbewegung, die Druck auf das politische Berlin macht, um die zu immer grösseren Opferzahlen und zu zunehmender Zerstörung der Ukraine führende Politik der Bundesregierung durch eine auf Waffenstillstand und Friedensverhandlungen orientierte Politik zu ersetzen. Das umso mehr, als auch der deutsche Bundeskanzler in dieser entscheidenden Phase des Krieges versagt, wie nicht zuletzt sein kürzlicher Besuch bei Joe Biden gezeigt hat.

Es gab keine öffentliche Verurteilung der Zerstörung der Nord-Stream-Leitungen durch die USA, die schon lange fällig ist, weil die Urheber-schaft Washingtons nur von völlig verblendeten Kriegstrommlern geleugnet werden kann. Es

gab auch keine Proteste gegen die öffentlich vorgetragene Genugtuung des Aussenministers Antony Blinken und der Staatssekretärin Victoria Nuland über diesen Terrorakt. Und es fehlte auch eine klare Ansage, dass Deutschland sich von Joe Biden nicht noch einmal, wie bei der Lieferung von Kampfpanzern, vors Rohr schieben lässt, indem die USA versprechen, ebenfalls solche Waffen zu liefern, um die Zusage sofort wieder zu relativieren, nachdem Deutschland die Lieferung von Kampfpanzern öffentlich zugesagt hat.

Da der Oppositionsführer Friedrich Merz von der CDU zur Freude der Rüstungsindustrie – sein früherer Arbeitgeber Blackrock hat Rüstungsaktien im Portfolio – immer noch umfangreichere Waffenlieferungen fordert, kann nur eine neue, starke Friedensbewegung die gegenwärtige deutsche Aussenpolitik stoppen, die Hitlers Vernichtungskrieg und Gorbatschows Geschenk der deutschen Einheit vergessen hat.

## «Deutschlands bellizistischer Tenor»

Warum haben deutsche Politiker keine Skrupel, wieder Waffen zu liefern, mit denen Russen getötet werden, nachdem nicht nur Millionen Ukrainer, sondern auch Millionen Russen nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion ihr Leben verloren? Und warum reiste kein deutscher Politiker nach Moskau, um Michail Gorbatschow die letzte Ehre zu erweisen? Der Krieg wird in Deutschland, wie Jürgen Habermas richtig erkannt hat, «angetrieben durch den bellizistischen Tenor einer geballten veröffentlichten Meinung, in der das Zögern und die Reflexion der Hälfte der deutschen Bevölkerung nicht zu Worte kommen».

Die Friedenskundgebung von Alice Schwarzer und Sahra Wagenknecht am Brandenburger Tor mit Zehntausenden Teilnehmern war ein hoffnungsvoller Auftakt, dieser Hälfte Gehör zu verschaffen. Uno-Generalsekretär António Guterres hat recht, wenn er warnt: «Die Welt schlafwandelt nicht in einen grösseren Krieg hinein – sie tut dies mit weitgeöffneten Augen.»

Oskar Lafontaine war Vorsitzender der SPD und Finanzminister Deutschlands.



# Liebe Valérie Dittli

**D**as ist dumm gelaufen. Sie waren die grosse Überraschung. Alles staunte: Wie kann eine kaum dem Studium entwachsene dreissigjährige Frau aus Oberägeri ZG, die zwar vier Jahre an der Uni Lausanne studiert hat, aber noch nicht perfekt Französisch spricht, den gestandenen Politikern den Rang ablaufen? Und dann gleich das kantonale Finanzdepartement übernehmen? *Ma foi*, haben die Waadtländer gesagt, das sahen wir nicht kommen. Dumm ist nur, dass jetzt das welsche Fernsehen herausfand, dass Sie bis zur Wahl sogenannten Steuertourismus betrieben haben, einmal vom Kanton Zug in die Waadt, als Sie erfolglos für den Lausanner Stadtrat kandidierten, dann wieder zurück nach Zug, um schliesslich als Kandidatin der Mitte für den Sitz im Schloss ihre Schriften wieder in Lausanne zu deponieren.

Jetzt schreien natürlich die Linken, die Jungsozialisten allen voran, dieser schwere Fehler



*Flucht aus der Steuerhöhle:*  
Finanzdirektorin Dittli.

müsse mit Ihrer Demission enden. Die ge-  
einte Rechte (SVP, FDP, Mitte), der Sie Ihre  
Wahl verdanken, meint, das sei eine unnötige  
Aufregung, Sie hätten in der ganzen Zeit sehr  
wenig verdient, nur ein paar Tausender hätten  
Sie mit dem Hin und Her sparen können. Nun  
wird die Sache untersucht. Wie dem auch sei:

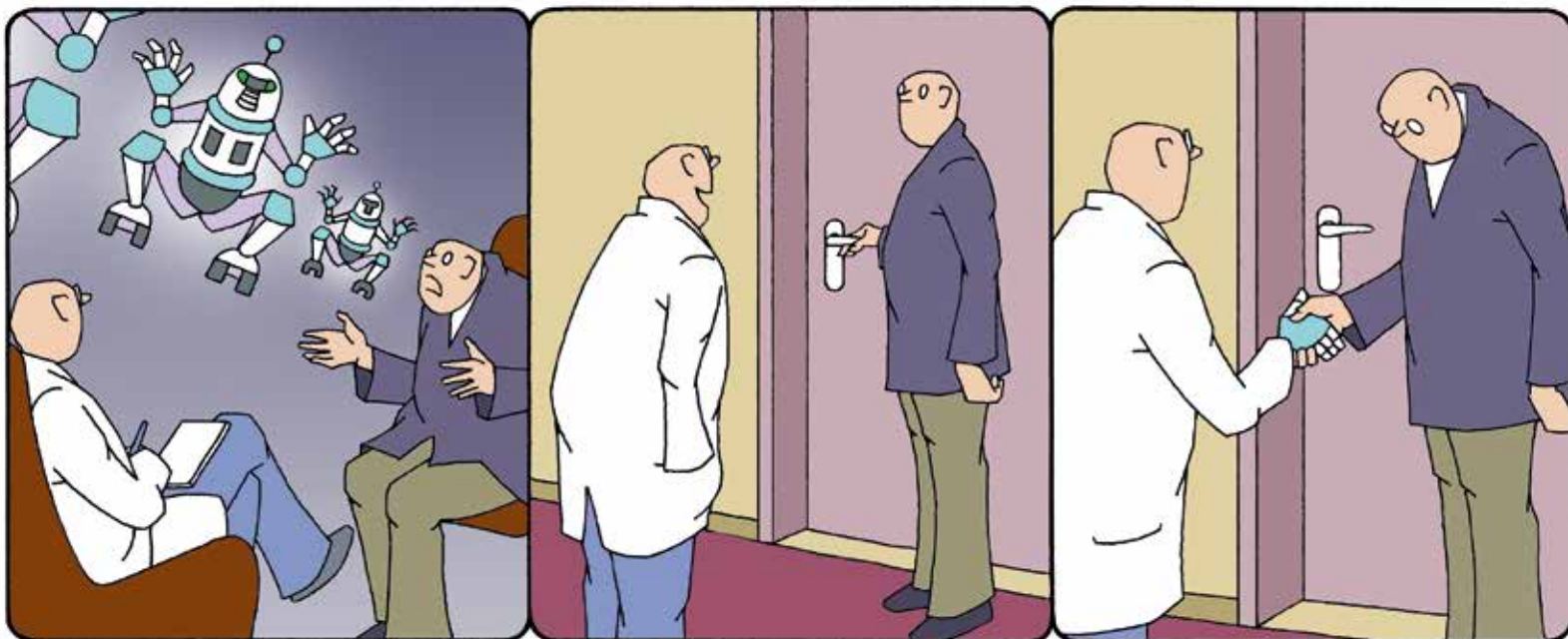
Es kommt immer auf den Eindruck an, den  
man mit seinen Taten erweckt. Und der ist  
nun mal sehr durchzogen. Wo doch schon  
Ihr Vorgänger mit dem Vorwurf leben  
musste, ein Steueroptimierer für seine Fa-  
milie zu sein.

Das eigentliche Problem, das die Waadt  
und auch Genf mit den Steuerparadiesen  
der Innerschweiz haben, ist ein anderes:  
Unternehmer, darunter sehr bekannte  
Persönlichkeiten, ziehen pro forma nach  
Wollerau, Freienbach oder eben Oberägeri,  
um der Steuerhöhle der Westschweiz zu  
entfliehen.

Die Liste dieser Herrschaften müsste  
eigentlich Ihrem Departement bekannt sein.  
Nur werden Sie sicher nicht die Erste sein, die  
diesen Tourismus aufdeckt. Mit diesem fiskalen  
Vorleben.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Min Li Marti



**F**reitag, 3. März: Zufällig erfahre ich bei einem kurzen Blick auf Twitter, dass Roger Köppel bekanntgegeben hat, nicht mehr für den Nationalrat anzutreten. Eigentlich warte ich aber vor allem auf die Post. Denn *P.S.*, die linke Zeitung, deren Verlegerin ich bin, hat ein neues Erscheinungsbild. Ich freue mich darauf, die erste Ausgabe im neuen Design gedruckt in den Händen zu halten. Und gleichzeitig ist da auch Bedauern. Denn an dieser Ausgabe habe ich nur beschränkt mitgewirkt. Der Grund: die Session in Bern. Es gab immer wieder Diskussionen darüber, ob es möglich und sinnvoll sei, wenn Journalistinnen und Journalisten aktiv in der Politik sind. Ob sich diese Aufgaben vereinbaren liessen. Roger Köppel ist zu dem Schluss gekommen, dass sich die Aufgaben nicht mehr vereinbaren lassen. Ich werde hingegen im Herbst wieder antreten. Aber tatsächlich stellt sich die Frage der Vereinbarkeit auch bei mir. Auch wenn wir gerne das Milizsystem hochhalten, ist das doch bei den meisten Parlamentarierinnen und Parlamentariern eher Theorie denn Praxis. Ein Nationalratsmandat ist zeitaufwendig, umso mehr, wenn man nicht bloss zum Abstimmen nach Bern gehen will. Daneben einen Betrieb zu führen, jede Woche eine Zeitung herauszugeben, diese auch publizistisch und betriebswirtschaftlich weiterentwickeln zu wollen, ist für mich auch immer schwieriger machbar. Man kann zwei Hüte tragen – wirklich kleidsam ist es nicht.

Früher waren Verleger im Nationalratssaal keine Exoten. So war der ehemalige SP-Präsident Helmut Hubacher Chefredaktor der *Basler AZ*, der ehemalige SP-Präsident Hans-Jürg Fehr Verleger der *Schaffhauser AZ*. Oscar Frit-

tschi, Chefredaktor des *Zürcher Oberländers*, sass für die FDP im Nationalrat, genauso wie Willy Bretscher, Chefredaktor der *NZZ*, FDP-Nationalrat. Die Medienlandschaft hat sich verändert, die Parteipresse ist mehrheitlich unter- oder in der sogenannten Forumspresse aufgegangen. Bei dieser gilt politische Angehörigkeit als verpönt, man will ein breiteres Spektrum ansprechen. Al-

*Ich würde auch nie eine gute Geschichte verhindern, selbst wenn sie der SP schaden würde.*

lerdings heisst das nicht, dass deren Journalistinnen oder Journalisten keine politische Haltung hätten. So scheint mir oft nicht die politische Haltung das Problem für den Journalismus, sondern ein Journalismus, der eine politische Haltung unter vermeintlicher Objektivität versteckt.

Interessenkonflikte gibt es dennoch. Als Parlamentarierin habe ich teilweise Zugang zu Informationen, die ich als Journalistin nicht hätte. Und ich habe vielleicht auch kein politisches Interesse daran, gewisse Informationen zu verbreiten. Ein Krach in der Fraktion beispielsweise wäre vielleicht journalistisch interessant, aber parteipolitisch nicht hilfreich. Auch gelingen politische Verhandlungen vielleicht nicht, wenn immer die Gefahr besteht, dass Informationen darüber in die Öffentlichkeit gelangen. Ich habe diesen Interessenkonflikt insofern weniger, weil *P.S.* primär über lokale und nicht über eidgenössische Politik berichtet.

Mein Parteibuch gibt allerdings unserer Zeitung auch konkrete Nachteile. So glauben immer noch viele Leute, dass *P.S.* eine Parteizeitung ist. *P.S.* ist zwar aus der sozialdemokratischen Presse hervorgegangen, aber heute finanziell und per-

sonell völlig unabhängig. Ausser mir und meinem Vorgänger ist auch niemand mehr Mitglied bei der SP. Ich würde auch nie eine gute Geschichte verhindern, selbst wenn sie der SP schaden würde. Das Label Parteizeitung führt aber dazu, dass unsere Geschichten teilweise weniger ernst genommen werden oder dass Leute kein Abo zahlen wollen, weil sie denken, wir würden sowieso von der SP finanziert.

**D**ie Medien sind in der Krise: Werbeeinnahmen sind ins Internet abgewandert, das Nutzungsverhalten der Leute hat sich fundamental verändert. Die Reaktion ist eine weitere Zunahme der Medienkonzentration oder die Abhängigkeit gewisser Medien vom Mäzenatentum. Auch damit können problematische Abhängigkeiten geschaffen werden. Eine unabhängige, vielfältige Presse ist für die Demokratie zentral, gerade in einem Land, wo wir bis zu viermal im Jahr über höchst komplexe Vorlagen abstimmen. Und aufgrund der geringen Grösse unseres Landes sind auch die Märkte beschränkt. Die einzige Lösung ist eine technologieneutrale Medienförderung. Diese soll aber analog der heutigen indirekten Presseförderung möglichst Politik-fern ausgestaltet werden. Auch wenn ich nichts gegen Journalisten als Politiker habe, habe ich etwas dagegen, dass Politiker den Medien sagen, was sie zu schreiben haben. Wichtig ist vielmehr, dass sich die Meinungsvielfalt auch in der Medienvielfalt spiegelt. Das geht nur mit den entsprechenden Ressourcen. Und mit Leserinnen und Lesern, die bereit sind, dafür zu zahlen.

Min Li Marti ist Verlegerin und Chefredaktorin der Wochenzeitung *P.S.* und Zürcher SP-Nationalrätin.



# Amherds Panzer-Drama

Verteidigungsministerin Viola Amherd versucht mit Hilfe von FDP-Nationalrätin Maja Riniker, das Parlament auf Kurs zu bringen, um einen Teil der Panzer nach Deutschland zu verkaufen.

Die Aargauer Nationalrätin Maja Riniker (FDP) muss über hellseherische Fähigkeiten verfügen: Am Mittwoch vor einer Woche reichte sie eine Frage für die Fragestunde des Nationalrates ein. Die Aargauerin, Tochter eines Panzeroffiziers, wollte vom Bundesrat wissen, ob für die seit Jahren ausser Dienst gestellten Leopard-2-Panzer andere Staaten ein Gesuch an die Schweiz gerichtet hätten, um diese zu erwerben. Das war fast eine Punktlandung.

## Abgekartetes Spiel

Denn zwei Tage später wurde durch die Zeitung *Blick* bekannt, dass der deutsche Verteidigungsminister Boris Pistorius und der deutsche Wirtschaftsminister Robert Habeck Bundesrätin Viola Amherd in einem Brief vom 23. Februar 2023 mitgeteilt haben, dass sich Deutschland für die eingemotteten Leo-Kampfpanzer interessiere. Die Schweiz solle die Kriegsgeräte an das Herstellerkonsortium, zu der auch der deutsche Rüstungskonzern Rheinmetall gehört, zurückverkaufen; Rheinmetall würde sie dann den Deutschen weiterreichen, so der Plan von Habeck und Pistorius.

Der Schweizer Armeechef Thomas Süssli eilte sofort nach Bekanntwerden des Briefes vor das offene Mikrofon der SRF-Radiosendung «Echo der Zeit», um wortreich auszuführen, dass die Schweiz auf ein Dutzend dieser Panzer problemlos verzichten könne. Rinikers Anfrage schaffte für Amherd die Gelegenheit, vor dem Parlament noch einmal zu wiederholen, was Süssli vorgekauft hatte.

Es sah nach einem abgekarteten Spiel aus zwischen Amherd und Parlamentarierinnen wie Maja Riniker eben – mit dem Ziel: das Terrain im Parlament vorbereiten, damit National- und Ständerat doch noch ihre Zustimmung geben zum Verkauf der ausser Dienst gestellten Leopard-Panzer.

Sicherheitspolitiker wie David Zuberbühler (SVP) wundern sich darüber, dass die Verteidigungsministerin und ihr Armeechef bereits wüssten, auf wie viele Panzer die Schweiz verzichten könne – obwohl ja noch kein neues Verteidigungskonzept für die Schweiz vorliege.



*Hadern auf allen Kanälen:* Bundesrätin Amherd.

Die Mitte-Bundesrätin hadert schon lange auf allen Kanälen damit, dass das Ausland unser Verbot für die Wiederausfuhr von in der Schweiz gekauftem Kriegsgerät nicht verstehe. Das Argument ist zwar etwas scheinheilig, zumal ausländische Staaten, die hierzulande Rüstungsgüter posteten, dieses Verbot akzeptierten.

## *Amherd möchte halt gerne den «Panzerverkaufsbefehl» von Habeck exekutieren.*

Aber Amherd möchte halt gerne den «Panzerverkaufsbefehl» von Pistorius und Habeck exekutieren. Sonst hätte man kaum öffentlich verkündet, dass die Schweiz auf ein Dutzend Leopards verzichten könne. Das war ein Signal an das eidgenössische Parlament, aber auch nach Deutschland.

Eine tragende Rolle in den Überlegungen von Amherd spielen dabei wohl auch Politikerinnen wie Maja Riniker, die Co-Präsidentin der Rüstungslobbyorganisation Arbeitskreis für Sicherheit und Wehrtechnik (Asuw). Sie stellt jedoch in Abrede, dass sie über die Anfrage aus Deutschland vorinformiert war. Sie lasse sich auch nicht von Rüstungsfirmen instrumentalisieren und habe zudem keinen Kontakt zur Rheinmetall. Das ist auch nicht notwendig – weil das im Hintergrund des

Asuw wirkende PR-Büro Farner über ein entsprechendes Netzwerk verfügt.

Riniker gibt weiter zu verstehen, dass das Gesuch aus Polen im Sommer 2022 sowie die Ablehnung des Bundesrates mit Verweis auf die Ausserdienststellung durch das Parlament sie dazu bewogen hätten, dieses Thema im Januar 2023 weiterzuverfolgen. Konkret versuchte sie damals in der Sicherheitskommission des Nationalrates (SiK-N), mit einem Antrag die Debatte über den Verkauf der eingelagerten Panzer anzukurbeln, blitzte damit aber ab. Es war die Overture zu dem derzeit von einzelnen Medien (*Blick*, *Tages-Anzeiger*) hochstilisierten Panzerdrama, mit dem Auftritt von Habeck und Pistorius, die bei der politisch flexiblen Amherd offenbar Druck machen, als zweiter Akt.

## Nie getroffen, nie telefoniert

Es stellt sich allerdings die Frage: Warum haben Pistorius und Habeck die Mitte-Bundesrätin nicht direkt und persönlich auf die Panzer angesprochen? Gelegenheit dazu hätten sie ja gehabt. Amherd nahm zwischen dem 17. und 19. Februar an der Sicherheitskonferenz in München teil, wo auch Habeck und Pistorius auftraten. Ausserdem hatte Amherds Departement am Tag vor der München-Reise der Öffentlichkeit explizit kundgetan, die Bundesrätin werde sich mit dem deutschen Verteidigungsminister Pistorius treffen, «um die aktuelle Sicherheitslage zu besprechen».

Wenn man sich in ihrem Departement nun erkundigt, was die beiden besprochen hätten und ob die Panzer ein Thema gewesen seien, wird einem von Informationsschef Renato Kalbermatten beschieden: «Wir haben das Treffen zwischen Verteidigungsminister Pistorius und Bundesrätin Amherd zwar angekündigt, zum Treffen kam es schlussendlich dann doch nicht.» Amherd und Pistorius hätten sich bis heute noch nie persönlich getroffen. Sie hätten auch noch nie miteinander telefoniert. Das Thema Schweizer Panzer scheint den Deutschen wohl doch nicht so auf den Nägeln zu brennen.

Bundesbetrieb als internationaler Waffenhändler: Seite 30

# Der endgültige Franzose

Louis XIV. begeisterte sich für Frauen, Kunst, Mode, Architektur und Machtpolitik. Er formte aus sich und seinem Land ein Vorbild für die Welt.

Philip Mansel

Louis XIV., der von 1643 bis 1715 regierte, länger als jeder andere Monarch in der modernen Geschichte, zwei Jahre länger als Elisabeth II., sah sich als Welteneroberer wie Alexander der Grosse und als neuen Apoll, Gott der Künste und Wissenschaften. In der einen Rolle erlitt er Niederlagen und errang Siege, doch anders als bei Napoleon war Frankreich bei seinem Tod grösser als zu Beginn seiner Regentschaft. In der zweiten Rolle folgte Triumph auf Triumph. Louis ist vielleicht der bedeutendste, mit seinen vielseitigen Interessen aber gewiss der einflussreichste Kunstmäzen der Geschichte.

## Neid der Nachbarn

Louis XIV. war zeitlebens ein soldatischer Monarch, der seine Truppen persönlich drillte, inspizierte und kommandierte. Andere europäische Monarchen waren neidisch auf seine disziplinierte, moderne Armee, die prächtig uniformierten Gardesoldaten, die 150 Festungen, die rings um das französische Territorium errichtet wurden, und auf seine Eroberung dreier Provinzen (Französisch-Flandern, die Franche-Comté und das Elsass mit der wohlhabenden Stadt Strassburg). Nach dem Vorbild von Louis' Gardesoldaten wurde das berühmte preussische Kürassierregiment der Gardes du Corps, aber auch die Household Cavalry mit-

samt Fussgardisten seines Cousins Karl II. von England aufgestellt.

Mit zunehmendem Alter verlor Louis XIV. jedoch seine Menschlichkeit und seinen Realitätssinn. Durch die Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahr 1685 trieb er 150 000 protestantische Untertanen (die nicht ermordet, ins Gefängnis geworfen oder zwangsweise zu Katholiken gemacht worden waren) ins Exil. Auf diese Weise schwächte er Frankreich – zum

*Unter Louis besaßen Frauen mehr Macht als je zuvor, sie waren freier als anderswo in Europa.*

Vorteil seiner Feinde England, Niederlande und Preussen, die den Hugenotten mit ihrem breiten beruflichen Fachwissen ein Refugium boten (in dieser Zeit kam erstmals der tragische Begriff *réfugié* in Gebrauch).

1688 zerstörten Louis' Armeen Heidelberg, Mannheim, Mainz und andere Städte und verwüsteten die rheinpfälzischen Provinzen. Algier, Genua und Brüssel wurden bombardiert, woraufhin fast ganz Europa, abgesehen von den traditionellen Verbündeten Schweden und Osmanisches Reich, sich am Ende gegen Frankreich zusammenschloss. Französische Armeen wurden bei Höchstädt (an der Donau) und Ramillies (im heutigen Belgien) besiegt. Als Louis XIV. 1715 starb, war Frankreich durch Kriege und Hungersnöte zerstört und stand – obwohl der König in seiner Jugend versprochen hatte, das Land von korrupten Finanziers zu befreien – vor dem Bankrott. Den Weg des Trauerzugs von Versailles nach Saint-Denis säumten trinkende, singende und tanzende Menschen: «Allenthalben war Geigen spiel zu hören.»

Louis XIV. machte aus seiner Familie, den Bourbonen, eine globale Dynastie. Zwischen 1700 und 1713 konnte er seinen jüngeren Enkel als König Philipp V. von Spanien einsetzen, dessen Herrschaft von Mexiko bis nach Katalonien reichte (der heutige König Felipe VI. ist sein direkter Nachkomme). Louis XIV. begann

für Frankreich globale Märkte zu erschliessen. Höflinge mussten in die von ihm gegründeten Handelskompanien investieren, er errichtete Kolonien in Indien (Pondichéry), Afrika (Senegal) und Nordamerika (Louisiana und Detroit) und förderte den französischen Sklavenhandel. Louis' Botschafter in Madrid, der dies vom Standpunkt des Profits aus betrachtete, weniger unter dem Aspekt der Menschlichkeit, schrieb: «Ce commerce est très avantageux.» 1687 unternahm Louis sogar den erfolglosen Versuch, Siam (das heutige Thailand) zu erobern und dessen Herrscher zum Katholizismus zu bekehren. Er entsandte französische Astronomen, Mathematiker und Missionare an den Hof des Kaisers von China. Das erste in Europa veröffentlichte Buch über Konfuzius war Louis XIV. gewidmet.

## Auf Augenhöhe mit Künstlern

Louis XIV. war als neuer Apoll erfolgreicher denn als zweiter Alexander der Grosse. Wie sein Finanzminister Jean-Baptiste Colbert dem berühmten Bildhauer Gian Lorenzo Bernini bei dessen Besuch in Paris 1665 erklärte, war Louis entschlossen, keine Kosten zu scheuen, damit die Künste in Frankreich florierten. Und das erreichte er auch.

Er inspirierte und finanzierte künstlerische Aktivitäten in den verschiedensten Bereichen (Gartenbau, Architektur, Bildhauerei, Malerei, Musik, Oper, Ballett, Theater, Literatur). Im Gegensatz zu den meisten anderen Auftraggebern begleitete er die Arbeitsprozesse persönlich. Er schlug Themen vor, wählte Skulpturen für seine Gärten aus und begegnete Künstlern quasi auf Augenhöhe. Louis sagte einmal, er würde seinen Lieblingsschriftsteller, den grossen Dramatiker Jean Racine, höher preisen, wenn der ihn nicht so hoch pries. Er ernannte Jean-Baptiste Lully zum *Surintendant de la musique du roi* und François Couperin zum Hofkomponisten, liess Chorsänger vorsingen (darunter auch Frauen, was für die damalige Zeit ungewöhnlich war) und sorgte dafür, dass in Versailles die beste Musik von ganz Europa gespielt wurde. Botschafter,







*Inbegriff von Majestät:* Louis XIV. (1638–1715).

die an andere Höfe versetzt wurden, mussten sich dort nach eigenem Bekunden die Ohren zuhalten.

Das von 1670 bis 1676 erbaute «Hôtel des Invalides», gedacht als Unterkunft für kriegsversehrte und alte Soldaten, ist ebenso eindrucksvoll wie Versailles. Auf dem Kupferstich von der Weihung der Chapelle royale im Jahr 1706 wird der Architekt Jules Hardouin-Mansart ebenso prominent dargestellt wie der König, dem er «den Schlüssel zu diesem heiligen Tempel» überreicht, «den Eure Majestät zum Ruhme Gottes errichtet haben». Louis beglückwünschte ihn und wandte sich dann mit der ihm eigenen, für die damalige Zeit aber ungewöhnlichen Ehrerbietung an Madame

Mansart: «Madame, da ich Euch hier sehe, kann ich nicht umhin, Euch mein Kompliment auszusprechen für den Anteil, den Ihr gewiss an dem Ruhm habt, welcher Eurem Gatten heute zuteilwird.»

Unter Louis XIV. besaßen Frauen mehr Macht als zu jeder anderen Zeit vor der Fünften Republik, und sie waren freier als anderswo in Europa. Louis war fast so etwas wie ein Feminist. Er förderte die Verbreitung einer Abhandlung, deren Verfasser für die Gleichheit der Geschlechter und für die Gründung von Mädchenschulen plädierte, und setzte französische Hofdamen in politischer Mission ein.

Der König inszenierte sich als Gesamtkunstwerk. «Il sait très bien faire le roi», hiess es von

Louis, als er gerade einmal fünf Jahre alt war. Bei wichtigen Zeremonien trug er einen bestickten und juwelenbesetzten Mantel. Er trat bis zum dreissigsten Lebensjahr als Balletttänzer auf, kostümiert als Apoll mit Sonnenkranz, als Schäferin oder als Alexander der Grosse. 1663 gründete er die Académie Royale de Danse, denn «Tanzen gilt seit je als notwendige Kunst, um Haltung und Körperbeherrschung zu lernen» – Tanzen war das

### *Tanzen war das Fitnessstudio des 17. Jahrhunderts. Louis erfand die Choreografie.*

Fitnessstudio des 17. Jahrhunderts. Louis erfand die Choreografie. Auf seine Anregung hin hielt der Ballettmeister Raoul-Auger Feuillet erstmals Tanzschritte auf Papier fest und veröffentlichte 1701 seine «Chorégraphie ou l'art décrire la danse», versehen mit einer Widmung an Louis XIV.

### **Juwel Versailles**

Louis XIV. kannte Frankreich gut. Er besuchte Dünkirchen fünf Mal und Strassburg drei Mal, aber sein Herz gehörte Versailles und der französischen Armee.

Versailles sollte ihm zur Unsterblichkeit verhelfen. Es sollte alle anderen Schlösser, alt und neu, in den Schatten stellen und zeigen, dass in Frankreich die Künste genauso blühten wie in Italien. Versailles sollte als Schaufenster für Frankreich dienen, dem Ausland sollte die Pracht seines Hofes vorgeführt werden. Die meisten Ausländer waren in der Tat beeindruckt. 1701 pries der englische Schriftsteller John Northleigh Versailles als den «schönsten Palast in Europa». Den Spiegelsaal, den grössten Saal des Schlosses, ausgestattet mit Fresken, die Louis verherrlichten, bezeichnete er als «das Erhabenste, was ich in meinem Leben je gesehen habe».

Versailles verfügte, im Gegensatz zu anderen Schlössern, über Seitenflügel, fast so gross wie das Hauptgebäude für den König, in denen die königliche Familie, Minister und Hofbeamte untergebracht waren. Es war ein Arbeitsschloss – noch als Sechzigjähriger arbeitete Louis zuweilen bis Mitternacht in seinen Privatgemächern. Kuriere, die die neuesten Meldungen überbrachten, waren fast so häufig zu sehen wie Bittsteller, die um Beschäftigung oder eine Pension ersuchten.

Und alle Welt liess sich verführen. Versailles unterschied sich von anderen Höfen durch den unablässigen Reigen von Divertissements, die dort veranstaltet wurden. Schon am 14. Oktober 1663 notiert ein Gast: «Jeden Tag folgten Bälle, Ballette, Komödien, Musik für Singstimmen und Instrumente aller Art, Violinen, Spaziergänge, Jagden und andere Vergnügungen

## LOUIS XIV. UND DIE SCHWEIZ

# Der erobderungslustige Monarch importierte eidgenössische Söldner und exportierte reformierte Glaubensflüchtlinge

Vor gut 400 Jahren trennte die Schweiz noch gar keine gemeinsame Grenze von Frankreich. Vielmehr stiessen die bernische Waadt und das verbündete Genf ans Herzogtum Savoyen. Im Hundertjährigen Krieg des Spätmittelalters setzten sich die französischen Herrscher mit England auseinander und richteten ihr Augenmerk weniger nach Osten. Doch anlässlich der Schlachten bei St. Jakob an der Birs 1444 und bei Marignano 1515 beeindruckte die Tapferkeit der unterlegenen Schweizer. Es folgte ein «ewiger Friede» mit Soldbündnissen in gegenseitigem Interesse. Die Schweizer Regimenter standen treu zum jungen König Louis XIV. Dieser war zehnjährig, als die Schweiz auch mit französischer Unterstützung 1648 ihre Unabhängigkeit vom römisch-deutschen Reich aushandelte.

Frankreichs Ambassadoren in der Barockstadt Solothurn bemühten sich unter beträchtlicher Prachtentfaltung um eidgenössische Söldner und Soldbündnisse. Die konfessionellen Spannungen zwischen den dreizehn Orten machten Soldbündnisse über Jahrzehnte hinweg zu einer delikaten Angelegenheit. Anlässlich der feierlichen Beschwörung der Allianz vom 24. September 1663 in Paris zog der Sonnenkönig die Schweiz recht eigentlich über den Tisch. Sie dankte als Schutzmacht der Freigrafschaft Burgund ab, musste künftig 16 000 Söldner stellen, obendrein das französische Elsass verteidigen. Trotz diesen Zugeständnissen wurde aus den von Frankreich versprochenen Zollprivilegien und Rückzahlungen früherer Schulden so ziemlich nichts.

### Diplomatische Niederlage

Da waren die Zulassung einer eidgenössischen Militärjustiz in fremden Diensten, die freie Religionsausübung der reformierten Truppen oder die eingehandelte Neutralität Frankreichs bei schweizerischen Religionskriegen ein schwacher Trost. Der Zürcher Bürgermeister Johann Heinrich Waser war sich als Anführer der eidgenössischen Delegation dieser diplomatischen Niederlage wohl bewusst; zeit lebens verstummten Stimmen nicht, er habe sich bestechen lassen, was der Rat von Zürich verneinte. Der bekannte «Allianz-teppich» im Landesmuseum zeigt Waser



Das schönste Geschenk: Samuel Frisching.

barhaupt und mit gelüftetem Hut, während König Louis XIV. in der Kathedrale Notre-Dame zum Zeichen seiner Souveränität den Hut aufbehielt. Der absolute Monarch und das Oberhaupt der Zürcher Stadtrepublik halten beide ihre Rechte auf dem geöffneten Evangelium.

Der territoriale Machtpolitiker und Eroberer Louis XIV. vermochte Burgund und das den Eidgenossen verbundene Strassburg einzunehmen. Auch bedrohte er mit der Fes-

### Generell fürchteten die reformierten Schweizer die antiprotestantische Politik von Versailles.

tung Hüningen – zwischen 1679 und 1681 nach Plänen des Festungsbaumeisters Sébastien Le Prestre de Vauban errichtet – die Stadt Basel. 1671 bewilligte die Berner Obrigkeit dem König ein Regiment von 2400 Mann, an dem fortan die Militärunternehmerfamilie von Erlach gutes Geld verdiente. Einen Tiefpunkt der gegenseitigen Beziehungen erreichte der französische König 1685 indessen mit dem Widerruf des konfessionellen Toleranzedikts von Nantes. Eine neuerliche Flüchtlingswelle von Hugenotten (die französische Aussprache von «Eidgenossen») erreichte damals vor allem die Westschweiz, wobei die meisten in Richtung Norddeutschland weiterzogen. Am 30. August erschienen an einem einzigen Tag 8000 Glaubensflücht-

linge in Genf, das nur gerade doppelt so viele Einwohner zählte. Die wirtschaftlichen Folgen des französischen Aderlasses erwiesen sich für die Textil- und Uhrenindustrie trotz anfänglichem Gewerbeneid als segensreich.

### Geheimbund mit Katholiken

Generell fürchteten die reformierten Schweizer die antiprotestantische Politik von Versailles, zumal auch während der Eroberungskriege von Louis XIV. gegen die Glaubensgenossen in den Niederlanden. Noch grösser waren die Bedenken indessen gegenüber Spanien und Österreich, so dass Frankreich für Neugläubige doch noch als geringeres Übel erschien. Immerhin blieb der Monarch im Spanischen Erbfolgekrieg gegenüber der Schweiz friedlich, da er auf deren Regimenter angewiesen war. 1692 dienten nicht weniger als 37 220 eidgenössische Söldner in Frankreichs Infanterie. Noch im hohen Alter erfuhr König Louis XIV. von der Niederlage der Katholiken gegen die Reformierten in einem Bürgerkrieg anlässlich der zweiten Schlacht von Villmergen. Vergeblich versuchten die Orte der Zentralschweiz danach, mit französischer Hilfe die Kontrolle über die Landvogtei Baden und das Freiamt zurückzuerlangen.

Der Erfolg des 74-jährigen Berner Schultheissen Samuel Frisching in Villmergen bedeutete einen evangelischen Triumph, aber eine Katastrophe für die Katholiken. Die Sieger von Zürich und Bern diktierten am 11. August 1712 in Aarau einen harten Frieden und setzten ihre politischen Ziele durch. Nun ging der Gesandte von Louis XIV. in Solothurn am 9. Mai 1715 einen anti-reformierten Geheimbund mit den katholischen Eidgenossen ein. Das Separatbündnis dieses «Trücklibunds» – das Dokument wurde zwecks besserer Vertraulichkeit in Luzern in einem Blechtrückli aufbewahrt – verlor allerdings mit dem Tod von Louis XIV. am 1. September 1715 seine explosive Wirkung gegen den eidgenössischen Zusammenhalt. Sein nur gerade fünfjähriger Nachfolger Louis XV. liess die aggressive französische Aussenpolitik erst einmal zur Ruhe kommen. So bereitete der «Roi Soleil» der Schweiz im Grunde mit seinem Tod das schönste Geschenk.

Christoph Mörgeli



aufeinander.» Das Diner des Königs und der Gottesdienst wurden öffentliche Hofrituale. Festlichkeiten, zu denen gutgekleidete Personen meist Zugang hatten, fanden in Versailles bis 1789 statt, abgesehen von einer siebenjährigen Unterbrechung nach Louis' Tod, als der Hof nach Paris umzog.

Versailles war nach seiner Fertigstellung nicht nur Louis' Hauptresidenz, sondern fungierte auch als Jagdhütte, Reitzentrum, Musik- und Tanzfestival, Modenschau, Pensionat für höhere Töchter, Informationszentrum, als militärisches Hauptquartier und Regierungssitz. Versailles war nicht zuletzt eine Kunstgalerie. Die Privatgemächer Louis' XIV. hinter den Staatssälen beherbergten seine Sammlung antiker und moderner Edelsteine, von 21 000 Medaillen, oft zur Verherrlichung seiner Taten geprägt, Juwelen und Bronzeskulpturen. Wer über ein Empfehlungsschreiben verfügte, konnte in Abwesenheit des Königs die Sammlungen sowie die prächtigen Gemälde und Skulpturen in den Staatssälen betrachten.

Louis' Gemäldesammlung wuchs von 483 (im Jahr 1683) auf 776 (im Jahr 1695) und 1478 (im Jahr 1709) an. Die Werke waren in Versailles oder im Louvre untergebracht. Charles Le Brun, sein *premier peintre*, malte für ihn Szenen von Alexander dem Grossen, der im Triumph in Babylon einzieht oder die Familie des Dareios empfängt. Louis XIV. war ein so überzeugter Bewunderer Le Bruns, dass er 1685 «mit grösster Freude» eine Ratssitzung unterbrach, um seinen Ministern Le Bruns jüngstes Werk, eine «Aufrichtung des Kreuzes», zu zeigen. Kurz vor Le Bruns Tod 1690 erklärte er dem Künstler mit bourbonischem Sarkasmus: «Sterbt nicht,

Le Brun, um die Preise Eurer Gemälde in die Höhe zu treiben. Ihr habt bereits meine grösste Hochachtung.»

Vom Marquis de Sourches wissen wir, dass Gärtnern neben der Malerei «eine der grossen Leidenschaften des Königs» war. «Ständig ordnet er irgendeine Verschönerung der Gärten an.» Er inspizierte die Gartenanlagen selbst im Winter, als er jenseits der siebzig und es so kalt war, dass seine Hunde sich weigerten, ihm ins Freie zu folgen. Mit Versailles und den nahegelegenen Lustschlössern Marly-le-Roi (erbaut 1679–84) und Trianon (1687–88), die dem König als Rückzugsorte dienten, um dem Rummel in Versailles zu entfliehen, schuf Louis die grösste barocke Parklandschaft Europas. Lange, schnurgerade Wege, mit Sichtachsen bis zum Horizont, dazu Springbrunnen, Grotten, Teiche, Pavillons und 800 Marmorskulpturen von Göttern, Kaisern und Helden. In diesen Parkanlagen kam es nicht selten zu verstohlenen Rendezvous.

### Residenz, nicht Hauptstadt

In Europa galt Louis XIV. weithin als Vorbild von Majestät, Gastfreundschaft, Mäzenatentum und Respekt gegenüber Frauen. Monarchen der damaligen Zeit – Peter der Grosse, Joao V. von Portugal und selbst sein Feind Wilhelm III. von England – waren bestrebt, Louis' Schlösser und Gärten zu kopieren. Durch zeitgenössische Stiche, herausgegeben in Buchform von der königlichen Druckerei, fanden Ansichten von Versailles grosse Verbreitung. Monarchen bauten ähnliche Paläste, Pavillons und Parkanlagen. Oft genug wurden französische Gärtner oder Architekten mit der Arbeit

beauftragt – ob in Peterhof bei St. Petersburg, Hampton Court bei London, Schleissheim bei München oder Charlottenburg bei Berlin.

Dank Versailles wurde es Mode, dass nicht mehr die Hauptstadt Sitz der Regierung war, sondern die Residenz des Landesherrn – wie etwa Ludwigsburg bei Stuttgart, Potsdam bei Berlin oder Caserta bei Neapel. Hundert Jahre

### *Monarchen der damaligen Zeit waren bestrebt, Louis' Schlösser und Gärten zu kopieren.*

später nahm in den Vereinigten Staaten nicht New York oder Philadelphia oder eine andere grosse Stadt die Rolle der Hauptstadt ein, sondern Washington, das nach Plänen von Pierre Charles L'Enfant angelegt wurde, der in Paris studiert hatte und dann nach Amerika gegangen war.

Die Könige von England, Schweden und Polen waren eifrig bemüht, sich wie Louis XIV. zu kleiden und seinen Lebensstil nachzuahmen. Sie bestellten Kleidungsstücke – aber auch Möbel und Luxusgüter wie vergoldete Kutschen oder bestickte Satteldecken – über besondere «Einkaufsagenten», die in Paris stationiert wurden, sehr zum Missfallen der offiziellen diplomatischen Vertreter. Im Mai 1697 organisierte der französische Botschafter – obwohl Frankreich und England gerade erst Krieg gegeneinander geführt hatten – ein Divertissement namens «Le Palais des Plaisirs» mit Musik- und Ballettdarbietungen für König Wilhelm III. in einem Theater, das eigens neben dem kleinen Kensington Palace errichtet worden war, als hätten sich damals nur Franzosen auf die Organisation höfischer Festivitäten verstanden.

Heute strömen, genau wie während der Regentschaft Louis' XIV., tagsüber massenhaft Besucher nach Versailles, während abends gewöhnlich irgendeine Veranstaltung stattfindet, ein Konzert, eine Oper, ein privater Empfang oder die Präsentation eines französischen Luxusprodukts. Versailles wird noch mehr Besucher anziehen, wenn dort die Schwimmwettbewerbe der Olympischen Sommerspiele 2024 stattfinden – durchaus passend für einen Park, der von einem sportbegeisterten König angelegt wurde, der selbst ein passionierter Reiter war.

Über 300 Jahre nach seinem Tod ist Louis XIV. in Versailles noch immer lebendig.

Philip Mansel, Autor von «König der Welt – Das Leben von Ludwig XIV.» (2022 bei Propyläen erschienen), ist Fellow der Royal Historical Society sowie Präsident des wissenschaftlichen Beirats des Centre de recherche du château de Versailles. Gegenwärtig arbeitet er an einer Geschichte Europas im 19. Jahrhundert.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



**Vorbild in ganz Europa:** Schloss Versailles, gemalt von Pierre Patel (1668).

# Mosaik des Seins

So laufe ich weiter durch die Welt auf der Suche nach ihrem Bild und meinem.



*Mal bade ich in der Welt, dann duscht sie mich kalt.*

Ich lief, vielleicht zum tausendsten Mal, durch die einstige Basler Einkaufsstrasse, die Freie Strasse, und durch meine Erinnerungen und durchschritt eine neue und seltsame Gefühlswelt, jene der Entfremdung. Die Strasse war mal gross, grossartig nie, dafür fehlte ihr stets die Weltläufigkeit; aber doch, da waren Leben, Menschen, Autos, Geschäfte, und beim «Monopoly» lag sie neben der Bahnhofstrasse. Inzwischen ist sie, glaube ich, gar nicht mehr drauf. Eine rot-grüne Städtebauideologie wird gerade zu ihrem Ende. Man denkt immer, Ideologien bringen ein klares Leben hervor, aber viel öfter haben sie das Sterben im Gepäck.

Dort, wo einst Autos parkten, stehen jetzt Bagger, Bauabschränkungen, Dixi-Klos, Steine, Erde, Schutthalden und aufgegebene Geschäfte. Seit Jahren fahren die Bagger hin und her, um eine Fussgängerzone hinzubekommen, die alles ist und so, wie das wirkliche Leben niemals sein wird: kinderwagen-gerecht, velogerecht, behindertengerecht, terrorismussicher, ideologisch korrekt. Anfang 2024 sollen dreissig Millionen Franken alles neu und schön gemacht haben. Sie wird eine Strasse sein, die nach nichts riecht, mit totem Gestein, und Touristen werden durch sie hindurchlaufen und kaum Fotos schiessen und sie bald vergessen.

Kurz vor dem Gebäude der inzwischen auch geschlossenen Hauptpost sah ich ein Werbeschild. Es war nicht gross und wie aus einer vergangenen Zeit, «Weltbild» stand drauf.

Seither lassen mich Gedanken über Weltbilder nicht mehr los. Vielleicht weil ich nie eines hatte, kein universelles zumindest. Da waren nur Mosaikstücke, die ein bruchstückhaftes Bild ergaben.

Vom Himmel habe ich ein Bild. Er ist ein Meer voller Wellen und Worte, die mal sanft, mal kraftvoll sind; er ist ein Hafen, an dem ich mal leicht wie eine Schleierwolke, dann schwer wie eine Gewitterwolke sitze, ich trinke Espresso oder Rotwein, schreibe in mein Notizbuch, schaue zum Horizont und auf die Fischerboote, alles in einem Ozean der Ruhe. Abends gehe ich in eine Bar von Weltklasse, treffe mich selbst und vielleicht eine *lady death*, und dann gehe ich wieder nach Hause, schaue meiner Tochter beim Schlafen zu und versöhne mich mit meiner Frau.

Mein Weltbild ist so, wie ich bin, wie ich war und ein bisschen, was ich vielleicht einmal sein werde; mal voller Hoffnung, mal voller Niedergeschlagenheit, mal bade ich in der Welt, dann duscht sie mich kalt. Ich kann nicht genug von ihr kriegen, dann wieder bin ich angewidert von ihr. Und ich hadere ewig mit der Tatsache, dass auf ihr mehr Idioten leben als Kluge. Ich staune, immer noch, über die Vielfalt des Menschlichen, seiner Güte, seiner Gier, seiner Rücksicht, seiner Skrupellosigkeit, seiner Tapferkeit, seiner Feigheit.

Ich bin froh, dass ich nie eine Allianz mit Ideologien einging. Meine Ideologie war

stets mein Bauchgefühl, gefiltert durch das bisschen Wissen, das ich mir angeeignet habe. Ansonsten war ich darauf aus, mich zu amüsieren und ein paar Träume auf der Welt wahrwerden zu lassen, nicht allzu vielen Menschen wehzutun, ein bisschen was über die Mechanik des Weltenlaufs zu begreifen und so lange wie möglich nichts mit der Vergänglichkeit zu tun haben zu müssen.

Ich bin immer noch dabei, mich und die Welt kennenzulernen, wenngleich ich schon ein paar Rendez-vous mit beiden hatte. Die Frage nach dem Sinn von allem und jenem meiner Seele stellte ich mir nie in aller Konsequenz. Das blieb und bleibt immer stets eine Gedankenspielerei. Ich schrieb einmal auf den Klappentext eines meiner zwei Bücher, dass ich glaube, dass eine Existenz ein Leben lang nie endgültig ankommt, aber dass man trotzdem eine Menge Spass haben kann. Ich glaube, ich würde das heute immer noch schreiben.

So laufe ich weiter durch die Welt auf der Suche nach ihrem Bild und meinem, flaniere im besten Fall durch ihre Schönheiten und Unzulänglichkeiten; manchmal aufgehoben, gelegentlich verlassen und stets in der Gewissheit, dass die Welt nie nur ein einziges Bild ist. Und dass der Mensch viel besser beraten wäre, wenn er die Bilder der Welt länger anschauen würde, bevor er beginnt, seine Welt zu malen.



**INKL.  
MOBILE-  
EMPFEHLUNG  
BEI DEN  
ÄPFELN.**



**Wo gute Gespräche beim  
Einkaufen noch dazu gehören.**

Im Volg hat eine spontane Unterhaltung genauso Platz, wie die vielfältigen Produkte des Alltags. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, prägt Volg mit seinen rund 600 Läden das Dorfleben in der Schweiz.

**Volg**  
*frisch und fründlich*





## VIP-Angebot: Parco San Marco Hotels & Beach Resort Paradies am Lago di Lugano

Inmitten einer subtropischen Parkanlage – auf halber Strecke zwischen Lugano und dem Comersee – liegt das «Parco San Marco» in Cima. Entdecken Sie diesen herrlichen Flecken Erde mit blühenden Zitronenbäumen, Palmen und Zypressen, und geniessen Sie unvergessliche Ferientage am Lago di Lugano mit einem Hauch von Luxus.

Das exklusive Resort mit hoteleigenem Privatstrand ist auf Gastfreundschaft und maximalen Komfort ausgelegt. Ob als Paar oder als Familie – hier werden Sie mit aussergewöhnlichen Leistungen verwöhnt und erleben Ihren ganz individuellen Traumurlaub.

Sie logieren in einer eleganten und stilvoll eingerichteten Suite mit atemberaubender Seesicht. Sechs Top-Restaurants und drei Bars sorgen für höchste Gaumenfreuden aus Küche und Weinkeller sowie für angeregte Stunden in angenehmer Gesellschaft. Maximale Entspannung finden Sie im grosszügigen Spa CEÒ mit beheiztem Innenpool, Infinity-Aussenpool, Snowflake-Kältekabine, Panorama-Sauna und Relax-Zonen.

Tagsüber haben Sie die Wahl aus einer Fülle von Freizeitaktivitäten. Wie wär's mit einem exotischen Cocktail am Strand? Oder haben Sie Lust auf einen Bootsausflug oder auf ein erfrischendes Tauchabenteuer im See? Kinder

haben die Möglichkeit, sich in den drei altersorientierten Klubs beim Klettern, im Kino, beim Yoga oder auf spannenden Erlebnisausflügen zu vergnügen.



### VIP-Angebot für Familien und Paare

#### Parco San Marco Hotels & Beach Resort

##### Leistungen:

- 3 Übernachtungen inkl. «Buongiorno»-Frühstücksbuffet
- Freier Zugang zum Family SPA San Marco
- Kostenloses Fitness- und Entspannungsprogramm
- Nutzung des Privatstrands
- 50% Ermässigung auf den Parkplatz
- Kostenloses WLAN

##### Familien-Spezial

###### (max. 2 Erwachsene, 2 Kinder):

- Suite mit Seesicht (45–48 m<sup>2</sup>)
- Ein 4-Gang-Menü im Familienrestaurant «La Veranda & San Marco»
- Kostenlose Kinderbetreuung (April bis Oktober)
- Spezialpreis: € 1050.– (statt € 1500.–)

##### Paar-Spezial:

- Modern Junior Suite mit Balkon und Seesicht (30 m<sup>2</sup>)
- Ein 4-Gang-Menü im Restaurant «La Joie de Vivre»
- Einmaliger Eintritt für 4 Stunden im SPA CEÒ-Bereich
- Spezialpreis: € 999.– (statt € 1350.–)

##### Bedingungen:

Das Angebot ist limitiert verfügbar vom 4. April bis 1. November 2023 (ausgeschlossen 12. bis 17. Juni, Juli und August sowie allgemeine Feiertage).

##### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter [www.privateselection.ch/weltwoche](http://www.privateselection.ch/weltwoche) oder über Telefon 041 368 10 05. Bitte Stichwort «Weltwoche» angeben.

##### Veranstalter:

Private Selection Hotels & Tours, Luzern  
[www.privateselection.ch](http://www.privateselection.ch)



## PERSONENKONTROLLE

Grünenfelder, Fiala, Markwalder, Fehr, Sauter, Charles, Kummer, Z'graggen, Burkart, Putin, Gorbatschow, Joseph, Kambundji, Juncker



Auf dem Zenit: Snowboarderin Kummer.



Recht hat sie: Ständerätin Z'graggen.

**Peter Grünenfelder**, Unruhestifter, sorgt in der freisinnigen Fraktion im Bundeshaus für einen Krach. Die FDP-Ladys **Doris Fiala** und **Christa Markwalder** wollen nach vielen Jahren im Nationalrat nicht mehr nebeneinander sitzen. Ein Grund für den Zoff ist laut *Sonntagsblick* die Tatsache, dass sich Fiala im Februar für die Wiederwahl der Zürcher SP-Regierungsrätin **Jacqueline Fehr** starkmachte. Dafür aber Markwalders Mann – den gescheiterten Kandidaten Peter Grünenfelder – in seinem Wahlkampf zu wenig unterstützte. Markwalder rutschte eine Reihe weiter nach vorne. Auch an diesem Platz besteht durchaus Konfliktpotenzial: Sie sitzt ganz in der Nähe von **Regine Sauter** – der Ex-Frau von Grünenfelder. (odm)

**Charles**, ungekrönter König, möchte es jetzt doch prächtig. Wie aus dem Buckingham-Palast drang, hat der britische Monarch Pläne für eine schlichte Krönung ad acta gelegt. Mit einer Ausnahme: Der Erzbischof von Canterbury könnte ihn nur am Kopf salben und nicht auch an Brust und Händen. (ky)

**Patrizia Kummer**, Snowboard-Olympiasiegerin, tritt per Ende Saison zurück. Die 35-jährige Walliserin bestreitet Mitte März in Berchtesgaden ihr letztes Rennen. «Ich blicke mit Zufriedenheit und Stolz auf meine Karriere zurück», so die Goldmedaillengewinnerin von Sotschi 2014. Zweimal holte sich Kummer WM-Silber und einmal WM-Bronze. Auf diese Leistungen kann man in der Tat stolz sein. (ah)

**Heidi Z'graggen**, Friedentaube, lief in der Debatte über indirekte Waffenlieferungen im Stöckli zur Höchstform auf. Die Urner Ständerätin meinte zum Vorstoss von FDP-Präsident **Thierry Burkart**, Schweizer Kriegsgerät in der

Ukraine zum Einsatz kommen zu lassen, nur so viel: «Weil die Ziele der Motion dem Kern des Neutralitätsrechtes widersprechen, widersprechen sie eben auch der Bundesverfassung. Wer das ändern will, hat das Volk und Ständen vorzulegen, anstatt es indirekt über ein Gesetz zu fabrizieren.» Recht hat sie! (odm)

**Wladimir Putin**, Abstinenzler, verdient gut am Schnaps. Aus Verkäufen des nach ihm benannten Wodkas «Putinka» sollen 500 Millionen Dollar an den Kremlchef geflossen sein, wie die russische Investigativplattform «Proekt» ermittelte. Vorvorgänger **Michail Gorbatschow** hatte nie etwas von «seinem» Wodka. Der heisst nach dem Firmengründer **Leo Gorbatschow**. (ky)

**Jason Joseph**, Sausewind, sorgte an der Hallen-Europameisterschaft in Istanbul für einen Paukenschlag. Der 24-jährige Baselbieter schnappte sich überraschend Gold über sechzig Meter Hürden. «Diese Medaille bedeutet mir sehr viel», so der Schweizer U-23- und U-20-Europameister. Besonders freute ihn, dass er im Final mit 7,41 Sekunden eine neue Schweizer Bestmarke setzen konnte. In exakt sieben Sekunden holte sich die dreissigjährige Bernerin **Mujinga Kambundji** Gold über sechzig Meter. Ihre zehn Jahre jüngere Schwester **Ditaji Kambundji** sicherte sich über sechzig Meter Hürden Bronze. Die Schweiz ist nicht nur eine Ski-, sondern fast auch eine Leichtathletiknation. (ah)

**Jean-Claude Juncker**, Schluckspecht, ärgert noch immer gern die Briten. Im britischen TV mischte der frühere Kommissionschef der EU Wermut in die Begeisterung für den jüngsten Nordirland-Deal mit Brüssel. Die EU habe noch immer «viel mehr Autorität, als es scheint», meinte er maliziös. (ky)



## INSIDE WASHINGTON

### Transgender und Fairness im Sport

Von den Hallen des Kongresses bis zur *New York Times* – die nationale Genderdebatte kocht hoch. In dieser Woche begannen die Republikaner mit ihrer neuen Mehrheit die Debatte über einen Gesetzesentwurf, der die Teilnahme von biologischen Männern am Frauensport untersagt. Das Gesetz zum «Schutz von Frauen und Mädchen im Sport» würde für Sportprogramme gelten, die Bundesmittel erhalten, einschliesslich aller staatlichen und vieler privaten Schulen. Der «Gleichstellungsausschuss», der die Interessen von LGBTQ-Personen vertritt, lehnt den Entwurf vehement ab: «Hier geht es nicht um Mädchen und Frauen im Sport, dieses Gesetz richtet sich gegen Trans-Kids.»

Redaktoren der *New York Times* sehen sich einer Meuterei von Mitarbeitern gegenüber, die behaupten, die Zeitung attackiere junge Transpersonen. Das angesehene Blatt hat es gewagt, die potenziellen Risiken einer medizinischen Geschlechtsumwandlung bei Kindern zu thematisieren. Manche Mitarbeiter befürchten, selbst leise Zweifel könnten für einen öffentlichen Aufschrei sorgen. Ihre Nervosität ist durchaus begründet, auch wenn ihr Berufsethos auf wackligen Füßen steht.

Laut einer You-Gov-Umfrage vom vergangenen Jahr sind nur 29 Prozent der Amerikaner damit einverstanden, dass Kinder Pubertätsblocker erhalten. Die meisten Befragten hatten mindestens ein ungutes Gefühl. Beim Sport ist die Sache klarer. Laut einer vom linkslastigen National Public Radio im letzten Sommer beauftragten Umfrage sind «erwachsene Amerikaner mehrheitlich dagegen, Transgender-Athletinnen die Teilnahme an Wettbewerben in Frauen- und Mädchenteams zu erlauben». Für fast zwei Drittel der Befragten (63 Prozent) ist beim Sport Schluss mit Trans-Inklusion.

Amy Holmes

## Rütlibomber und Ostseebomber

Micheline Calmy-Rey war an der 1.-August-Feier 2007 auf dem Rütli mit Christine Egerszegi die «Heldin des Tages» (*Blick*). Doch dann detonierte etwas auf der Rütliwiese – gemäss Urner Polizei ein «Feuerwerkskörper», laut *Lu-zerner Zeitung* eine «Knallpetarde». Die Rede war auch von einem «Sprengsatz». «Gummiboot-Fröntler» hätten auf dem Seeweg versucht, den Nationalfeiertag zu stören. Auch andere «Neonazis» wurden erfolgreich vom Rütli ferngehalten. Die Medien sprachen nach dem Knall von «krimineller Energie», die «Menschenleben in Gefahr brachte».

Der wirksamste Sprengstoff ist die Angst. Nach der Detonation auf dem Rütli trat der Rechtsstaat auf den Plan: Für Sprengstoffdelikte ist die Bundesanwaltschaft zuständig. Schon am 8. August eröffnete sie ein Verfahren gegen den «Rütlibomber». Doch der vorgebliche eidgenössische Neonazi entpuppte sich als ausländischer «Asiate aus gutem Haus» (*Der Bund*) und «Professorensohn» (*Blick*). Seine Telefone und E-Mails sowie jene seiner Eltern wurden überwacht. Ab Januar 2009 sass der angebliche «Rütlibomber» fast ein ganzes Jahr in Untersuchungshaft. Über vier Jahre lang untersuchten die Strafverfolger. Erst im Oktober 2011 wurde das Verfahren mangels Beweisen eingestellt.

Am 26. September 2022 zerstörten Sprengstoffanschläge drei von vier Strängen der Gasleitungen Nord Stream 1 und 2 in der Ostsee. Dieser Terrorakt verursacht einen volkswirtschaftlichen und ökologischen Schaden von Milliarden. Die Detonation war so gewaltig, dass bei Nord Stream 1 ein Röhrenabschnitt von 248 Meter Länge weggesprengt wurde.

Doch anders als beim «Rütlibomber» tritt diesmal der Rechtsstaat äusserst zögerlich in Erscheinung. Am liebsten würden sich die involvierten Länder ganz verkriechen. Dänemark, Deutschland und Norwegen untersuchen – angeblich. Die vielgepriesene «internationale Ordnung, die sich auf den Rechtsstaat stützt statt auf das Recht des Stärkeren» (Ignazio Cas-sis) funktioniert nicht. Momentan triumphiert der Staatsterrorismus. Stell dir vor, es herrscht Terror. Und keiner sieht hin.

Christoph Mörgeli

## Asyl für XY unbekannt

Der Bund gibt neuerdings keine Auskunft mehr darüber, wie viele Asylbewerber ihre Identität verschleiern.

Philipp Gut

Es ist kein Geheimnis: Viele Asylbewerber sind weder politisch verfolgt noch an Leib und Leben bedroht, wie es das Asylgesetz vorschreibt. So anerkennt das Staatssekretariat für Migration (SEM) von hundert maghrebinischen Gesuchstellern über 99 nicht als echte Flüchtlinge an. Die Frage von echt und unecht stellt sich darüber hinaus im buchstäblichen Sinn bei den ebenfalls zahlreichen Personen, die ihre wahre Identität verschleiern. Nationalrätin Barbara Steinemann verlangte hierzu in der Fragestunde vom Montag dieser Woche Auskunft. Sie wollte insbesondere wissen, bei wie vielen Migranten im Jahr 2022 die Identität feststeht.

Die Antworten des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD) von Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider (SP) lauten, erstens: «Das SEM verfügt [...] über keine Statistik zu diesem Thema.» Zweitens: «Dazu liegen keine Zahlen vor.» Und schliesslich: «Zu den Fragen 3 und 4 können keine Angaben gemacht werden, weil das SEM dazu keine Statistik erhebt.»

### Befremdliches Wegducken

Baume-Schneiders Asylexperten wissen nach eigenen Angaben also nicht, wer seine Identität im Asylverfahren nicht preisgibt. Wie wollen die Behörden feststellen, ob jemand in seiner Heimat verfolgt ist, wenn sie nicht wissen, wer dieser Jemand ist? Dabei ist klar: Muss ich tatsächlich aus politischen Gründen um mein Leben fürchten, habe ich alles Interesse daran zu belegen, dass ich ich bin und nicht nicht ich.

Das Wegducken des SEM befremdet umso mehr, als es auf dieselben Fragen noch vor kurzem sehr wohl detailliert Auskunft geben konnte. So schrieb es im September 2019: «Zwischen dem 1. Januar 2010 und dem 31. August 2019 haben insgesamt 42 378 Eritreer ein Asylgesuch gestellt. Davon sind 7837 oder 18,5 Prozent mit Geburtsdatum 1. Januar registriert.» Dieses Datum teilen die Behörden einem Asylbewerber zu, von dem sie nicht wissen, wann und wo er geboren wurde. Im Mai 2017 verriet das SEM: «Von 2007 bis 2017 (Stand: 30. April 2017) waren insgesamt rund 8000 unbegleitete minderjährige Asylsuchende

zu verzeichnen. Davon reichten 414 einen Reisepass, 502 eine Identitätskarte und 1104 andere Identitätsausweise ein. 6123 Personen reichten keine Identitätsdokumente ein.» Nur bei 3,7 Prozent der minderjährigen Asylbewerber stand die Identität «zweifelsfrei fest». Ebenfalls vom SEM stammt die präzise Auskunft (November 2016): «Bei 73 Prozent der Asylgesuche, die von Januar 2010 bis August 2016 gestellt worden sind, haben die Asylsuchenden keine Reisepapiere oder Identitätsausweise abgegeben.»

Entweder hat das SEM also aufgehört, Buch zu führen – oder es will die Daten nicht mehr herausrücken. Auf Anfrage sagte ein Sprecher, die Frage sei auch aus dem Parlament eingegangen. «Wir können einer parlamentarischen Auskunft nicht in den Medien vorgreifen.» Sicher ist: Es geht nicht an, dass der Bund verschleiern, wer seine Identität verschleiert.

Bundesrätin ohne Grenzen: Seite 30

Liebe ist...



... wenn Reichtum nicht mit Geld zu beziffern ist.



# Wo steckt unser Alfred Gantner?

Der Brexit ist ein grosser Reinfall. Ein Alleingang der Schweiz wäre das noch grössere Fiasko.



**M**illiardär Alfred Gantner schoss im Alleingang das für die Schweiz optimale Rahmenabkommen ab. Gerhard Pfister liess sich von ihm in die Irre führen. Rudolf Strahm begleitete den ehemaligen Mormonen-Bischof als Messdiener in den «Club» des Schweizer Fernsehens. Gantner wollte uns mit seinen gross-spurig angekündigten Arbeitsgruppen aufzeigen, wie es ohne Rahmenabkommen geht.

Ausser einem lächerlichen Energiepapier hatte er bis heute nichts zu bieten. Was überrascht: Die Medien fragen nicht nach. Sie müssten Alfred Gantner Löcher in den Bauch fragen. Darf ein Milliardär einfach so still und leise abschleichen?

Als Vorbild und Blaupause hatte der Brexit in der Schweiz viele Fans. Deren zwei Thesen: Erstens geht Grossbritannien dank dem Volksentscheid goldigen Zeiten entgegen. Zweitens: Die Schweiz erhält die Chance, zusammen mit den Briten erfolgreich den Alleingang durchzuziehen.

Inzwischen hört man von den schweizerischen Brexit-Jubelchören genauso wenig wie von unserem Gantner National. Rein gar nichts.

Hat das Volk immer recht, oder kann es sich auch einmal irren? Alle machen ab und zu Fehler. Das haben inzwischen auch die Britinnen und Briten eingesehen. Von denen, die eine Meinung dazu haben, halten 63 Prozent den Austritt aus der EU für einen Fehler. Und nur 37 Prozent finden ihn nach wie vor richtig. Der konservative John Major hält den Austritt gar für einen «kolossalen Fehler». Genau wie Michael Heseltine. Immerhin zwei altgediente Tories.

Die Wirtschaft Grossbritanniens wuchs 2022 nur um 0,2 Prozent. Im deutschen *Handelsblatt*

ist zu lesen: Nach Berechnungen von Jonathan Haskell, externes Mitglied des geldpolitischen Ausschusses der Bank of England (BoE), habe der EU-Austritt viele private In-

## *Ein Blick in den helvetischen Rückspiegel lehrt: Das EWR-Nein war keine Zeitenwende.*

vestitionen «im Keim erstickt». Er bezifferte den dadurch entstandenen Produktivitätsverlust auf 29 Milliarden Pfund – oder 1000 Pfund pro Haushalt.

Schöne Sauce.

Immerhin versucht jetzt Premier Rishi Sunak zusammen mit Ursula von der Leyen die Lage in der nordirischen See etwas zu beruhigen. Dazwischen funkt einmal mehr Boris Johnson, der chronische Lügner.

Alles halb so schlimm, denn ein Blick in den helvetischen Rückspiegel lehrt: Das EWR-Nein war keine Zeitenwende. Im Rahmen der bilateralen Verhandlungen kam alles, aber einfach etwas später: die 40-Tonnen-Lastwagen. Die Personenfreizügigkeit. Und in Sachen Umweltschutz und erneuerbare Energien hat Brüssel Bern längst überholt.

**F**rüher, als viele glauben, wird es zu einem Rahmenabkommen 2.0 kommen. Denn die Schweizerinnen und Schweizer sind nur mutig, wenn es um wenig bis nichts geht. Etwa bei Nebenthemen wie dem Verbot von Minaretten oder Burkas. Weil dem so ist, formuliert die SVP Volksinitiativen ohne jeden Biss, um den

Pegel an den Stammtischen hochzuhalten. So etwa die Neutralitätsinitiative. Bringt nichts und schadet nichts.

In Tokio leben vierzehn Millionen Menschen. In der Schweiz könnten es – wenn wir unseren ETH-Professoren glauben wollen – locker sechzehn Millionen sein. Für den emeritierten Professor Matthias Finger ist die Schweiz eine Stadt. Mit den Alpen als Central Park. Und wir seien – wenn wir richtigerweise die Grenzgänger reinrechnen würden – bereits eine Zehn-Millionen-Schweiz. Für Pascal Couchepin ist die Schweiz nicht überbevölkert, sondern unterbevölkert. Deshalb hätten wir eine relativ hohe Zuwanderung, wie alle wirtschaftlich attraktiven Regionen Europas.

**D**er Brexit lehrt alle einschlägig Interessierten: Der Hass auf die Fremden und das Fremde, die Abschottung des eigenen Landes legen Spitäler und Lieferketten teilweise lahm. Nicht einmal genügend Tomaten gibt es in London zu kaufen.

Wer die Zuwanderung verlangsamen will, muss die Mindestlöhne auf mindestens 25 Franken pro Stunde erhöhen. Und so die Produktivität stimulieren. Denn länger arbeiten wollen nur wenige. Wer kann, geht vorzeitig in Pension. Und immer mehr Lohnabhängige arbeiten nur mehr in Teilzeit. Die Schweiz ist inzwischen für die Besserverdienenden das Land mit der 31-Stunden-Woche. Das können und wollen wir uns leisten.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Pandemie-Pakt gegen die Völker

Die Weltgesundheitsorganisation will künftig die Gesundheitspolitik der Staaten diktieren. Das wäre das Ende der Unabhängigkeit der Schweiz.

Stefan Millius

**A**lles beginnt harmlos, fast beiläufig. Am 12. November 2020 ist Charles Michel, Präsident des Europäischen Rats, zu Gast am Friedensforum in Paris. Dort deponiert er erstmals seinen Vorschlag: Wie wäre es, wenn die Welt bei der nächsten Pandemie vereint zusammensteht? Alle gemeinsam gegen das Virus, mit Massnahmen aus einem Guss und ohne Sololäufe. Regeln lasse sich das ganz einfach: mit einem Vertrag, den die 194 Mitgliedstaaten der Weltgesundheitsorganisation (WHO) unterzeichnen würden.

Am 19. Februar 2021 kommen die Regierungschefs der G-7-Staaten zusammen. Aus der flüchtigen Idee ist in der Zwischenzeit eine feste Absicht geworden. Die Politiker veröffentlichen einen «Aufruf zu einem internationalen Pandemievertrag».

## Man hat es offensichtlich eilig

Wieder drei Monate später, am 21. Mai 2021: Die WHO führt ihre «Weltgesundheitsversammlung» durch. Sie kündigt dort eine Sondersitzung für Ende November 2021 an, um «einen neuen internationalen Pandemievertrag zu erörtern». Es ist erst das zweite Mal in der Geschichte, dass die WHO zwei Mal in einem Jahr einlädt. Am 1. Dezember 2021 einigen sich die Mitgliedstaaten darauf, mit der Ausarbeitung eines Übereinkommens zu beginnen. Man hat es offensichtlich eilig.

Das ist der unscheinbare Anfang eines unheimlichen Vorgangs. Er rüttelt an den Grundfesten des souveränen Nationalstaats. Verfassungen sollen wertloses Papier, die eigene Gesundheitspolitik an einen Dritten delegiert werden. Wenn alles kommt wie geplant, wird die WHO künftig über Gesundheitsmassnahmen in allen Mitgliedstaaten inklusive der Schweiz entscheiden. Spätere Veränderungen und Erweiterungen, so sieht es der Vertrag vor, könnten ohne Einstimmigkeit beschlossen werden.

Von alledem trennt uns nur noch eine hauchdünne Wand. Denn nirgendwo regt sich handfester Widerstand gegen die Idee eines globalen Pandemievertrags. Die Bürgerrechtsbewegung



Oberste Panikmacherin.

«Mass-voll!» hat zwar eine «Souveränitätsinitiative» angekündigt, die nationales Recht vor Völkerrecht stellen will. Die offizielle Politik bleibt aber stumm. Sie scheint dem Versprechen zu glauben, es gehe nur um den schnelleren Informationsaustausch zwischen den Staaten und darum, medizinische Ausrüstung verfügbar zu machen.

Die Bescheidenheit hat System. Alle Beteiligten versuchen, das Geschehen herunterzuspielen. «Weder einzelne Regierungen noch

## Nirgendwo regt sich handfester Widerstand gegen die Idee eines globalen Pandemievertrags.

die Weltgemeinschaft können Pandemien vollständig verhindern», heisst es in einem Papier des Rats der Europäischen Union. Die internationale Gemeinschaft müsse sich aber besser auf künftige Ausbrüche vorbereiten und koordinierter handeln. Zudem gelte es,

«die notwendigen kollektiven Massnahmen zur Bekämpfung von Pandemien zu strukturieren».

Vorbereiten, koordinieren, strukturieren: Das klingt nach viel Administration ohne direkte Auswirkungen. Ein Trugschluss, sagt Stephan Rietiker. Er ist Arzt und Präsident von Pro Schweiz, der Nachfolgeorganisation der Auns. Rietiker hat sich ausführlich mit dem Entwurf des Pandemievertrags beschäftigt, der inzwischen in Rekordzeit entstanden ist. Sein Urteil: «Das ist faktisch ein Instrument, um alle Staaten unter ein weltweites Diktat der WHO zu zwingen.» Im Namen der Gesundheitsvorsorge wolle sie ein Überwachungssystem installieren, «das den gesamten Globus umspannt und in das jeder Mitgliedstaat ohne Mitspracherecht eingebaut werden soll».

Bisher hat die WHO stets nur Empfehlungen ausgesprochen, wenn sie auch im Fall von Covid-19 von fast allen Staaten umgesetzt wurden. Nun soll der Begriff «nicht bindend» aber



gestrichen werden. Aus Empfehlungen würden so zwingende Befehle für alle, die das Vertragswerk unterzeichnen. Oder in Rietikers Worten: «Sobald der Chef der WHO eine Pandemie ausruft, ist die Schweizer Verfassung ausser Kraft gesetzt.» Von ihm befragte Juristen hätten diese Feststellung bestätigt.

### Demokratische Prozesse unterlaufen

Aus Sicht des Europäischen Rats ist die Weltgesundheitsorganisation für diese Aufgabe die richtige Adresse. «Die WHO ist das umfassendste und erfahrenste Gremium, in dem alle Länder bei wichtigen globalen Gesundheitsfragen zusammenarbeiten können», heisst es in einem Dossier zu den Plänen.

Das sieht Roland Rino Büchel anders. Die WHO sei kaum geeignet, eine globale Gesundheitspolitik zu verordnen, sagt der St. Galler SVP-Nationalrat. Ihren Leistungsausweis

### *Auch Bundespräsident Berset wiegelt ab. Er behauptet, das Ziel sei nur eine bessere Koordination.*

während Covid-19 nennt er «medioker». Die Weltgesundheitsorganisation habe in dieser Zeit «als oberste Panikmacherin agiert». Stephan Rietiker weist zudem darauf hin, dass es sich bei ihr um eine vom Volk nicht legitimierte Nichtregierungsorganisation handle, die Profitinteressen verfolge. Und er teilt Büchels Einschätzung: «Die Leistung der WHO in der Pandemiezeit kann man ja wohl rückblickend als unheilvoll und dilettantisch bezeichnen, um es nett auszudrücken.»

Was nun als Entwurf auf dem Tisch liegt, beunruhigt den Parlamentarier Büchel allerdings mehr als die Vergangenheit: «Die Pläne werden immer haarsträubender.» Sie hätten eine Zentralisierung zum Ziel, die demokratische Prozesse unterläuft. Die WHO würde künftig «nicht nur die Weichen stellen, sondern auch noch den Fahrplan diktieren und den Verkehr regeln». Konkret könnte sie Lockdowns, Schulschliessungen, Maskenpflicht, Impfzwang und weitere Massnahmen über den Kopf der Staaten hinweg verfügen. Unterzeichne die Schweiz diesen Vertrag, so Büchel, «gibt sie neben der Unabhängigkeit in der Gesundheitspolitik auch den Föderalismus und die direkte Demokratie auf».

Im Hintergrund geschieht noch mehr. Stephan Rietiker hält den Pandemievertrag für ein «Ablenkungsmanöver». Parallel dazu seien Änderungen an den internationalen Gesundheitsvorschriften geplant. Diese sehen vor, dass sich die WHO künftig selbst ermächtigen kann, eine Pandemie überhaupt auszurufen. Das wird scheinbar harmlos als «mehr Befugnisse beim Erklären von Notlagen» umschrieben. In Verbindung mit dem Pandemievertrag definiert

die WHO dann also zunächst den Ernst der Lage – und sagt auch gleich, welche konkreten Massnahmen einzuleiten sind. Staaten, die nicht Folge leisten, werden sanktioniert oder gebüsst. Nationale Verfassungen werden auf einen Schlag ausser Kraft gesetzt.

Das alles geschieht unter dem Radar der Öffentlichkeit, weil die Medien kaum darüber informieren. Wenn sie es tun, dann mit lautem Jubel. Im «Echo der Zeit» von Radio SRF werden die Pläne unverhohlen befürwortet: «Wenn jeder für sich sein Süsschen kocht, wird es schwierig mit der Zusammenarbeit.» Dass der geplante Vertrag bereits mit einer Zweidrittelmehrheit der Staaten jederzeit verändert werden kann, bezeichnet die Zürcher Völkerrechtlerin Helen Keller in der Sendung lobend als «clever aufgebaut und dynamisch». Kein Wort vom Ende der Souveränität der Schweiz und der Machtballung bei der WHO.

Auch Bundespräsident Alain Berset wiegelt auf Fragen im Parlament stets ab. Er behauptet, das Ziel sei nur eine bessere Koordination unter den Staaten. Eine klare Unwahrheit, sagt Stephan Rietiker: «Es geht um den totalen Durchgriff.» Berset hat zudem schon mehrfach deutlich gemacht, dass er gern bereit ist, die Unabhängigkeit der Schweiz aufzugeben. Demütig forderte er bei der Eröffnungsrede der letzten Weltgesundheitsversammlung, die Rolle der WHO «bei der Vorbereitung und der Bekämpfung von Gesundheitskrisen wie Pandemien zu stärken».

Der Pro-Schweiz-Präsident wie auch der SVP-Nationalrat sehen derzeit nur eine Chance, das Vorhaben zu durchkreuzen: mit breiter Information. «Im Moment ist es das Wichtigste, dass dieses unsägliche Vertragswerk bekannt wird», sagt Roland Rino Büchel. Die Bürger müssten



Schluckbeschwerden

erfahren, was die Schweizer Regierung alles zu akzeptieren bereit sei. «Es gibt ein einziges Uno-Land, das sich intelligent verhält: Liechtenstein ist nicht Mitglied der WHO.» Die Schweiz müsse ebenfalls bereit sein zum Austritt, wenn sich die Absichten der Weltgesundheitsorganisation durchzusetzen drohen.

Für Stephan Rietiker steht fest: Schweizer Vertreter dürften sich gar nicht erst an Gesprächen beteiligen. «Wie kann man auf internationaler Ebene überhaupt an Verhandlungen über die Abschaffung der nationalen Souveränität und der Ausserkraftsetzung der Verfassung teilnehmen?» Er kenne niemanden, der vom Volk dazu legitimiert worden sei.

### Trumps Weitsicht

Mitten in der Corona-Zeit hat der damalige US-Präsident Donald Trump den Austritt seines Landes aus der WHO angekündigt. Sein Nachfolger Joe Biden machte diesen Prozess nach seiner Wahl umgehend rückgängig. Trump wurde für seine Pläne auf breiter Front kritisiert. Heute müsste man diese Frage wohl neu beurteilen. Er hat wohl damals schon geahnt, welches Unheil da im Anzug ist.

«Heute dauert die Zukunft länger. Hoffentlich selbstbestimmt.»

Rolf Dörig  
Verwaltungsratspräsident

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

SwissLife

# Wokeness macht Angst

Die Anlaufstelle «Dargebotene Hand» hat innert Kürze zehnmal mehr Zulauf. Warum haben die Menschen mehr psychische Probleme als früher?

Walter Hollstein

Die Welt ist aus den Fugen. Ihre äusserere Ordnung ist zerbrochen, ihr innerer Zusammenhalt verloren gegangen.» So begann Ulrich Beck, international renommierter Soziologe aus München, 2017 sein letztes Buch über die «Metamorphose der Welt». Diese Entwicklung hat sich mittlerweile noch erheblich verstärkt: Die soziale Wirklichkeit transformiert sich rapide. Die traditionellen gesellschaftlichen Milieus lösen sich auf: Nachbarschaften, Vereine, gut erreichbare Einkaufsmöglichkeiten, Serviceleistungen wie zum Beispiel die Post, die alte und gewohnte Beiz, die Sitzbank mit den Bekannten. Das Selbstverständliche des Lebens verschwindet. Wir sind in einem Gesellschaftszustand mit schwankendem Boden, wie es der Soziologe Zygmunt Bauman einmal genannt hat. Dazu gehören auch neue Entwicklungen wie Wokeness, Sprachpolizei oder Sanktionen gegen die verordnete politische Korrektheit.

## Depressionen, Borderline, Burnout

Das bleibt nicht ohne Folgen: Der telefonische Beratungsdienst der «Dargebotenen Hand» hat vor kurzem verlauten lassen, dass sich die Zahl der Anrufe wegen Ängsten in den vergangenen Monaten verzehnfacht habe. Das korrespondiert mit Daten und Befunden aus anderen europäischen Ländern. Die Wiener Psychotherapeutin Elisabeth Mixa macht dabei einen «seltsamen Widerspruch» aus: «Gegenwärtige westliche Gesellschaften sind von einem Paradoxon gekennzeichnet: Einem gesellschaftlichen Imperativ auf Wohlgefühle korrespondiert eine alarmierende Zunahme an psychischen Leidenszuständen.» Mit Letzteren gemeint sind Depressionen, Angstzustände, Borderline und Burnout. Das bestätigt auch der Zürcher Stellenleiter der Dargebotenen Hand; die Telefonate wegen solcher Beschwerden haben zwischen 2019 und 2022 um nahezu 10 Prozent zugenommen.

Leben muss, um es sinnvoll und zufrieden führen zu können, ein grosses Stück selbstverständlich sein. Es darf nicht jeden Tag wieder in Frage gestellt werden, es ist einfach da, und es ist tragfähig. Das lehrt die Anthropologie; aber vor allem belegt es unsere Erfahrung. Die Soziologin

Aida Bosch dekretiert: «Sicherheit kann uns in der Regel nur die Kultur geben.» Andere Menschen vor uns hätten bestimmte Erfahrungen gemacht. «Das gelte als sozial richtig und schaffe einen sicheren Raum.» In der neusten Studie der Eidgenössischen Migrationskommission (EKM) wird konstatiert, dass nicht die Migra-

## Das Selbstverständliche des Lebens verschwindet. Wir sind in einem Zustand mit schwankendem Boden.

tion, sondern «Begleiterscheinungen von Wachstum» wie «starke Bautätigkeit, wachsende Verkehrsbelastung oder befürchtete Verarmung des Soziallebens» Ängste auslösen. Darüber lässt sich streiten, zumal Studien aus Deutschland, den Niederlanden oder Grossbritannien die Migration als Angstfaktor benennen.

Die EKM benennt das probate Gegen- und Heilmittel gegen soziale Ängste, nämlich, dass «eine Mehrheit der Befragten viel Wert auf den lokalen Austausch und Begegnungsmöglichkeiten legt». Der britische Publizist David Goodhart spricht in seinem Bestseller «The Road to Somewhere» vom «sense of ownership of their

area», den die Menschen brauchen: feste Orte der Begegnung und des täglichen Austausches.

Derzeit kursieren viele Meldungen vom Kiosksterben in der Schweiz. Auch da sollte man die Folgen bedenken. Ganz lang war der Kiosk im Quartier ein zentraler Punkt des Treffens, eine tägliche Anlaufstelle. Doch solche Orte verschwinden mehr und mehr. Während es früher Fixpunkte gab, an denen wir erkennen konnten, was stabil blieb und was nicht, erleben wir heute eine rasende Veränderung, die unsere einst stabilen Orte, Werte und Traditionen obsolet werden lässt. In allen Bereichen von Gesellschaft scheinen die gültigen Massstäbe sich aufzulösen.

## Anthropologisches Grundgesetz

Selbstverständlichkeiten sind im Zerfall begriffen. Viele Menschen haben nicht mehr das Gefühl, dass sie ihre eigene Lebenswelt überschauen. Ihnen entgleitet der Alltag. Unsicherheit macht sich breit. Es ist ein anthropologisches Grundgesetz: Was im Leben selbstverständlich ist, das gibt Kontinuität; Kontinuität gibt Sicherheit, und Sicherheit garantiert Verlässlichkeit. Es ist ebenso eine soziale Gesetzmässigkeit, dass die Auflösung von Gewohntem Angst schafft, indem das Gefühl entsteht, das eigene Leben und den Nahraum nicht mehr kontrollieren zu können.

So wächst, wie vor allem die Demoskopie in der letzten Zeit belegt, die Sehnsucht nach Ordnung und Stabilität. Auch Professor Frank Rühl vom Institut für Evolutionäre Medizin der Universität Zürich konstatiert: «Ich stelle fest, dass die Leute sich vermehrt nach einer Ordnungskraft sehnen.» Rühl, der in der Forschung vielfach für die Armee tätig ist, bezieht das ganz ausdrücklich auch auf das Militär.

Mit Konventionen, Traditionen und Ritualen haben wir Strukturen geschaffen, die uns Halt geben, vermerkt Aida Bosch. In dieser für den Einzelnen so intransparent gewordenen Welt von heute stiftet Rückbesinnung offenbar Orientierung für viele. Damit sind wir in der Schweiz noch etwas besser dran als andernorts.

Walter Hollstein ist emeritierter Professor für politische Soziologie und Autor von «Das Gären im Volksbauch» (Verlag NZZ Libro).





# «Sein Wille ist stark»

Filmproduzent Harvey Weinstein ist in Los Angeles erneut wegen Vergewaltigung verurteilt worden. Wir konnten uns mit einem seiner Vertrauten unterhalten.

Benjamin Bögli

Los Angeles

Der Gerichtssaal in Downtown Los Angeles war voll, das Urteil scharf: Richter Lisa B. Lench sandte den siebzehnjährigen Filmproduzenten Harvey Weinstein am 23. Februar wegen «Vergewaltigung, erzwungenem Oralverkehr und sexueller Penetration durch Fremdkörper» sechzehn Jahre ins Gefängnis. Weinstein erschien in einem grauen Einteiler vor Gericht und bat vor dem Urteil um Gnade: «Ich behaupte, dass ich unschuldig bin. [...] bitte verurteilen Sie mich nicht zu lebenslanger Haft, ich verdiene es nicht. [...] es gibt so viele Dinge, die in diesem Fall falsch sind. Es gibt keine Beweise. [...] das ist ein abgekartetes Spiel.»

## Urknall der #MeToo-Bewegung

Die Anklägerin, bis zu diesem Zeitpunkt anonymisiert Jane Doe #1 genannt, sagte vor der Urteilsverkündung unter Tränen: «Es gibt keine Gefängnisstrafe, die lang genug ist, um den Schaden zu beseitigen.» Weinsteins Sprecher, Juda S. Engelmayer, mit dem sich die *Weltwoche* nach dem Prozess unterhalten konnte, bezeichnet das Urteil wiederum nicht als «Gerechtigkeit», sondern als «Schlag ins Gesicht für einen Mann, bei dem viele beschlossen haben, dass er ohne Rücksicht auf die Fakten entsorgt werden sollte».

Es war die zweite Verurteilung Harvey Weinsteins in einem der gesellschaftlich prägendsten Fälle der letzten Jahrzehnte. Die Weinstein-Affäre führte 2017 zum Urknall der #MeToo-Bewegung. Rund hundert Frauen haben sich seither gemeldet, die Produzentengenie Weinstein («Pulp Fiction», «Shakespeare in Love», «Gangs of New York») sexuelle Übergriffe vorwarfen. Drei Anklagen überzeugten die Gerichte. 2020 erhielt Weinstein in New York eine 23 Jahre dauernde Gefängnisstrafe wegen sexueller Vergehen an zwei Frauen. Gegen das Urteil legten seine Anwälte Berufung ein. Derzeit liegt diese zur Prüfung beim höchsten New Yorker Gericht.

Beim Prozess in Los Angeles handelte es sich um die Anklage des 43-jährigen russischen

Models Evgenia Chernischova (Jane Doe #1), Mutter von drei Kindern, die jetzt in Los Angeles einen Blumenladen betreibt und zertifizierte Geburtshelferin ist. Sie beschuldigte Weinstein, sie im Jahr 2013 im «Mr. C Hotel» in Beverly Hills nach dem Festival «Los Angeles, Italia» vergewaltigt zu haben. «Es ist extrem schwierig für mich, hier zu stehen. [...] ich trage diese Last, dieses Trauma, diesen irrationalen Glauben, dass es meine Schuld war, schon seit Jahren mit mir herum», erklärte Chernischova der Richterin, bevor diese ihr Urteil – sechzehn Jahre Gefängnis – fällte.

Auch gegen diesen zweiten Gerichtsentscheid geht Weinstein vor. «Er wird Berufung einlegen», sagt Engelmayer zur *Weltwoche*. Der Kommunikationsunternehmer, der in New York die Firma Herald PR betreibt, arbeitet seit sechs Jahren mit Weinstein zusammen. Er bezeichnet ihn als Freund und Vertrauten; er unterhalte sich mehrmals pro Woche mit ihm.

«Das Urteil war verwirrend», resümiert Engelmayer. «In den Fällen, in denen Harvey behauptete, es habe sich um eine <transaktionale>

*«Die Geschworenen wollten einfach nicht diejenigen sein, die Harvey freisprechen.»*

und einvernehmliche Beziehung gehandelt, sprachen ihn die Geschworenen frei oder waren sich nicht einig. In den Fällen, in denen Harvey behauptete, er habe sie (die Frau) nie getroffen, glaubten die Geschworenen ihm nicht, obwohl es genügend Beweise dafür gab, dass sie nie zusammen waren. Die Geschworenen wollten einfach nicht diejenigen sein, die Harvey freisprechen.» Engelmayer nennt die Strafe, angesichts von Weinsteins Alter und Gesundheitszustand, «grausam».

## «Wir legen Berufung ein»

Zunächst war es nämlich nicht klar, ob der angeschlagene Angeklagte überhaupt im Gerichtssaal erscheinen wird. Vor dem Prozess,



«Ich verdiene es nicht»: Harvey Weinstein mit Schauspielerin Rose McGowan, 1997.

der im vergangenen Oktober begann, verlegten die Behörden Weinstein vom New Yorker Hochsicherheitsgefängnis Wende Correctional Facility nach Los Angeles in die Twin Towers Correctional Facility. «Er hat ernste gesundheitliche Probleme, befindet sich auf der Krankenstation und wird von Ärzten betreut», beschreibt Engelmayer Weinsteins derzeitigen Zustand. Manchmal gehe er spazieren, lese, sehe fern und unterhalte sich mit seinen Anwälten sowie seinen Kindern. Weinstein ist Vater von vier Töchtern und einem Sohn, alle Kinder sind zwischen 1995 und 2013 geboren. «Er hat noch immer Hoffnung. Sein Wille ist stark», sagt Engelmayer.

Wie geht es weiter? «Wir legen in Los Angeles Berufung ein und warten auf den Entscheid in New York», so Engelmayer. Bis es klar ist, ob der kalifornische Staat das Urteil gegen Weinstein aufrechterhält oder nicht, bleibt er in der Twin Towers Correctional Facility in Haft.

Danach wird der gefallene Filmproduzent entweder in seine Heimatstadt New York verlegt, oder er kommt erneut in Los Angeles vor Gericht.

# Reise ins DeSantis-Land

Auf ihm ruhen die Hoffnungen der Republikaner.  
Wer ist Ron DeSantis, den Medien als «Trump mit Gehirn»  
porträtieren? Spurensuche in seiner Heimat Florida.

Dave Seminara

Dunedin, Florida

Für amerikanische Linke war Donald Trumps Wahlniederlage eine erstaunlich bittersüsse Angelegenheit. Man behauptete zwar, er sei die grösste Gefahr für die amerikanische Demokratie seit dem Zweiten Weltkrieg, insgeheim aber schätzte man sich glücklich, denn Trump war so toxisch, dass der korrupte, langweilige, senile Joe Biden vielen Amerikanern als akzeptabel erschien. Nach Trumps Niederlage hatte die Linke ein Problem. Man beschäftigte sich immer noch mit ihm, aber man wusste, dass ein neuer Bösewicht notwendig war, den man dämonisieren konnte. Und hier kommt Ron DeSantis ins Spiel, der Gouverneur von Florida.

Dass er Linken einmal als republikanischer Buhmann dienen könnte, hätte noch vor wenigen Jahren für Erstaunen gesorgt. In drei Legislaturperioden als Kongressabgeordneter tauchte Ron DeSantis, 44, kaum in den Nachrichten auf, man sagte ihm mangelndes Charisma nach. 2018 wurde er mit einer hauchdünnen Stimmenmehrheit von 0,4 Prozent zum Gouverneur von Amerikas grösstem Bundesstaat gewählt.

Doch dann avancierte er während der Pandemie wegen seiner wirtschaftsfreundlichen Art und seiner lautstarken Kritik an Corona-Einschränkungen, Masken- und Impfpflicht zu einer nationalen Figur – Held für die Rechten, Buhmann für die Linken. Die Medien bezeichneten ihn als «wissenschaftsfeindlich»



„Wie ich sehe, haben Sie Ihren Bleistift wahrscheinlich seit Wochen nicht angefasst, Döhler...“

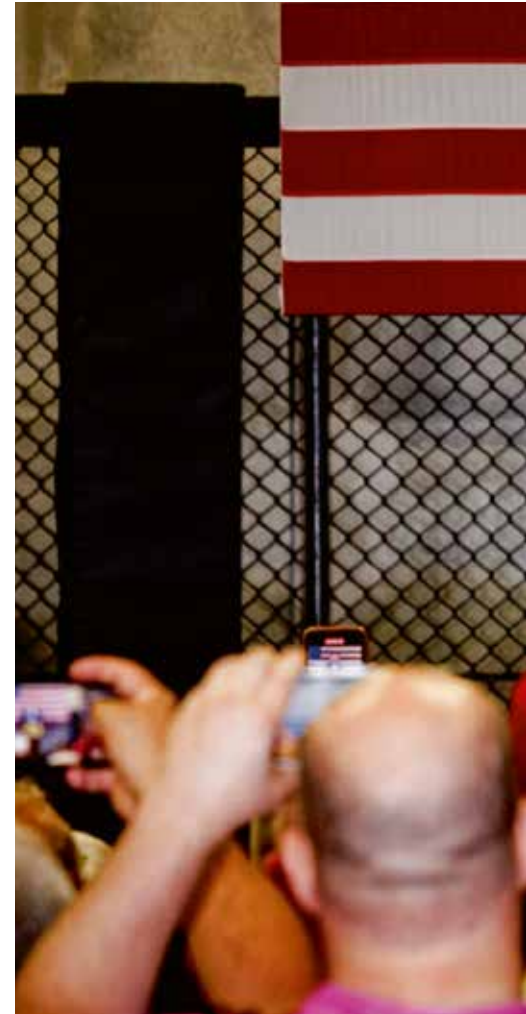
und gaben ihm den Namen «DeathSantis», weigerten sich aber weiterhin, mit altersspezifischen Corona-Mortalitätsraten zu arbeiten, die zeigten, dass Florida die achtzehntbeste Performance von fünfzig Bundesstaaten aufwies, obwohl dort kein Lockdown verhängt wurde.

## Vehement gegen Wokeness

Während Schüler in manchen Staaten fast zwei Jahre lang nicht zur Schule gehen konnten, gab es für die Kids in Florida zu Beginn der Pandemie nur zwei Monate Online-Unterricht. Florida wurde, je nach politischem Standpunkt, ein Symbol für Freiheit oder Diktatur. Jedenfalls führte DeSantis seinen Wahlkampf unter dem Motto «Florida bleibt frei». Er wandte sich vehement gegen Wokeness und attackierte die Linken und ihre Verbündeten in den Medien bei allen möglichen Themen – von illegaler Einwanderung über Bildung bis hin zur LGBT-Agenda.

Wer die Berichterstattung über Ron DeSantis und die vielen Kontroversen um seine Person hauptsächlich in den amerikanischen und internationalen Medien verfolgt hat, wird ihn fälschlicherweise für einen Extremisten halten. So dürfte kaum jemand wissen, dass er sich als Naturschützer nach dem Vorbild von Teddy Roosevelt sieht und dass er als Kritiker der mächtigen Zuckerwirtschaft in Florida hervorgetreten ist. (In seiner Antrittsrede erklärte er, dass Florida «ein goldenes Zeitalter für den Schutz unserer wertvollen natürlichen Ressourcen» erlebe.) Vielleicht haben Sie auch von seinem Gesetz zur Stärkung der Erziehungsrechte der Eltern gelesen, das von seinen Gegnern als «Don't Say Gay»-Gesetz bezeichnet wurde. Das Gesetz, in dem das Wort «Gay» übrigens nirgendwo vorkommt, verbietet keineswegs, dass in Schulen in Florida über Homosexualität gesprochen wird. In Kindergärten und in Schulen bis zur dritten Klasse soll es einfach nur keinen Unterricht zum Thema sexuelle Identität und sexuelle Orientierung geben.

Im September 2022 lief die Empörungsmaschine der linken Medien auf Hochtouren,



Er trägt seine Verachtung für die Eliten

als DeSantis fünfzig venezolanische Asylbewerber nach Martha's Vineyard verfrachtete, die Insel vor Cape Cod im Bundesstaat Massachusetts, auf der Barack Obama und viele andere Prominente ein Sommerhaus besitzen.

*Trump war so toxisch, dass der korrupte, langweilige, senile Biden vielen als akzeptabel erschien.*

Laut Umfragen wurde diese Massnahme von hispanischen Einwanderern in Florida noch deutlicher unterstützt als von anderen Gruppen, aber die Demokraten und die Medien regten sich furchtbar auf.

Doch trotz der Negativwalze in den Medien wurde DeSantis im vergangenen November mit knapp 60 Prozent der Stimmen wiedergewählt. Es war ein historischer Sieg: Seit 1868 hat kein Republikaner in Florida so deutlich gewonnen, und jeder Demokrat, der in diesem Staat für ein öffentliches Amt kandidierte, verlor, während Republikaner anderswo durchweg enttäuschten.

DeSantis' Sieg und die Tatsache, dass er die Stimmen der Hispanics und das multiethnische Miami gewann, obwohl die Linken





wie ein Ehrenzeichen: Polit-Aufsteiger DeSantis.

ihn als Rassisten verunglimpft hatten, waren eine grosse Enttäuschung für das linksliberale Establishment.

Die Wähler wussten es zu schätzen, dass es keine Lockdowns gegeben hatte und dass Florida ein Niedrigsteuerstaat mit einem beispiellosen Haushaltsüberschuss ist. Kaum jemand in Florida fiel auf das Narrativ der Medien herein, die DeSantis als «Baby Trump» oder einen «Trump mit Gehirn» porträtiert hatten, denn man konnte sehen, dass er in Auftreten und Temperament konzentriert und ruhig ist und nicht erratisch und unberechenbar wie Trump.

### Federers Fussspuren

Für mich war sein Erdrutschsieg keine Überraschung, weil ich geahnt hatte, dass er Wähler und Wählerinnen wie meine Frau für sich gewinnen würde, eine Unabhängige, die für Trump nichts übrighat. Obwohl er in seiner offiziellen Biografie auf seine Herkunft aus der Arbeiterklasse verweist, spricht er selten über sein Elternhaus in Dunedin. Und so beschloss ich ein paar Wochen vor der Wahl, mich in Dunedin umzusehen, um mir ein Bild von dem Mann zu machen, der unser nächster Präsident sein könnte.

Ich bin überzeugt, dass man den Fussspuren bedeutender Persönlichkeiten folgen muss, wenn man verstehen will, wer sie waren oder sind. Ich habe Porträts über Pablo Neruda, Kurt Cobain, Charles Darwin, Ernest Hemingway und viele andere bekannte Figuren geschrieben. 2019 folgte ich in der Schweiz den Spuren von Roger Federer und schrieb ein Buch darüber mit dem Titel «Footsteps of Federer». Im Fall DeSantis war es schwieriger, weil seine engste Umgebung den Medien misstraut. Interviewanfragen wurden regelmässig abgelehnt.

Dunedin bezeichnet sich als älteste Stadt zwischen Key West und Cedar Key an der Golfküste Floridas. Die Stadt mit rund 35 000 Einwohnern am St. Joseph Sound ist bei Touristen vor allem wegen der vorgelagerten Barrier Islands beliebt, die einige der schönsten Strände der Golfküste vorweisen können, wie etwa den Honeymoon Island State Park.

Der Name der Stadt (Dunedin ist der gälische Name von Edinburg) geht auf zwei schottische Einwanderer zurück, und die schottischen Ursprünge sind noch heute zu bemerken. Ein schottisches Kulturzentrum, an dem ich vorbeikam, kündigte mit Aushängen die alljährlichen Highland Games and Festival mit

Dudelsackmusik, Tanz, Wettbewerben und reichlich Alkohol an.

Im frühen 20. Jahrhundert kam Dunedin durch den Anbau von Zitrusfrüchten zu Wohlstand, doch 1985, als DeSantis' Eltern dorthin zogen (der kleine Ron war sechs), waren es schwierige Zeiten. Rons Vater Ronald senior arbeitete als Techniker für eine Firma, die TV-Einschaltquoten misst, seine Mutter Karen war Krankenschwester. Drei Jahre nachdem die Familie am östlichen Stadtrand ein Haus für 65 000 Dollar gekauft hatte, das die Eltern noch immer bewohnten, wurde eine Agentur gegründet, die sich um die Wiederbelebung der heruntergekommenen Innenstadt kümmern sollte.

Europäische Touristen zieht es vor allem in das alternativ angehauchte Stadtzentrum, wo man eher Regenbogenfahnen als DeSantis-Plakate sieht. Fährt man aber zehn Minuten in

### *Trotz der Negativwalze wurde DeSantis mit knapp 60 Prozent der Stimmen wiedergewählt.*

nördlicher Richtung und dann auf der Main Street in östlicher Richtung durch eine klassische Vorstadtgegend mit Supermärkten und Einkaufszentren, kommt man in eine komplett andere Welt. Dies ist DeSantis-Land, die Gegend, in der Ron aufwuchs. Es ist eine typisch amerikanische Enklave mit schmalen Kanälen und bescheidenen Ranch-artigen Häusern aus den 1970ern, überall sieht man amerikanische Fahnen. Hier wohnen Anhänger von Trump und DeSantis. DeSantis-Land ist ein Quartier von Arbeitern und Rentenempfängern, die Leute sind stolze Hauseigentümer, die Vorgärten sind makellos gepflegt, auf der Strasse grüsst man sich.

### Misstrauen gegenüber den Medien

Von Nachbarn erfuhr ich, dass DeSantis in einer Schüler-Baseballmannschaft spielte, die sich 1991 für die Little League World Series qualifizierte. Er studierte Geschichte an der Yale University und machte sich dort einen Namen als erstklassiger Schlagmann des College-Teams.

Bei meinem ersten Besuch in Dunedin verzichtete ich darauf, bei Rons Eltern vorzusprechen. In der Hoffnung, dass sie mich zu einem Interview empfangen würden, schrieb ich ihnen stattdessen einen Brief und packte all die positiven Artikel hinein, die ich über ihren Sohn geschrieben hatte. Als ich eine Woche später vor ihrem Haus stand, war ich so nervös, dass ich befürchtete, im nächsten Moment mit einem Herzinfarkt zusammenzubrechen.

Nach einer Weile kam Rons Vater zur Tür, die er aber nur einen Spalt breit öffnete. «Ich

kann nicht mit Ihnen reden», sagte er, nachdem ich mich vorgestellt und er erklärt hatte, meinen Brief nicht erhalten zu haben. «Die Medien geben alles, was man sagt, verzerrt wieder und reißen es aus dem Zusammenhang.»

Ich entschuldigte mich für die Störung und wandte mich zum Gehen, doch kurz bevor ich mein Auto erreichte, hörte ich eine Frauenstimme meinen Namen rufen. Ich drehte mich um und sah eine Frau, die mir auf der Einfahrt entgegengelaufen kam. Es war Karen DeSantis, Rons Mutter. Sie hatte von meinem Projekt gehört und erklärte entschuldigend, dass sie Anweisung hätten, alle Interview-Anfragen an das Wahlkampfbüro weiterzuleiten. «Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen», sagte sie.

Ich sah mich ein wenig in der Umgebung um, sprach mit Nachbarn, die mir erzählten, dass die Familie bescheiden sei und grosses Ansehen geniesse. «Sie protzen nicht damit, dass ihr Sohn der Gouverneur von Florida ist», sagte ein Mann, der gleich nebenan wohnte.

Bei meiner Rückkehr fand ich ein E-Mail von Ronald DeSantis senior in meinem Posteingang. Er teilte mir mit, dass ein Nachbar den Briefkasten für sie geleert hatte und dass mein Brief tatsächlich angekommen sei. Er sagte, dass ihm mein Schreibstil gefalle, reagierte aber nicht, als ich ihm in meiner Antwort einige Fragen stellte. Im Grunde war es nicht so wichtig.

#### «Bronze Star» im Irak

Einige Besuche in DeSantis-Land und mein kurzer Kontakt mit den Eltern verschafften mir einen Eindruck von dem Mann, der, im Gegensatz zu Trump, lieber über politische

Themen als über sich selbst spricht. Ron DeSantis wuchs in einer Gegend auf, in der die Leute stolz darauf sind, Amerikaner zu sein. Er wohnte in einem unpräzisen Haus, dessen Wert heute etwa 50 000 Dollar unter dem durchschnittlichen Hauspreis in den USA liegt.

DeSantis muss seine einfache Herkunft nicht herauskehren, weil er als Person überzeugt. Er besitzt etwa 300 000 Dollar, muss aber noch 21 000 Dollar Studienkredit zurückzahlen. Nach seinem Jurastudium an der Harvard-

#### *DeSantis wuchs in einer Gegend auf, in der die Leute stolz darauf sind, Amerikaner zu sein.*

Universität, Alma Mater der renommiertesten Juristen in Amerika, hätte er einen gut-bezahlten Job annehmen können, doch er ging zur US-Navy, die ihn unter anderem in den Irak schickte, wo er mit dem «Bronze Star» ausgezeichnet wurde.

Wohngegenden wie DeSantis-Land, mehrheitlich von Weissen und der *working class* besiedelt, haben sich zuletzt den Republikanern zugewandt, während wohlhabendere Enklaven zunehmend links wählen. Daten der US-Finanzverwaltung von 2020 zeigen, dass 65 Prozent der Amerikaner mit einem Haushaltseinkommen von 500 000 Dollar und mehr mit den Demokraten sympathisieren.

DeSantis' Werte spiegeln die patriotische, konservative und antielitäre Haltung, der man in DeSantis-Land allenthalben begegnet. Angesichts der vielen amerikanischen Fahnen versteht man sofort, dass DeSantis 2021 bei-

spielsweise das Anti-Woke-Gesetz initiierte, das den Unterricht in kritischer Rassentheorie an Schulen untersagt, weil dieser nach seiner Überzeugung nur dazu führt, dass Schüler ihr Land ablehnen.

Auch Elitenkritik gehört zu den politischen Grundthemen in DeSantis-Land. Der Gouverneur präsentierte seine Corona-Politik als Teil des Kampfes zwischen den Eliten und den einfachen Leuten. «Wir haben die Eliten zu Recht kritisiert», sagte DeSantis. «Es war falsch, dass sie die Schulen geschlossen und Lockdowns verhängt haben. Es war falsch, dass sie eine Maskenpflicht verhängt haben, und sie haben die Wirksamkeit von mRNA-Impfstoffen falsch eingeschätzt.»

#### Politik für den alten Nachbarn

Zuletzt attackierte er die sogenannten Eliten, die zum Weltwirtschaftsforum nach Davos gereist waren. «Diese Leute kommen dort zusammen und glauben, dass sie die Macht haben und alle anderen bloss Leibeigene sind.» Wäre er in einer privilegierten Familie aufgewachsen, könnte man seine Angriffe auf die Eliten für opportunistisch halten. Aber wenn man DeSantis zuhört, gewinnt man den Eindruck, dass seine Haltung authentisch ist und dass er Sorgen zur Sprache bringt, die unter einfachen Leuten weit verbreitet sind.

Die Rede, die er im Januar bei Antritt seiner zweiten Amtszeit hielt, dauerte nur eine Viertelstunde. Trump ist ein Geschäftsmann, aber DeSantis ist jemand, der sofort zur Sache kommt. Über seine Familie oder seine eigene Person hat er nie viele Worte verloren. Wenn er auf diese Weise einen Personenkult à la Trump begründen will, so ist er darin ziemlich schlecht.

Anders als Trump schießt er nicht auf den Beifall der Eliten. Er trägt seine Verachtung für die Eliten wie ein Ehrenzeichen. In DeSantis-Land versteht man, warum er will, dass die Reichen auf Martha's Vineyard Asylbewerber aufnehmen, warum er gegen den Erlass der Rückzahlung von Studentenkrediten und gegen Dragqueen-Geschichten zu bester «familienfreundlicher» Sendezeit ist. Seine Politik kommt bei seinen alten Nachbarn an. Er denkt an sie, will sie ansprechen. Man kann nur raten, woher Trumps populistische Neigungen rühren — bei Ron DeSantis muss man sich nur in den Strassen von DeSantis-Land umsehen, dann weiss man es.

Dave Seminara ist Schriftsteller und ehemaliger Diplomat. Er ist der Autor von «Footsteps of Federer: A Fan's Pilgrimage Across 7 Swiss Cantons in 10 Acts» und «Mad Travelers: A Tale of Wanderlust, Greed and the Quest to Reach the Ends of the Earth».

Aus dem Englischen von Matthias Fienborck



Erstklassiger Schlagmann: DeSantis im College in Dunedin, um 1991.



# Pirouetten in Publizistik und Politik

Mit Roger Köppel endet die lange Tradition von kantigen Chefredaktoren im Nationalrat.



Erst hielt er eine Rede vor Ungarns Politprominenz an der Mathias-Corvinus-Hochschule in Budapest und traf dann Ministerpräsident Viktor Orbán. Dann sass er in Wien mit dem früheren Bundeskanzler Sebastian Kurz zusammen. Dann moderierte er bei Servus TV, dem grössten privaten TV-Sender Österreichs, seine Talkshow «Der Pragmaticus». Dann warteten auf ihn die Journalisten der *Süddeutschen Zeitung*, die über ihn schreiben wollten.

Es war das jüngste Wochenprogramm von Roger Köppel. Ach ja, und dazwischen erschien SVP-Nationalrat Köppel auch noch an der Frühjahrssession des Nationalrats in Bern. Hier erwarteten ihn so faszinierende Geschäfte wie das Güterverkehrsverlagerungsgesetz und das Finanzmarktinfrastrukturgesetz.

98 Prozent der helvetischen Parlamentarier werden nie zu Reden an internationalen Hochschulen eingeladen, sie treffen keine Staatschefs unter vier Augen, sie haben keine eigenen TV-Shows, und die ausländischen Zeitungen schreiben nie über sie.

Dass der *Weltwoche*-Chef als Politiker nun aufgehört, kann man darum nachvollziehen. Der Mann hat sich zuletzt stark internationalisiert. Er ist, physisch wie journalistisch, immer mehr ausser Landes präsent. Diese Ausweitung kontrastiert zunehmend mit der Schweiz-zentrierten Haltung, die in seiner Partei Leitlinie ist.

Mit Köppel verschwindet eine Tradition. Es gibt nun keine dieser meinungsstarken Chefredaktoren mehr im Nationalrat, die dort seit 1848 die Bühne belebten.

Bevor wir das ausleuchten, ein kurzer Seitenblick. Nach Köppels Abgang gibt es zwar noch

eine letzte Chefredaktors-Person im Bundeshaus. Es ist SP-Nationalrätin Min Li Marti. Sie ist hauptberuflich Chefredaktorin der Wochenzeitung *P.S.*, einem linken Blättchen aus Zürich.

Mit etwas über 2000 Exemplaren erscheint der Titel allerdings nahezu unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Marti verzichtet auf pointierte politische Kommentare und liefert stattdessen jeweils ihre «Gedanken zur Woche», Betrachtungen zu den üblichen rotgrünen Themen von Frauenrechten bis Klimawandel.

Die grossen Chefredaktoren im eidgenössischen Parlament waren ganz andere Kaliber. Seit 1848 erstmals der Nationalrat

*Journalisten mögen Kleinkram nicht, auch dann nicht, wenn sie später Politiker werden.*

gewählt wurde, sassen im Gremium immer Chefredaktoren, gleich zu Beginn etwa Jakob Stämpfli von der *Berner Zeitung* und Anton Schnyder von *Der Eidgenosse*.

Die wichtigste Figur der publizistisch-politischen Geschichte war vermutlich der Freisinnige Walther Stampfli, der Chefredaktor des *Oltner Tagblatts*, der 1931 in den Nationalrat und 1940 in den Bundesrat gewählt wurde. Ex-Journalist Stampfli erfand nach dem Krieg die Altersvorsorge und wurde zum «Vater der AHV».

Dominierende Doppelbegabungen in Journalismus und Politik waren dann etwa Willy Bretscher, der Chefredaktor der *NZZ*, der ab 1951 sechzehn Jahre lang für die FDP

im Nationalrat sass. Er war im Rat der führende Aussenpolitiker und im Kalten Krieg ein unbeugsamer Kommunistenfresser. Ergänzt wurde er vom liberalkonservativen Peter Dürrenmatt, der dreissig Jahre lang Nationalrat und zugleich Chefredaktor der *Basler Nachrichten* war.

Beide erlebten dann ab 1963 den Aufstieg von Helmut Hubacher, dem Chefredaktor der sozialdemokratischen *AZ*-Zeitungsgruppe und Nationalrat während 34 Jahren. Zu Hubachers harten Gegenspielern im Parlament gehörten der freisinnige Oscar Fritschi, der Chefredaktor des *Zürcher Oberländers*, und die zwei CVPLer Raymond Broger, der Chefredaktor des *Appenzeller Volksfreunds*, und Edgar Oehler, der Chefredaktor von *Die Ostschweiz*.

Gegen Ende der neunziger Jahre endete die Tradition politisierender Chefredaktoren, bis sie 2015 von Roger Köppel noch einmal wiederbelebt wurde.

Gemeinsam war allen, von Stämpfli über Bretscher bis Hubacher und Köppel, ein Grundzug des journalistischen Wesens. Die mühsame Knochenarbeit der Gesetzgebung liess sie ziemlich kalt. Ihr Talent waren vielmehr rhetorische Pirouetten auf grundsätzlicher Ebene: Aussenbeziehungen, Verfassung, Neutralität, Sozialwerke, Föderalismus.

Für die Details in der Differenzbereinigung des Güterverkehrsverlagerungsgesetzes und des Finanzmarktinfrastrukturgesetzes hingegen interessierte sich keiner von ihnen. Journalisten mögen Kleinkram nicht, auch dann nicht, wenn sie später Politiker werden.

---

# Bundesrätin ohne Grenzen

Elisabeth Baume-Schneider hat als neue Asylministerin einen Blitzstart hingelegt. Sie macht die Schweiz zum Flüchtlingsparadies Europas.

Marcel Odermatt

Bern

**E**ines muss man Elisabeth Baume-Schneider lassen: Die Justizministerin lässt nichts anbrennen. Die neue Bundesrätin hat einen Blitzstart hingelegt, ist schon fast hyperaktiv. Fast täglich kommen aus dem Departement der Sozialdemokratin frische Nachrichten und Entscheide, mit denen sie ihren Kurs in der Asylpolitik festzurrt.

So hat die ehemalige Sozialarbeiterin beschlossen, dass ukrainische Jugendliche in der Schweiz eine Lehre anfangen und beenden können. Unabhängig davon, ob der Schutzstatus S bis zum Ende der Ausbildung gilt.

Kurz vorher informierten ihre Leute, dass vorläufig Aufgenommenen der Zugang zum Arbeitsmarkt erleichtert werden soll. Zudem

*Migranten hätten die Schweiz zu dem Land gemacht, das es heute sei, sagt die Sozialdemokratin.*

soll es ihnen leichter möglich sein, den Wohnsitz in einen anderen Kanton zu verlegen.

Auch nach der Erdbebenkatastrophe in der Türkei und in Syrien gab die 59-Jährige die Marschrichtung vor. Opfer mit Verwandten in der Schweiz sollen auf beschleunigtem Weg ein Visum erhalten.

## «Soziale Migrationspolitik»

Gleichzeitig machte Baume-Schneider ihre Parteikollegin Regula Mader zur neuen Vizedirektorin des Staatssekretariats für Migration (SEM). Dort betreut Mader das Schlüsseldossier Migration und Integration. Davor hatte die bisherige Präsidentin der Nationalen Kommission zur Verhütung von Folter als Präsidentin des Hauses der Religionen in Bern den Hut genommen. Im November wurde publik, dass ein Imam an diesem Ort des «Dialogs der Kulturen» (Eigenwerbung) muslimische Paare zwangsverheiratet hatte.

Wenige Wochen vor ihrem Wechsel ins Finanzdepartement hatte Karin Keller-Sutter bekannt gegeben, dass die Eidgenossenschaft



Linke Staatskunst: Magistratin Baume-Schneider.

das «Resettlement-Programm» zur Aufnahme besonders schutzbedürftiger Flüchtlinge vorübergehend aussetzt. Die FDP-Bundesrätin argumentierte mit den ausgeschöpften Kapazitäten im Asylbereich.

Ihre Nachfolgerin will diesen Entscheid möglichst rasch wieder umstossen. Die Konferenz

der Kantonalen Justiz- und Polizeidirektoren signalisiert zwar Widerstand. Doch Baume-Schneider lässt nicht locker. Sie will rasch besonders verletzte Flüchtlinge direkt aufnehmen. Die SP-Magistratin werde den Antrag bereits in den nächsten Wochen in die Landesregierung bringen, heisst es im Bundeshaus.



Alle diese in kurzer Zeit gefassten Vorstösse und Entscheide haben die gleiche Stossrichtung: Das Leben von Asylbewerbern in der Schweiz soll verbessert und vereinfacht werden. Wenn die Jurassierin an der SP-Delegiertenversammlung Ende Februar in Freiburg eine «soziale Migrationspolitik» forderte und erklärte, Migranten hätten die Schweiz zu dem Land gemacht, das es heute sei, meint die Genossin das sehr wörtlich.

### Clever über die Bande gespielt

Die Auswirkungen dieser Politik sind für Experten klar: Sie sprechen von sogenannten Pull-Faktoren. Das bedeutet, ein Land macht sich durch politische Massnahmen attraktiver für Zuwanderer und Flüchtlinge. Die Migranten sind heute bestens vernetzt. Sie informieren sich über solche Vorgänge und wählen ihre Ziele entsprechend aus.

Die Möglichkeit für junge Ukrainer, eine Lehre zu machen, ist ein typisches Beispiel dieser Politik. Im Moment kann jede Person aus der Ukraine, die will oder mag, in die Schweiz kommen. Als Unbekannte galt bisher, wie lange der Schutzstatus S gilt. Es ist unklar, was mit den Menschen passiert, wenn dieser Status eines Tages aufgehoben wird.

Mit ihrer Anordnung hat Baume-Schneider diese Variable auf einen Schlag relativiert und für die Betroffenen gar beseitigt. Eltern mit Kindern aus der Ukraine wissen nun, dass ihr Nachwuchs in der Schweiz garantiert eine Ausbildung absolvieren kann. Unabhängig davon, wann der Krieg in der Heimat endet.

Gleichzeitig weckt dies neue Begehrlichkeiten. SP-Nationalrätin Samira Marti verlangt bereits, dass auch abgewiesene Asylbewerber und Sans-Papiers dieselben Rechte erhalten. Linke Staatskunst im Flüchtlingswesen, clever über die Bande gespielt. Dieser Beschluss kommt just zu einem Zeitpunkt, in dem Staaten in Osteuropa ihr soziales Leistungsangebot für Ukrainerinnen und Ukrainer einschränken.

Die Zahlen zeigen, dass der Zustrom anhält. 426 Personen stellten vom 24. Februar bis zum 3. März ein Gesuch, den Schutzstatus S zu erhalten. Damit haben bald 80 000 Ukrainerinnen und Ukrainer einen Antrag gestellt – gemessen an der Einwohnerzahl der Schweiz ein Spitzenwert in Europa.

Dabei ächzt die hiesige Bevölkerung schon heute unter dem Ansturm von Flüchtlingen. Die Ukrainer nicht mit eingerechnet, stellten im Januar 2523 Personen ein Asylgesuch. 1077 mehr als im Vorjahresmonat. Bis Ende Jahr rechnen die Leute von Baume-Schneider mit bis zu 40 000 Gesuchen.

Zum Vergleich: Grossbritannien hat siebenmal mehr Einwohner als die Schweiz. Im vergangenen Jahr sind 45 000 Flüchtlinge per Boot an der Südküste angekommen. 90 Prozent von ihnen beantragten Asyl. Premierminister Rishi

Sunak will diese Gesuche künftig grundsätzlich ablehnen: «Genug ist genug.»

Auch in der Schweiz gärt's. In Zürich, Windisch oder Seegraben müssen Mieter ihre Wohnungen verlassen, um Platz für Asylbewerber zu machen. Die Kosten für die Allgemeinheit sind enorm. Für die Flüchtlinge aus der Ukraine und anderen Staaten hat der Bund die astronomische Summe von mehr als 6 Milliarden Franken für 2023 budgetiert. Das bei veranschlagten Ausgaben von 86 Milliarden im laufenden Jahr.

Mit ihrer ausgeprägten Willkommenskultur hat Baume-Schneider auch die Asyl-Lobbyisten auf den Geschmack gebracht. In den letzten Wochen zogen Interessengruppen wie Solida-

### Mit ihrer Willkommenskultur hat Baume-Schneider die Asyl-Lobby auf den Geschmack gebracht.

rité sans frontières ein regelrechtes Powerplay auf. Ihre Absicht ist, dass die Schweiz auf Rückführungen von Migranten in Länder verzichtet, wo sie ihr ursprüngliches Asylgesuch stellten.

Im Fokus steht im Augenblick Kroatien. Personen, die in diesem EU-Staat bereits einen Antrag einreichen, dann weiterreisen und es in der Schweiz erneut versuchen, sollen hierbleiben können. Das Dublin-System solle wie im Fall von Griechenland ausser Kraft gesetzt werden. Grund sei, dass Kroatien «kein sicheres Land für Migranten» sei. Ähnliche Vorwürfe werden gegenüber Polen und Litauen erhoben.

Nachdem die Aktivisten bei Keller-Sutter noch kein Gehör gefunden hatten, will das SEM jetzt «in Kroatien Abklärungen zur menschenrechtlichen Situation treffen», wie Solidarité sans frontières nicht ohne Stolz festhält. Setzen sich die Asyl-Lobbyisten durch, ist dies ein weiterer Sargnagel im Dublin-Vertrag, der sich in der aktuellen Krise als untauglich erweist. Für Schutzsuchende wäre es ein weiteres Argument, in die Schweiz zu kommen.

### Wien blockt ab

Das missratene, defekte EU-Abkommen ist nicht die einzige Baustelle. Eigentlich brennt es beim Migrationsdossier an allen Ecken und Enden. Es wäre ein Leichtes für Baume-Schneider, die Prioritäten anders zu setzen.

Seit Dezember weigert sich Italien, Flüchtlinge zurückzunehmen, angeblich wegen fehlender Kapazitäten. Doch die Schweizer Regierung verhält sich passiv und pocht nicht auf die Einhaltung der Verträge. Einzig ein unverbindlicher Brief auf Verwaltungsebene ging bisher nach Rom. Parlamentarier versuchen Baume-Schneider nun auf die Sprünge zu helfen. Der Luzerner FDP-Ständerat Damian Müller fordert den Bundesrat mit einem Vorstoss auf, dass die Justizministerin in Brüssel interveniert,

damit sich der südliche Nachbar wieder an das Dublin-Abkommen hält.

Auch im Verhältnis mit Österreich bewegt sich nichts. Jeden Tag überqueren Dutzende von jungen Männern die Grenze zwischen den beiden Ländern. Es wäre im Interesse der Schweiz, mit dem östlichen Nachbarstaat ein Abkommen für die erleichterte Rückübernahme abzuschliessen. Damit wäre es möglich, diese Leute wieder nach Österreich zurückzuschieben. Doch Wien macht keine Anstalten, einen solchen Vertrag abzuschliessen. Von Seiten des Bundesrates gibt es ebenfalls keine bekannten Bemühungen, den unhaltbaren Zustand zu ändern.

### Bürgerliche beginnen zu murren

Macht Baume-Schneider in diesem Tempo weiter und trimmt das SEM darauf, sich dahingehend auszurichten, die Schweiz als vorteilhafteren Standort für Flüchtlinge in Europa zu positionieren, dürfte ihre Politik rasch Resultate zeigen. Der Zustrom von Flüchtlingen wird sich weiter verstärken.

Wenig überraschend, zeigt man sich im Bundeshaus auf linker Seite begeistert vom Blitzstart der SP-Magistratin. Sie habe die Erwartungen in ihren ersten Wochen übertroffen, heisst es dort.

Umgekehrt hat das Murren bei den Bürgerlichen begonnen. Hinter vorgehaltener Hand fallen in den beiden Räten wenig vorteilhafte Einschätzungen, wenn die Sprache auf die Justizministerin kommt. Auch im Umfeld von Keller-Sutter sitzt der Frust tief. Die Freisinnige habe in jüngster Zeit den Kopf hingehalten, unpopuläre Entscheide gefällt und dafür viel Kritik einstecken müssen. Doch gegen aussen hält sich die Opposition bisher in Grenzen.

NOBILIS ESTATE  
EST. 2012

Liebenschaften!  
www.nobilis-estate.com

Leading REAL ESTATE COMPANIES IN THE WORLD SVT LUXURY PORTFOLIO INTERNATIONAL

# Weisser Gott der Townships

Einst verkaufte er Musikinstrumente und Bücher. Heute verschenkt er Hoffnung. Jörg Caluori bringt Hilfe zur Selbsthilfe nach Südafrika.

Stefan Millius

**N**ein, so will er nicht genannt werden. Aber sie tun es einfach. Als «weissen Gott» mag er sich nicht sehen. Die Leute rufen es ihm dennoch zu, wenn er durch die Township geht. «Ich will mich mit dem, was ich hier tue, nicht profilieren», sagt Jörg Caluori. Er könne einfach nicht wegschauen, wenn er Ungerechtigkeiten sehe. Der St. Galler hat früher mehrere Traditionsunternehmen in seiner Heimat geführt, darunter Musik Hug und die grösste Buchhandlung der Ostschweiz, Rössliator. Dann kam die Pensionierung – und in seinem Fall das Klischee des «Unruhestands».

Bereits in den 1980ern hatten sich Caluori und seine Frau nach einem ersten Aufenthalt im südlichen Afrika in Land und Leute verliebt. Als das Ende des Arbeitslebens nahte, fragten sie sich, was als Nächstes kommen sollte. Sie bereisten das Land, informierten sich über Liegen-schaften und wurden schliesslich fündig.

## Umfassender Lockdown

Zunächst war Südafrika Jörg Caluoris zweite Heimat, nun ist es seine erste. Ausgestattet mit einem permanenten Visum, verbringt er den Grossteil des Jahres dort. «Ich wusste aber von Anfang an, dass ich nicht dort leben würde, um allein zu fischen oder auf Safari zu gehen», erinnert er sich. Er begann, Individualreisen zu organisieren, um Touristen, Freunden und Bekannten auch unbekanntere Orte zu zeigen. Das funktionierte und wäre vielleicht lange weiter gelaufen – wäre nicht Corona gekommen.

«Das war eine harte Zeit für die Südafrikaner», sagt Caluori. Der Lockdown war umfassend. Ihn selbst traf das kaum, aber die Menschen vor Ort verloren ihre Gelegenheits-jobs und damit die Lebensgrund-lage. Wenige Kilometer von seinem Zuhause entfernt, in der Township Lwandle, hungerten die Menschen. Es fehlte an allem. Er habe Familien-väter und -mütter verzweifelt weinen sehen und sich in gewisser Weise ver-antwortlich gefühlt.

Zurück in der Schweiz, begann Jörg Caluori seine Spendentour. Er sprach Freunde, Bekannte und kleine Firmen an und bat sie um Zuwendungen. Diese schickte er einer Vertrauensperson in Südafrika, die damit Essen kaufte und es in der Township verteilte. Tau-

*«Ich wusste von Anfang an, dass ich nicht dort leben würde, um auf Safari zu gehen.»*

sende von Leuten seien so ernährt worden, sagt Caluori. Denn die staatliche Hilfe griff nur zum Teil und überhaupt nicht für die vielen staaten-losen Zuwanderer, die in Südafrika wohnen.

Daraus wuchs Township Help, Caluoris Ver-ein. Schnell erkannte er, dass Überlebenshilfe zwar dringend war, aber nicht nachhaltig. Er wollte Hilfe zur Selbsthilfe bieten. Wie das aus-sieht, kann er in unzähligen Anekdoten schil-dern. Da war etwa die Frau, die zu besonderen Anlässen wie Geburtstagen oder Hochzeiten Torten machte. Als ihr Backofen ausfiel, finan-zierte ihr Jörg Caluori einen neuen und zusätz-liches Equipment. Die Frau steht dank dieser Unterstützung auf eigenen Beinen und kann ihre Familie finanzieren.



*«Ich lege noch etwas drauf»:* Unternehmer Caluori, Model Rinderknecht.

Vieles von dem, was der Verein tut, erinnert an die klassische Arbeit von Hilfsorganisationen. Beispielsweise der Neubau eines Waisen-hauses, in dem es bisher an sanitären Anlagen fehlte und die Kinder auf engstem Raum auf Matratzen schliefen. Caluori gewann nach und nach prominente Botschafter für seine Arbeit, beispielsweise Dominique Rinderknecht und Tanja Gutmann, beide einst «Miss Schweiz», aber auch den bekannten ehemaligen Rad-rennfahrer Franco Marvulli. Mit ihrer Hilfe erhält er die Aufmerksamkeit neuer Spender, die solche Projekte mitfinanzieren.

## Ideen aus der Schweiz

Aber längst geht es für ihn um mehr als um Geld- und Sachspenden. Der St. Galler hat sich ein politisches Netzwerk in der Region um Kap-stadt aufgebaut und nützt dieses. Er sah vor Ort, welche Folgen der Drogenmissbrauch auslöst. Zwar hat Bürgermeister Geordin Hill-Lewis eine Initiative zum Aufbau von Suppenküchen lanciert, «aber das reicht nicht, man muss das Problem an der Wurzel packen». Caluori schil-derete dem Politiker das Schweizer Modell zur Bekämpfung des Drogenelends, und nun ist eine gemeinsame Reise hierher geplant. Er ist überzeugt: «Er muss sich das anschauen, das wird ihn auf Ideen bringen.»

Über professionelle Spendenorganisationen will der Wahlsüdafrikaner nicht schlecht reden, es gebe dort sicher auch viele gute An-sätze. Mühe bekundet er, wenn der CEO eines Hilfswerks eine hohe sechsstelligen Summe als Jahreslohn verdient und seine Repräsentanten in der First Class in die unterstützten Länder fliegen. «Wenn einer das zehnmals tut, baue ich hier für dasselbe Geld ein ganzes Waisen-haus», so Jörg Caluori. Für ihn sei immer klar gewesen: Wenn er einen Franken erhalte, gehe dieser Franken auch direkt zu den Menschen – ohne Abstriche. «Ich mache mir kein schönes Leben mit dem Geld von Spendern, im Gegen-teil: Ich lege noch etwas drauf.»

[www.townshiphelp.ch](http://www.townshiphelp.ch)



# BRIEF AUS TEHERAN

Mohammad Mohammadi



Es begann am 30. Dezember. An jenem Tag wurden Mädchenschulen in der heiligen Stadt Qom, die den Spitznamen «Vatikan des Iran» trägt, von Unbekannten mit Gaskapseln angegriffen, die in die Klassenzimmer geschleudert wurden. Bis heute spielen die zuständigen Behörden den Angriff herunter. Es sei «keine grosse Sache», oder sie beschuldigen das «zionistische Regime», die Attacke in Auftrag gegeben zu haben.

Aber die Tatsachen lassen sich nicht übersehen. Seit Beginn dieses Jahres wurden in mehr als 25 Provinzen insgesamt mehr als 5000 Mittel- und Oberschulen, Berufsschulen für junge Frauen und Wohnheime für Studentinnen mit Gas angegriffen. Die Gase hatten den Geruch von Tränengas, toten Mäusen oder Chlor, berichten Opfer, die nach den Attacken in Krankenhäusern behandelt wurden.

Längst können die Behörden Vergiftungsfälle nicht mehr leugnen. So meinte neulich der Erziehungsminister, dass es sich beim fraglichen Gas um Ammoniak handle. Zudem gibt es Augenzeugen. Zum Beispiel einen Kollegen von mir, der an einer Universität in Teheran doktoriert. Er habe in Bagh-Faiz, einem westlichen Quartier der Hauptstadt, von seinem gegenüberliegenden Büro aus fünf Bärtige beobachten können, die etwas über die Mauer schleuderten, das so gross wie ein Tennisball war. «Die Folgen waren schlimm», erzählte er mir später. «Meine Angestellten und ich mussten nach Luft schnappen, wir bekamen Hustenanfälle, die bei einigen bis heute andauern.» Der Geruch erinnerte ihn an Tränengas, das er vor fünf Jahren

während der Proteste gegen die steigenden Benzinpreise und anderer Kundgebungen eingeatmet habe.

Auch eine OP-Schwester, ebenfalls in Teheran, berichtete mir Abscheuliches. Jugendliche seien in Krankenhäusern oder zu Hause gestorben, weil sie in den Schulen giftigen Gasen ausgesetzt waren.

Reichlich spät, am 6. März, unserem nationalen Tag der Baumpflanzung, erklärte der Oberste Revolutionsführer die Bestrafung

*Seit Beginn des Jahres wurden mehr als 5000 Schulen für junge Frauen mit Gas angegriffen.*

der Giftattentäter zur Chefsache. Er rief dazu auf, diejenigen, die für die Vergiftungen verantwortlich sind, zu verhaften und sie zum Tod zu verurteilen.

Er sagte allerdings nicht, dass sich Bürger das Giftgas, das zu Schwindel, Brechreiz, Herzklopfen und manchmal sogar zu Lähmungserscheinungen in den Beinen führen kann, nicht beschaffen können. Deshalb liegt die Vermutung nahe, dass es von Geheimdiensten in grossen Mengen eingekauft wurde. Wir wollen deshalb wissen, wer dafür verantwortlich ist.

Dazu zirkulieren einige Erklärungsversuche, oft auch Verschwörungstheorien, die ans Absurde grenzen. In Qom sagte zum Beispiel hinter verschlossenen Türen ein Soziologe zu Klerikern, dass eine Gruppe von fanatischen Schiiten glaube, das endzeitliche Wiedererscheinen des zwölften Mahdi

und danach die Rückkehr des Propheten Mohammed beschleunigen zu können, indem sie Mädchen zwingen, Schulen zu verlassen und aus dem öffentlichen Leben zu verschwinden. In den sozialen Netzwerken findet man die Erklärung, dass das Nitrogen auf die Eierstöcke der Frauen abzielt, damit diese nach der Heirat Zwillinge bekommen, um damit die sinkenden Geburtenraten zu kompensieren.

Die jüngste Verschwörungstheorie unterstellt, dass die Handlanger des theokratischen Regimes den Anhängern der Bewegung «Frau, Leben, Freiheit» Angst einjagen wollen. Nach dem Ende der Islamischen Republik wäre der Iran mit einer schlimmen Katastrophe konfrontiert, wollen sie ihnen zeigen.

Auch Zyniker melden sich mit ihren Erklärungsversuchen zu Wort. Der Revolutionsführer fordere neuerdings die Todesstrafe für die Verantwortlichen, weil er am sogenannten «Helden-Syndrom» leide. Die Feuerwehr legt im Auftrag der Regierung einen Brand, um dann jenen beizustehen, die sie mit dieser Tat in Gefahr gebracht hat. Die Milizen und die bezahlten Lakaien der Ajatollahs, lautet eine andere Theorie, würden Hunderte von Schulen angreifen, um damit die öffentliche Meinung von den laufend sich verschlechternden Lebensbedingungen, der wirtschaftlichen Misere und der politischen Legitimationskrise abzulenken, die sich in den vergangenen Monaten weiter verschärft hat.

Mohammad Mohammadi ist Journalist im Iran. Aus Sicherheitsgründen schreibt er unter Pseudonym.

# «Die Ukraine hat in der EU nichts zu suchen»

Arno Klarsfeld, Sohn der Nazi-Jäger Serge und Beate Klarsfeld, geht hart ins Gericht mit den Ukraine-Unterstützern im Westen: Sie verschliessen die Augen vor den Neonazis in Kiew.

Jürg Altwegg

**Weltwoche:** Herr Klarsfeld, kennen Sie die Ukraine und Russland?

**Arno Klarsfeld:** Leonid Breschnew lebte noch, als ich das letzte Mal in Russland war. Ich besuchte die Schwester meiner Grossmutter, die aus Bessarabien am Schwarzen Meer stammte. In Kenne Russlands Küche und Kultur, liebe Dostojewski und hatte ein paar russische Freundinnen.

**Weltwoche:** Als Anwalt haben Sie die Hinterbliebenen der jüdischen Opfer im historischen Prozess gegen Maurice Papon vertreten. Ihre Eltern sind als «Nazi-Jäger» berühmt geworden. Wie erklären Sie sich die Bedeutung der Erinnerungskulturen in diesem Krieg?

**Klarsfeld:** Ich wollte ihn nicht kommentieren. Ich brach mein Schweigen, als das Gesuch der Ukraine zum EU-Beitritt angenommen wurde. Ein Land, in dem Verbrecher, die Zehntausende von Juden ermordet haben, als Helden verehrt werden, hat in der EU nichts zu suchen. Die Massaker wurden von den Nazis und den Nationalisten begangen, weite Teile der Bevölkerung nahmen an den Pogromen teil. Nach der Unabhängigkeit wurden die Denkmäler, die an den Sieg über den Nationalsozialismus erinnerten, gestürzt. An ihrer Stelle errichtete die Ukraine Monumente zu Ehren des Nationalisten und Kollaborateurs Stepan Bandera. Ich will kein Europa, das in Zukunft Russland als wahren Feind im Zweiten Weltkrieg betrachtet – es war sein Verbündeter. Ich will nicht, dass sich die Auffassung durchsetzt, die Nazis und die ukrainischen Nationalisten hätten die europäische Zivilisation gegen Russland verteidigt. Die Russen begehen Kriegsverbrechen, die ich verurteile. Aber in der Ukraine ist kein Genozid im Gang.

**Weltwoche:** Der Bundestag hat jüngst den Holodomor, die von Stalin organisierte Hungersnot, zum Genozid erklärt.

**Klarsfeld:** Der Holodomor war kein Genozid. Es ging nicht darum, die ukrainische Bevölkerung auszumerzen. Es gab auch in Russland und in Kasachstan Hunderttausende von Toten. Stalin wollte die Kulaken vernichten – nicht weil sie Kulaken waren, sondern weil sie sich der Kollektivierung widersetzen. Es waren Verbrechen gegen die Menschlichkeit.



«Meine Eltern sehen es so wie ich»:  
Anwalt und Menschenrechtler Klarsfeld.

**Weltwoche:** Wurde Russland von der Nato bedroht?

**Klarsfeld:** Es gab keine unmittelbare Bedrohung Russlands. Aber es gibt eine Mitverantwortung der Nato. Sie hat es zugelassen, dass die Ukraine den Hass auf die Russen im Kern ihrer Identität verankerte. Die Nato hätte Druck auf sie ausüben müssen, um diese Eskalation zu verhindern. Kompromisse waren möglich.

**Weltwoche:** Die Denkmäler der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg wurden gestürzt, weil sie an den Stalinismus erinnerten.

**Klarsfeld:** Wenn Lenin-Statuen gestürzt werden, stört mich das nicht. Der Kult um Stepan Bandera wird aber auch mit Briefmarken und Prozessionen betrieben. Es gibt einen Gedenktag. Strassen und Stadien sind nach ihm benannt. Die Hauptstrasse zur Gedenkstätte von Babyn Jar, wo 33 000 Juden ermordet wurden, trägt den Namen Bandera. Die letzte Strecke ist nach Roman Schuchewitsch benannt, der noch viel schlimmer war.

**Weltwoche:** Und ihre nostalgischen Anhänger haben die Maidan-Revolution inszeniert?

**Klarsfeld:** Ich war nicht dabei. Was ich am Fernsehen sah: Bei den Mutigsten unter den Auf-

ständischen an der vordersten Front handelte es sich um Rechtsextremisten. Sie waren bereit, für die Revolution zu sterben. Auch die ukrainische Jugend war beteiligt, sie will in Freiheit leben und ist nach Westen orientiert. Das ist legitim, ich habe nie ein schlechtes Wort über die Ukraine gesagt. Aber die Korruption des Regimes und sein fragwürdiges Geschichtsbild kann man nicht übergehen. Wer Nazis und Kollaborateure zu Idolen des Antikommunismus verklärt, darf ihre Massaker nicht verschweigen. Sonst wäre in Berlin eine Hermann-Göring-Allee denkbar, Göring war ein Held des Ersten Weltkriegs. Letztlich wird man dann auch noch Adolf Hitler rehabilitieren, weil er wie Stepan Bandera den Stalinismus und die Russen bekämpfte, die wir jetzt durchwegs als Feinde Europas betrachten. Die Shoah wird so zum Kollateralschaden.

**Weltwoche:** Und Stalingrad zur ehrenvollen Niederlage in einer Schlacht für die Freiheit. Was hielten Sie von den Kriegen, die gegen Slobodan Milosevic, Saddam Hussein, Muammar al-Gaddafi als «Wiedergänger Hitlers» geführt wurden, in Bosnien zur Verhinderung eines Genozids?

**Klarsfeld:** Ich befürwortete den Irak-Krieg, denn ich glaubte, dass Saddam Hussein eine Atombombe bauen wollte und mit ihr Israel bedrohte. Ich täuschte mich, die Amerikaner hatten uns angelogen. Und ich dachte, dass die Iraker sehnlichst darauf warteten, die Demokratie zu bekommen. Auch das war ein Irrtum. Man kann ihnen nicht aufdrängen, was sie nie gekannt haben. Das hat sich auch in Afghanistan gezeigt. Im Chaos, das die Kriege anrichten, übernehmen die fanatischsten Extremisten die Macht.

**Weltwoche:** Und in Libyen?

**Klarsfeld:** Ich war gegen den Krieg. Gaddafi war ein blutrünstiger Diktator, aber er stellte für den Westen keine Gefahr dar.

**Weltwoche:** Bernard-Henri Lévy konnte Nicolas Sarkozy zu diesem Krieg anstiften. Lévy ist der Wortführer der «neuen Philosophen», die sich vor vierzig Jahren vom Kommunismus zum Antitotalitarismus bekehrten und den Imperativ des prophylaktischen Kriegs entwickelten.

**Klarsfeld:** In der Ukraine wird nicht die Demokratie verteidigt. Weder Russland noch



die Ukraine sind Demokratien, ihre sind Regierungen korrupt. Es ist eine Schlacht um den Respekt des internationalen Rechts, das auch die Amerikaner verletzen. Als der Irak den Iran an-

«Bernard-Henri Lévy verteidigt einen Judenmörder, um sein Weltbild zu erhalten.»

griff, unterstützten sie den Aggressor. In Südamerika inszenierten sie Staatsstriche anti-kommunistischer Diktatoren. Putin hat einen souveränen Staat angegriffen. Man muss wohl von bislang 100 000 auf beiden Seiten ausgehen. Dazu die Verletzten. Dieser Krieg ist grauenhaft. Und dafür ist Putin verantwortlich.

**Weltwoche:** Weil Sie in einem Aufruf Verhandlungen fordern, hat Sie Bernard-Henri Lévy als «nützlichen Idioten Putins» bezeichnet.

**Klarsfeld:** Ich bin vielleicht ein Idiot, er aber ist ein Lügner. Er ist so blindlings für die Ukraine, dass er ihre Verbrecher rechtfertigen muss. Das gilt auch für *Le Monde* und andere Medien. Stepan Bandera wurde lange verschwiegen. Aber inzwischen geht das nicht mehr. Und deshalb wird er zur ambivalenten Figur verklärt. Bandera sei komplexer, als man gemeinhin annehme, schwadroniert Lévy. Er verteidigt einen Juden-

mörder, um sein Weltbild zu erhalten. Das ist eine Lüge – Geschichtsrevisionismus. Mein Vater hatte mir beigebracht, es immer mit der Wahrheit zu halten. Er hat sich stets an sie gehalten. Auch ich hielt mich in den Prozessen gegen Maurice Papon und Paul Touvier an dieses Gebot.

**Weltwoche:** Sind Verhandlungen möglich?

**Klarsfeld:** Man muss eine Lösung finden. Um zu verhindern, dass es nach zwei Weltkriegen, deren Schauplatz Europa war, einen dritten gibt. Ihn will die Ukraine. Weil sie allein nicht gegen Russland gewinnen kann. Deshalb zieht sie die Nato in den Krieg hinein.

**Weltwoche:** Sie wollen mit Ihrem Aufruf den «dritten Suizid Europas» vermeiden.

**Klarsfeld:** Ich habe ihn veröffentlicht, damit man mir das Wort erteilt. Ich kann mich nur in links- und rechtsextremen Medien äussern, deren Wertvorstellungen mir völlig fremd sind. Ich gehöre zur politischen Mitte. Aber sie ist heute von einer blinden kriegerischen Leidenschaft beseelt.

**Weltwoche:** Haben Sie Kontakt zu den Initiantinnen des in Deutschland zirkulierenden Aufrufs von Saha Wagenknecht und Alice Schwarzer, die in Frankreich bestens vernetzt ist?

**Klarsfeld:** Ich glaube, sagen zu dürfen, dass es meine Idee war. Ich hatte meinen zuvor publizierten Appell an «Die Linke» geschickt.

**Weltwoche:** Was halten Sie von Emmanuel Macron?

**Klarsfeld:** Er will den Krieg beenden, ist aber gezwungen, den Amerikanern zu folgen. Sie beschützen uns, und ich bin ihnen dankbar dafür. Ich mag die Amerikaner sehr, ich habe einen Teil meiner Jugend in den USA verbracht und als Anwalt einen Eid auf die amerikanische Verfassung abgelegt. Es gibt den amerikanischen Imperialismus, aber ich ziehe ihn dem Imperialismus der Russen, der Chinesen und des Islam vor.

**Weltwoche:** In Israel haben Sie als Soldat gedient. Ist die Ukraine nicht ebenfalls in ihrer Existenz bedroht?

**Klarsfeld:** Nein, ich glaube, dass sich Putin auf den Donbass und die Krim beschränken will und für Osteuropa eine Art Monroe-Doktrin vorsieht: Keinen Nato-Beitritt.

**Weltwoche:** Sie appellieren an Frankreich und Deutschland, nach dem Vorbild ihrer Versöhnung eine gemeinsame Initiative zu starten.

**Klarsfeld:** Das wäre ihre historische Aufgabe. Und jene der EU, die als Reaktion auf den Zweiten Weltkrieg entstand. Mit jedem Tag wird eine Lösung schwieriger. Putin weiss: Wenn er den Krieg verliert, verliert er sein Leben.

**Weltwoche:** Was sagen Ihre Eltern, die als antifaschistisches Gewissen verehrt werden?

**Klarsfeld:** Sie sehen es so wie ich.

## EXKLUSIV, EINZIGARTIG, HANDVERLESEN



Michelle Rütli-Kummlí  
CEO KUMMLI Netzwerk

### Wussten Sie, dass...

- ... es unzählige Netzwerke gibt, aber keines so einzigartig ist wie wir?
- ... über zwei Drittel der Arbeitsplätze in KMU sind, deshalb die Herausforderungen branchenübergreifend die gleichen sind – und wir sie aufgreifen!
- ... «Ich habe keine Zeit» ein Satz ist den wir ständig hören – aber noch nie erfahren haben, dass es nach dem Anlass die Zeit nicht wert war!

EINZIGARTIG  
DAS ERLEBEN SIE HIER



Wir vernetzen Entscheidungsträger

## KNOW HOW PLACE

Swissness, Qualität und nachhaltiges Unternehmertum

Der Geist von Sempach

### DIE REFERENTEN AM 19. APRIL 2023



Martin Sonderegger  
Rüstungschef – armasuisse

Referat: «Die sicherheitsrelevante Technologie- und Industriebasis der Schweiz»



Natalie Spross  
CEO der Spross Gruppe

Unternehmergespräch zum Thema: «Kann man Unternehmerin werden?»

# Corona-Willkür, amtlich bestätigt

Vertrauliche Korrespondenzen des britischen Ex-Gesundheitsministers Matt Hancock zeigen, wie Politik und Medien die Pandemie-Regeln durchsetzten – im Wissen, dass sie sinnlos sind.

Stefan Homburg

**E**rinnern Sie sich an den britischen Gesundheitsminister Matt Hancock, der mitten im Lockdown seine Geliebte Gina Coladangelo küsste und dabei gefilmt wurde? Die Briten sehen ihren Politikern Seitensprünge nach, nicht aber Verstöße gegen die von ihnen erfundenen Corona-Regeln («Social Distancing»). Hancock musste zurücktreten. Als wäre das nicht genug, trat er im «Dschungelcamp» auf und übergab der Journalistin Isabel Oakeshott, die seine Memoiren schreiben sollte, 100 000 interne Whatsapp-Nachrichten der Regierung. Die Journalistin war wegen des zynischen Inhalts so schockiert, dass sie ihn veröffentlichte. Inzwischen berichtet auch die BBC darüber.

## «Angst- und Schuldfaktor»

Und da sind sie nun, die «Lockdown-Files», eine beispiellose Fundgrube, die tiefe Einblicke in das Denken und Handeln der Verantwortlichen erlaubt. So schrieb Hancock schon frühzeitig an den damaligen Premierminister Boris Johnson,

*«Wann sollen wir die neue Virusmutation einsetzen? Damit werden wir sie alle schockieren.»*

die Gesamtsterblichkeit durch das Coronavirus sei «praktisch bedeutungslos». Dieser antwortete zustimmend, er würde selbst als Achtzigjähriger lieber geringe Risiken in Kauf nehmen, als die gesamte Wirtschaft zu zerstören. Offenbar hielt Johnson nichts von einem Lockdown und ordnete ihn gleichwohl an, weil andere Länder dasselbe taten und die öffentliche Stimmung danach war. Unabhängig hiervon ist die Hypothese, das Kabinett habe tatsächlich an ein aussergewöhnlich gefährliches Virus geglaubt und erst in der Rückschau seinen Fehler erkannt, durch den Meinungs-austausch der Regierungsmitglieder widerlegt.

In einer weiteren Whatsapp betonte Kabinettssekretär Simon Case, entscheidend für die Durchsetzung der Lockdowns sei der «Angst- und Schuldfaktor». Als Protest gegen weitere Lockdowns aufkam, fragte Hancock: «Wann

sollen wir die neue Virusmutation einsetzen?», und geriet in Euphorie: «Damit werden wir sie alle total schockieren.» Hernach wurde die Mutation Alpha lanciert, um das Weihnachtsfest 2020 abzusagen. Die Parallelen zum deutschsprachigen Raum sind faszinierend: Auch bei uns haben Virologen, Politiker und Journalisten anfangs behauptet, Corona sei gerade deshalb so schlimm, weil es sich um ein völlig neuartiges



*Geschäft auf Gegenseitigkeit:*  
Politiker Hancock, Geliebte Coladangelo.

Virus handle. Später aber stilisierten sie jede Mutation des nunmehr bekannten Virus zu einer noch grösseren Bedrohung hoch. Der Widersinn dieses rhetorischen Kniffs fiel wenigen auf.

Die vielleicht interessanteste Passage betrifft das Zusammenwirken von Regierung und Leitmedien. Sie erklärt, warum nicht nur der Staatsfunk sinnfreie Massnahmenpropaganda verbreitete, sondern auch alle führenden Zeitungen, die sich überwiegend in Privatbesitz befinden

und im Wettbewerb miteinander stehen. Als im Frühsommer 2020 die Fallzahlen sanken, weil es wärmer wurde, bat Gesundheitsminister Hancock den Herausgeber des *Evening Standard*, George Osborne, um einen Gefallen. Er schrieb ihm per Whatsapp, die sinkende Inzidenz sei zwar gesundheitspolitisch positiv, erschwere ihm aber, sein Ziel zu erreichen. Ob die Zeitung nicht helfen könne, eine neue Testwelle und somit steigende Fallzahlen herbeizuführen. Osborne antwortete, das sei kein Problem, er brauche im Gegenzug nur einige exklusive Sätze des Ministers und würde dann die gewünschten Schockartikel und Testappelle schreiben lassen.

## Merkels traute Journalistenrunde

Mithin war dies ein Geschäft auf Gegenseitigkeit, das fatal an die Standleitung erinnert, die in der Schweiz zwischen dem Ministerium Alain Berset und dem Ringier-Verlag geschaltet war. Auch hier erhielt ein Zeitungsverlag exklusive und frühzeitige Informationen und lieferte im Gegenzug Panikmache und Lobgesänge auf die Freiheitsbeschränkungen. Und in Deutschland lagen die Dinge mit dem von der *Neuen Zürcher Zeitung* enthüllten «Linsensuppen-Format» der früheren Bundeskanzlerin Angela Merkel nicht viel anders. Merkel lud jeweils vor den berichtigten Konferenzen der Ministerpräsidenten handverlesene Journalisten ein, um ihnen die zu fassenden Beschlüsse und die dafür angeblich bestehende Notwendigkeit einzupflegen. Die so privilegierten Journalisten sorgten schon vor Beschlussfassung für die passende öffentliche Stimmung und konnten ihre Leitartikel in Ruhe formulieren, während kritische Kollegen erst später die für ihre Arbeit unentbehrlichen Informationen erhielten.

Insgesamt bestätigen die durchgestochenen Informationen die schlimmsten Befürchtungen. Sie dürften selbst Hartgesottene überzeugen, dass Corona keine medizinische Tragödie war, sondern eine politische und mediale.

Stefan Homburg ist emeritierter Professor für Öffentliche Finanzen der Leibniz-Universität Hannover. Sein Buch «Corona-Getwitter» erschien kürzlich im Weltbuch-Verlag.



# Unschöne Schönheitswettbewerbe

Dank der woken Ideologie ist es egal, ob Mann oder Frau die Miss-Germany-Wahl gewinnt.



Die «Miss Germany 2023» ist kein Mann, und ich bin fast ein wenig enttäuscht darüber. Immerhin hatte es Saskia von Barga, die erste Trans-«Frau» bei diesem Wettbewerb, ins Finale geschafft. Da hätte man die ganze Farce auch bis zum Schluss durchziehen können.

Sowieso bin ich mittlerweile der Meinung, dass nur die maximale Vorführung von Frauen bei solchen Contests die ganze Absurdität dieser Ideologie offenbart und damit die Hoffnung birgt, dass sich das weibliche Geschlecht doch noch eines schönen Tages gegen seine Lächerlichmachung wehrt.

Männer müssen die «besseren» Frauen werden. Bei Schönheitswettbewerben, im Sport und wenn es darum geht, über eine ohnehin dümmliche Frauenquote an einen Posten zu kommen. Vor diesem Hintergrund kann man Menschen wie Politiker/-in Tessa Ganserer gar nicht dankbar genug sein, dass sie die Frauenquote der Grünen für sich genutzt hat, um in den Bundestag einzuziehen. Auch Lia Thomas verdient Anerkennung dafür, dass sie es geschafft hat, jedwedes natürliche Schamgefühl abzulegen, um den Frauen mal zu zeigen, was eine richtig gute Schwimmerin ist. Es muss erst weh tun, bevor es besser wird. Und offenbar tut es noch nicht weh genug.

Zugegeben, es würde mich stören, wenn die Miss-Germany-Wahl noch ein Schönheitswettbewerb wäre, aber das ist sie seit Jahren genauso wenig, wie Heidi Klums «Germany's Next Topmodel» ein Model-Casting ist. Die woke Ideologie hat geschafft, was keine vertrocknete Feministin in den letzten fünfzig Jahren und keine verbiesterte Jungjournalistin mit

ihren GNTM-Hassartikeln je geschafft hat: Sie hat makellose Schönheit aus der Öffentlichkeit verbannt und durch den trüben Durchschnitt ersetzt, den man auch sehen kann, wenn man sich bei Edeka-Supermärkten an die Kasse stellt. Im alten Sozialismus sorgte man für Wohlfühlatmosphäre, indem man alle gleich arm

*Die Diktatur des Mittelmasses mag ein ausgleichendes System sein, aber auch ein verdammt langweiliges.*

machte. Im woken Sozialismus, indem man den Durchschnitt zum Mass aller Dinge erklärt. Jeder kann alles sein. Juhu. Und deshalb sind jetzt Männer Frauen und dicke tätowierte Pummelfeen Models. Nur eines will man nicht mehr sehen: diejenigen, mit denen es die Natur tatsächlich gut gemeint hat.

Der Sozialismus lebt von der Umverteilung. Und weil man natürliche Vorteile und Attraktivität nicht wie Geld umschichten kann, deutet man sie im Sinne des Kulturmarxismus um. Schön ist nicht mehr das objektiv Schöne, sondern «Diversity». Dabei unterliegt auch der Wokismus dem linken Trugschluss, dass es für jede natürliche Bevorteilung einen Ausgleich gibt, der den weniger Bevorteilten die moralische Rechtfertigung erteilt, Schönheit abzuwerten.

Soll heißen: Optische Schönheit wird automatisch mit negativen charakterlichen Attributen besetzt. Wer im klassischen Sinne aussergewöhnlich schön ist, kann nicht auch noch intelligent sein oder gar einen tollen Charakter haben. Nur wer den woken Diversitäts-

kriterien gerecht wird, kann auch ein interessanter Mensch mit, wie es Heidi Klum sagen würde, ganz viel «personality» sein.

Dass dem nicht so ist, belegt Klums Casting-show selbst: Wer hier nach Durchschnitt aussieht, ist es meist auch. Und so ist es nicht überraschend, dass sich bei einem Dreh für einen Imagefilm, in dem es darum geht, sich selbst zu beschreiben, alle sich als «total crazy» beschreiben, aber keine der Kandidatinnen dies auch nur ansatzweise vor der Kamera umsetzen kann. Zu Persönlichkeit und Ausstrahlung gehört eben mehr als kurze Tiktok-Videos. Das gewisse Etwas ist und bleibt eine Rarität, egal, wie sehr man im Sinne der Gleichmacherei versucht, es auf alle «gerecht» zu verteilen.

Wer aus Schönheitswettbewerben das «schön» streicht, kann sie auch abschaffen. Wenn alle Gewinner sind, ist es am Ende niemand. Was man durch nach woken Massstäben ausgerichtete Kriterien wie «personality» erzeugt, ist nicht mehr Relevanz, sondern eine zunehmende Irrelevanz des Wettbewerbs. Und so ist es letztlich tatsächlich egal, ob die Miss-Germany-Wahl von einem Mann oder von irgendeiner unscheinbaren Gesine gewonnen wird. International wettbewerbsfähig sind wir damit in beiden Fällen nicht.

Nur sollte uns klar sein: In einer Welt, in der das Herausragende als Affront gegenüber all jenen gewertet wird, die nicht so herausragen, wird es keine Cindys und Claudias mehr geben. Die Diktatur des Mittelmasses mag ein ausgleichendes System sein, aber auch ein verdammt langweiliges und unglamouröses.

---

# Guillotine im Grossraumbüro

Scott Adams ist Amerikas Comic-König. Sein «Dilbert» veräppelt liebevoll den Geschäftsalltag. Nun hat er sich kritisch über Schwarze geäussert – und damit seine Kultfigur geköpft. Warum?

Benjamin Bögli

Los Angeles

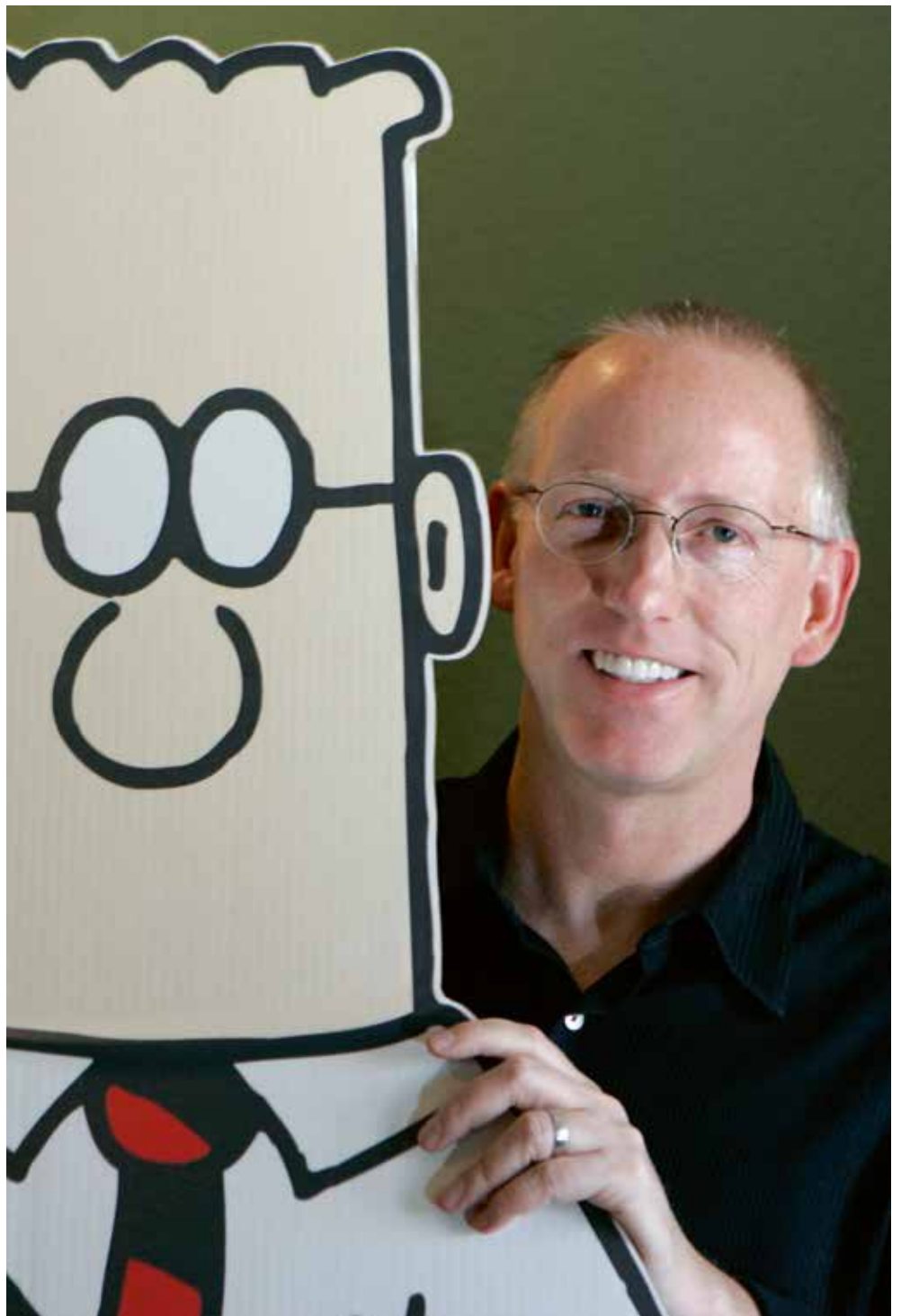
Scott Adams sah sein publizistisches Ende kommen. Im Jahr 2020 schrieb er auf Twitter: «Ich gehe davon aus, dass meine Einnahmen aus «Dilbert» im nächsten Jahr weitgehend verschwinden werden.» Es dauerte etwas länger. Der famose Comic erscheint erst jetzt nicht mehr. Aber nicht, wie Adams vermutete, weil die Zeitungen ihr Erscheinen wegen des Coronavirus «für immer einstellen», sondern weil er am 22. Februar in seinem täglichen Online-Kommentar «Scott Adams Says» die weisse Bevölkerung aufforderte, sich von Schwarzen fernzuhalten.

Sofort liessen Hunderte von Zeitungen, darunter die *Washington Post*, die *Los Angeles Times* und *USA Today* «Dilbert» fallen. Auch wird der Verlag Penguin Random House Adams' neues Buch «Reframe Your Brain», das im September hätte erscheinen sollen, nicht veröffentlichen. Mit der Prognose zur Corona-Pandemie lag er falsch, nun beerdigte Scott Adams seine Erfolgsfigur Dilbert halt selber.

## Wegbereiter für «The Office»

Es gab Zeiten, da ging Adams' Drei-Bild-Comic-Streifen viral, als dieses Wort noch nicht inflationär im Umlauf war. Über 2000 Zeitungen in 56 Ländern druckten die tägliche Dosis «Dilbert» ab. Adams schrieb und zeichnete sich in den neunziger Jahren zum Comic-König empor. Dilbert, strichmännchenhaft und gesichtslos dargestellt, ist ein dahinvegetierender Angestellter in einem Technologiebetrieb. Adams war einer der Ersten, die die Business-Welt und den Büromief mit all den Worthülsen, Managementtheorien und -leerläufen aufs Korn nahmen; zynisch, böse, brillant.

Martin Suter, der erfolgreichste Schweizer Schriftsteller, nahm wenig später mit demselben Thema in Textform ebenfalls Fahrt auf. Die Kolumne hiess «Business Class» und erschien in der *Weltwoche*. «Dilbert», den es Ende der neunziger Jahre zwei Staffeln lang sogar als Fernsehserie gab, gilt auch als Wegbereiter für legendäre TV-Formate wie «The Office» und dessen deutsches Pendant «Stromberg».



Zynisch, böse, brillant: Cartoonist Adams.



Inspiziert wurde Adams von den darin geschilderten Grossraumbüros. Der studierte Ökonom, der 1986 einen MBA in Berkeley machte, arbeitete jahrelang in einer kalifornischen Bank und in einem Telekommunikationsunternehmen, wo er «keine Minute etwas im Geringsten Produktives tat», wie er einmal sagte. Er stand um vier Uhr auf, zeichnete einen Comic und ging danach ins Grossraumbüro. Immer mehr Zeitungen veröffentlichten «Dilbert», und Adams machte sich Mitte der neunziger Jahre selbständig.

### Gott jagt sich selbst in die Luft

Dank seiner Erreichbarkeit über das aufkommende World Wide Web hatte er einen direkten Draht zur Leserschaft, die ihn per E-Mail mit immer neuen Büro-Anekdoten versorgten. Laut einem Bericht von 1995 erhielt er schon damals 500 Nachrichten pro Tag. So stand der New Yorker im stetigen Austausch mit der Basis, wusste immer, wo der Schuh drückte, und hatte gleichzeitig eine nie versiegende Ideenquelle. Seit dieser Zeit veröffentlicht Adams mit wenigen Ausnahmen jeden Tag mindestens einen Comic.

Die Hochleistungszeichnerei forderte ihren Tribut. 2004 diagnostizierte man bei Adams eine fokale Dystonie. Zeichnen war durch diese neurologische Störung nicht mehr möglich. Mit einem Graphic Tablet konnte er seine Arbeit wiederaufnehmen. Wegen einer spas-

### Und dann kam Trump. Der Präsident elektrisierte Adams wie so viele andere Amerikaner.

modischen Dysphonie, einer Verengung der Muskeln im Kehlkopf, verlor Adams auch seine Stimme. 2008 wurde er erfolgreich operiert, so dass er wieder normal sprechen konnte.

Er veröffentlichte auch immer wieder Bücher, die nichts mit Dilbert zu tun hatten, über Lebensverbesserung und Religion. In seinem Buch «God's Debris» machte er 2001 ein Gedankenexperiment: Gott jagt sich selbst in die Luft, um zu sehen, was passieren wird, wodurch das Universum entsteht. Seine Religionstexte seien sein ultimatives Vermächtnis, sagte Adams einmal gegenüber *Bloomberg Businessweek*.

Und dann kam Donald Trump. Der damalige Präsidentschaftskandidat elektrisierte Adams wie so viele andere Amerikaner. Es waren aber nicht die politischen Inhalte, die ihn so faszinierten, sondern die Herangehensweise des Politik-Novizen. Adams sah das im Auftritt Trumps bestätigt, an was er glaubte. Nämlich, dass man mit Überzeugungskraft alles erreichen kann.

Adams schrieb 2015 Blogeinträge, in denen er voraussagte, dass Donald Trumps Chancen, Präsident zu werden, bei 98 Prozent lägen. Auf



Tägliche Dosis Bürokultur.

seinem Blog vertiefte er seine Analysen zu den Überzeugungstechniken des von allen Seiten verhöhten Amtsanwärters und fand damit grossen Anklang. Daraus entwickelte der ausgebildete Hypnotiseur ein tägliches Youtube-Format namens «Coffee with Scott Adams». Neben seinen Cartoons äussert er sich dort seither ebenfalls fast täglich zu gesellschaftlichen und politischen Themen.

Seine Bewunderung für Trump bescherte ihm aber nicht nur eine Menge Fans. Er sagte, dass die Bezeichnung «Donald-Trump-Apologet» ihn seine Karriere als öffentlicher Redner kostete und sein Einkommen um etwa 40 Prozent verringerte. Die Zahl seiner Freunde sei zudem um etwa 75 Prozent zurückgegangen. Im Jahr 2018 lobte Adams auch die schliesslich gescheiterte Präsidentschaftskandidatin der Demokraten, Alexandria Ocasio-Cortez. Adams ist ein Wechselwähler: manchmal unterstützt er republikanische Positionen, manchmal demokratische.

Durch seine Verehrung für Trump, oder zumindest für dessen Durchschlagskraft, geriet Adams unter verschärfte Beobachtung des Justemilieu. Im September 2022 entfernten über siebzig Zeitungen «Dilbert» von ihren Seiten, weil sich Adams in seinem Cartoon neuerdings auch über die politisch immer korrekter werdende Bürokultur lustig machte. Konkret baute er einen schwarzen Angestellten ein, der sich als Weisser identifiziert und dem gesagt wird, er solle sich auch als schwul zu erkennen geben, auf dass die Firma eine bessere Bewertung punkto gesellschaftlicher Unternehmensverantwortung erhalte.

Die Rassenthematik griff er auch am vorletzten Mittwoch in seinem Video-Blog auf, der zum Todesurteil für «Dilbert» wurde.

Adams zitierte das Ergebnis einer Studie des Umfrage-Instituts Rasmussen. Dort hatten 47 Prozent der schwarzen Teilnehmer der Aussage «Es ist in Ordnung, weiss zu sein» nicht zugestimmt. Adams erklärte, dass er sich eine Zeitlang als Schwarzer identifizierte, «einfach, um zu den Gewinnern zu gehören», nach dieser Umfrage aber nichts mehr mit ihnen zu tun haben möchte.

### «Haltet euch von Schwarzen fern»

«Wenn fast die Hälfte aller Schwarzen Weisse nicht okay findet, gemäss dieser Umfrage, nicht gemäss mir, ist das eine Hassgruppe, mit der ich nichts zu tun haben möchte. [...] Den besten Ratschlag, den ich Weissen geben kann: Haltet euch verdammt noch mal fern von Schwarzen, wo auch immer ihr hinmüsst, haltet euch fern, weil es keine Lösung dafür gibt... es ergibt einfach keinen Sinn mehr für weisse Amerikaner, Schwarzen zu helfen, es lohnt sich nicht. [...] Wir sollten freundlich miteinander sein, ich meine nicht, einen Krieg oder so zu beginnen, haltet euch einfach fern.» Ein Zusammenleben von Schwarz und Weiss hat für den 65-jährigen Adams offenbar keine Zukunft.

Das ist starker Tabak. Der Medienexperte des konservativen Fox News Channel kommentierte: «Ich bin völlig verblüfft, wie der Schöpfer von Dilbert in einem Youtube-Video, das man nur als rassistische Tirade bezeichnen kann, in wenigen Minuten seine Karriere in die Luft gejagt hat.» Das *Time*-Magazin erkennt im Verhalten von Adams die Position eines Weissen, der sich zusehends als «Opfer eines fortschrittlichen sozialen Wandels» sieht. Durch die Streichung seines Comics in Hunderten von Zeitungen dürfte sich Adams in dieser Diagnose bestätigt fühlen.

# Hinter der Trommel trotten die Kälber

Der moderne Staat lebt von der Fiktion, dass er stets genug Unterstützer hat.  
Wenn er sich da mal nicht täuscht.

Milosz Matuschek

**K**önnen Sie sich noch an die Unterzeichnung Ihres letzten «Gesellschaftsvertrages» erinnern? Haben Sie gar die Kopie aufbewahrt? Seltsam, ich auch nicht. So wie Ihnen und mir geht es allen. Denn es gab niemals einen Gesellschaftsvertrag, mit dem die Bürger den Staat erfunden hätten, zum Schutz vor dem bösen Nachbarn oder dem Wolf im Menschen. Auch wenn das die politische Philosophie eines Thomas Hobbes, John Locke, Immanuel Kant oder Jean-Jacques Rousseau gerne so hätte. Die Legitimität des Staates beruht auf philosophischer Ebene auf einer blossen Vertragsfiktion.

Noch fiktiver wird diese «Legitimität» nur noch in der Realität. Denn tatsächlich schützt der Staat niemanden vor irgendwem oder irgendwas. Es ist genau umgekehrt. Der Bürger schützt den Staat, er verteidigt das Recht und dessen Existenz, er soll im Kriegsfall sogar mit dem Leben «für Volk und Vaterland» bezahlen. Der Staat kann nichts ohne seine Bürger. Der Staat braucht den Bürger weitaus mehr zur Durchsetzung seiner Interessen als umgekehrt. Dem Bürger hingegen muss dieser Staat zunehmend unheimlich werden. Das Wort «Demokratie» klingt aus dem Mund gewählter Politiker nur noch wie ein Synonym für persönlichen Machterhalt. In Deutschland sind Menschen, die für Freiheit und Frieden demonstrieren, eine «Gefahr für die Demokratie». Wer lautstark Kritik übt, den bespitzelt die Regierung wegen «Delegitimierung des Staates». Dabei delegitimiert der Staat sich permanent selbst: Je mehr Stöcke er sich zwischen die Beine wirft, desto mehr Schlagstöcke muss er auffahren, um diejenigen zum Schweigen zu bringen, die ihm die eigenen Verfehlungen vorhalten.

## Laientheater vor Pandemiekulisse

In Grossbritannien wird gerade etwas genauer hingeschaut, was die Verfehlungen in Sachen Corona angeht. Der britische Gesundheitsminister Matt Hancock macht in geleakten Whatsapp-Nachrichten keine gute Figur: «Wir werden allen richtig Angst machen» («frighten

the pants of everyone»), lässt er verlautbaren. Oder: «Wann setzen wir die nächste Variante ein?» («When do we deploy the next variant?»). All das klingt nicht nach Pandemiebekämpfung, sondern nach schlechtem Laientheater vor einer Pandemiekulisse. Es bestätigt sich, was man immer vermuten konnte: Die Pandemie war kein Naturereignis, sie wurde von vorne bis hinten politisch gesteuert. Die Politik



Bestnote für die Institutionen?

sass am Schalthebel und stellte die Pandemie je nach Belieben «scharf». Dann verliess niemand mehr sein Zuhause ohne Sondererlaubnis.

Wer im deutschen Mainstream nach Aufklärung sucht, fühlt sich derweil wie bei der Kindersendung «Sandmännchen» im DDR-Fernsehen. Im Podcast «Lanz & Precht» verteilte man zuletzt Noten. Richard David Precht findet, dass die Institutionen in Deutschland eine glatte Eins verdient haben, die Bestnote. Welche Institutionen meint er? Den Bundestag, der sich während Corona selbst ausgehebelt hat? Den Bundesrat, der den Föderalismus repräsentiert und einem informellen Kanzler-

Zoom-Meeting gewichen ist? Die Regierung, die Panikpapiere ausarbeiten liess, wie man die Bürger noch stärker verschreckt? Meint er vielleicht Kanzler und Bundespräsident, die selbst auf einen Terrorakt hin, wie die Sabotage der Nord-Stream-Pipeline, keinen Mucks herausbekommen? Meint er die Rechtsprechung, die nie eine grössere Begründungstiefe erreichte als die staatlichen Stellen, welche die Corona-Massnahmen verhängten? Meint er die Medien, die sich selbst zu reinen Propagandawerkzeugen der Mächtigen degradierten? Oder meint er die Schlagstock schwingenden Polizisten auf den Corona-Demos, die den Bürgern die richtige Vorstellung von «Demokratie» in die Hirne hämmerten?

## Pharmalobbyist Lauterbach

Lanz und Precht sind das «Deutsche Michel-TV», die mediale Beruhigungspille für Schlafschafe mit *Zeit*-Abo, die Sneakers zum Hemd tragen. Zwei Pseudoaufklärer, die sich in auto-suggestivem Singsang die Situation schönreden, um nicht über die Beseitigung von Missständen nachdenken zu müssen. Die abstruseste, tragikomischste Figur der Pandemie, Karl Lauterbach, bekommt bei ihnen einen Platz als Säulenheiliger. Niemand hat in der Pandemie mehr Schaden angerichtet als er: Impfdruck, Fehlinformation zu Nebenwirkungen, irre Panikmache, Millionen an Impfdosen auf der Halde, während der Fiebersaft knapp wird, Fehlinformationen hü, dann halbe Entschuldigungen hott: ein Gesundheitsminister als Kriegsminister. Lauterbach hat Menschen krankgemacht, wenn nicht umgebracht. Lanz und Precht halten ihn (man halte sich fest) für «redlich», «integer» und «unbestechlich». Lanz hatte in den letzten drei Jahren nie einen Querdenker zu Gast, dafür Pharmalobbyist Lauterbach im Dauer-Abo. Der Ehrenplatz im Propagandamuseum ist beiden sicher.

Die Macht des Staates wirkt heute nahezu grenzenlos, dabei ist sie tatsächlich sehr limitiert. Sicher: Der Staat kann die Realität umdeuten, bis es für ihn passt. Er sagt immer wieder «Ich schütze dich», tatsächlich aber



meint er: Opfere dich meinen Interessen, Vassall, so unergründlich sie dir auch sein mögen. Erdulde Geldentwertung, Lieferengpässe und Not. Stell dich als Versuchskaninchen für Big Pharma zur Verfügung. Zieh in meine Kriege. Bezahle mit allem, was du hast: Gesundheit, Vermögen, Ehre und Leben, aber wage nicht zu widersprechen, sonst wirst du mit aller Macht zur Unperson gestempelt und aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Das sphinxartige Grinsen von Kanzler Olaf Scholz sei dir Antwort genug auf all deine Fragen. Doch der Staat vermag nichts mehr zu tun, als sich aufzulösen, wenn der Bürger sich ihm entgegenstellt und einfach nein sagt.

«Hinter der Trommel her/Trotten die Kälber/Das Fell für die Trommel/Liefern sie selber», dichtete Bertolt Brecht im «Kälbermarsch». Dass ein Gesellschaftsvertrag als Missbrauchsverhältnis eine Farce ist, versteht sich von selbst. Der Bürger ist im aktuellen

*Was durch die Wahrheit zu Fall gebracht werden kann, verdient es, zu Fall gebracht zu werden.*

Staatsverständnis nur noch ein Nutztier, welches man für beliebige Zwecke opfern kann. Doch Verträge sind freiwillig, und sie sind kündbar. Man muss es nur wollen. Wer die Vertragsgrundlage pervertiert, kann sich nicht auf Vertragstreue berufen. Deshalb gehört das Recht zum Widerstand gegen den Staat selbstverständlich zum Gesellschaftsvertrag dazu. John Locke nennt dieses Recht ausdrücklich.

### Stahlbad der Aushärtung

Es ist dann der Widerstand, der eine neue Vertragsgrundlage schafft. Im Widerstand hat ein Gemeinwesen die Gelegenheit, sich zu prüfen und neu herauszuschälen. Wer bereit ist, die Strapazen des Widerstands auf sich zu nehmen, von Mobbing und Ausgrenzung bis hin zur Verfolgung, geht durch das notwendige Stahlbad der Aushärtung. Die neue Ordnung kann nur so stark sein wie die stärksten Elemente des Widerstands. Es ist genau dieser Moment, in welchem sich gleichartige Elemente im Gemeinwesen anziehen: Die Robusten ziehen Robuste an. Die Weichen ziehen die Weichen an. Letztere sind die Nahrung für den Hegemon, Erstere sind Teil einer neuen Ordnung.

Widerstand, der auf Wahrheit fusst, kann nie illegitim sein. Denn das, was durch die Wahrheit zu Fall gebracht werden kann, verdient es, zu Fall gebracht zu werden. Lügengebäude brauchen viele Unterstützer, siehe Lanz und Precht. Die Wahrheit steht zur Not auch allein.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von [www.freischwebende-intelligenz.org](http://www.freischwebende-intelligenz.org). Zuletzt veröffentlichte er den *Spiegel*-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty, 2022).

# Das Ding mit dem String

Die einschneidendste Modesünde meiner Generation ist wieder da.

Dominique Feusi

Sisqó wollte meinen String sehen. «Let me see that thong», sang er. «Lass mich den String sehen.» Es war an einem Kindergeburtstag. Die Knirpse hatten eine Playback-Maschine und waren völlig ausser sich. «That thong th-thong, thong, thong!», johlten sie. «Wo sind die Eltern?», fragte ich. «Alle oben am Rauchen und Trinken!», schrie das Kind durch die Musik. Willkommen in den Nullerjahren. Als man nach Kindergeburtstagen noch einen Kater hatte. Und Knirpse mit Sisqó den String besangen: «That thong th-thong, thong, thong!»

Denn in den nuller Jahren besang man den schlechten Geschmack nicht nur, man lebte ihn, es herrschte eine Art kollektive modische Bewusstseinsstörung. Und mittendrin: der String. Er lugte nicht nur bei Britney Spears, Paris Hilton oder Christina Aguilera unter den Juicy-Couture-Jogginghosen aus Velours hervor. Auch hierzulande trugen junge Frauen damals gerne das Wort *juicy*, also «saftig», abgesetzt in Strass, auf dem Hinterteil. Und darunter ganz pur, «that thong», ein Stück Schnur.

### Riemchen fürs Gucci-Logo

Die Zyklen der Mode führen in der Regel dazu, dass Trends etwa zwanzig Jahre nach ihrem ersten Zenit zurückkehren. Womit wir wieder bei den nuller Jahren wären. Und sind: Es hat 2019 begonnen, nennt sich «Y2K»-Trend, «2K» für zwei Kilo, also Jahr-2000-Trend, und modisch stecken wir derzeit knietief in der Nullnummer drin. Der Beweis: Die jungen Menschen tragen wieder weite Hosen. Schauen Sie sich nur um, enge Hose: alter Loser. Tja,



Es lugt hervor: Model Ratajkowski.

Mode passiert, auch wenn man sich nicht dafür interessiert.

Tom Ford, der Mann, der bekanntlich alles sexy aussehen lassen kann, hat einst nicht nur Gucci kurz vor dem Kollaps zum Milliardenumsatz geführt, sondern 1997 auch den berühmtesten «thong», den Gucci-G-String, kreiert. Letztes Jahr feierten die Riemchen fürs Gucci-Logo auf dem Popo dann eine Reinkarnation als Bikini-Unterteil. Spätestens da war klar, der *butt floss*, wie der Amerikaner sagt, also die Hinternzahnseide, ist wieder da.

### Moral vs. Mode

Zahnseide gehört in den Mund. Das ist dem String und dem Tanga, der Version

mit etwas mehr Stoff dran, egal. Die hervorblitzenden Slips oder Kleider, die geschnitten sind, als luge Unterwäsche hervor, waren auf den Laufstegen überall, von Blumarine über Jacquemus und Versace bis zu Chanel. Und natürlich ist auch das Internet voll damit, denn die üblichen Verdächtigen wie die derzeit erfolgreichsten Models der Welt, Kendall Jenner und Gigi Hadid, ihre Schwester Bella Hadid, Hailey Bieber, Emily Ratajkowski, Julia Fox, sowie Popstars wie Rihanna oder Dua Lipa zelebrieren die Chose mit der sichtbaren Unterhose.

Ja, die einschneidendste Modesünde meiner Generation ist wieder da. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, die Generation Z hält uns zwar moralisch für einen Flop, aber, *bro*, modisch früher top! Persönlich empfinde ich das eher umgekehrt, aber egal, das kann man durchaus als unerwartetes Kompliment sehen. Bis man die Teenagertochter oder das Gottenkind fragt: «Willst du wirklich so rausgehen?»

# «Das Böse muss kommen»

Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch? Der Wiener Philosoph Konrad Paul Liessmann beantwortet im grossen *Weltwoche*-Gespräch Immanuel Kants vier Grundfragen. Die Klima-Debatte betrachtet er als ästhetisches Phänomen. Am stärksten beschäftigt ihn das Verhältnis von Mensch und Technik.

Roger Köppel

**W**ien, das ist Stefan Zweigs Welt von gestern, der Glamour der Nostalgie, grosse Kunst, Lebenskunst, das internationale Mekka der Schauspielerei, Klaus Maria Brandauer, Helmut Qualtinger, die orchestrale Musik, Paläste, Habsburger, einst Weltreich, heute zu seiner eigenen Bühne, zu einer der schönsten Kulissen überhaupt geworden, eine Stadt als Theater seiner selbst, voller Geschichte, so jedenfalls durchzuckt es das Hirn des Schweizer Besuchers, wenn er sich, nach Metaphern und Eindrücken schürfend, seinem Gegenstand nähert.

Wien, das ist aber auch und vor allem das «Café Sperl», traditionsdurchtränkt, geschichtsumweht und mit Herz geführt von der Familie Staub, die Dame des Hauses ordnet noch jeden Samstag eigenhändig die Zeitungsauslage. Das Wiener Kaffeehaus ist ein eigenes Genre, eine Gattung für sich, auch eine Art Lebensstil, der Versuch einer gastronomischen Literarisierung der Existenz, die es in keinem anderen Land der Welt sonst gibt. In diesem speziellen Biotop der Grossstadt, an dieser Tränke und Oase versammelt sich in aller Vielfalt und an einem guten Tag das Best-of der Wiener Originale.

An diesem Ort treffen wir zum Gespräch den österreichischen Philosophen Konrad Paul Liessmann, Professor emeritus an der Universität Wien, Gelehrter und Publizist, der eine charmant interventionistische Art des Denkens pflegt. Seine Philosophie ist die reine Provokation, viele seiner Gedanken sind Dynamit, aber sie sind sprachlich verpackt in Formulierungen voller Humor, Ironie und Eleganz, so dass es Liessmann irgendwie gelungen ist, in der Monokultur vieler geisteswissenschaftlicher Fakultäten zu überleben.

Es ist ja nicht so, dass Österreichs Unis immun wären gegen die Irrlehren der *woke*- und Gender-Jakobiner, die jetzt überall ihre Guillotinen errichten. Aber in der Donaurepublik scheint sich zum Glück eine Restmenge Toleranz und geistige Offenheit erhalten zu haben, das Erbe vermutlich einer imperialen Zeit, als die Österreicher einen Grossteil der Erde kommandier-

Wien

ten, einen Riesengrossraum, den sie durch Heiraten und Militärgewalt erweiterten und zusammenhielten, von Budapest über Wien bis weit nach Südamerika. Aus einem Kleinstaat, der einst die Welt beherrschte, ist die Welt wohl nicht mehr hinauszukriegen.

Liessmann, Jahrgang 1953, war bis zu seiner Emeritierung Professor für die Vermittlung von Philosophie und Ethik an der Universität Wien. Neben anderen Tätigkeiten ist er wissenschaftlicher Leiter des Philosophicum Lech. Als Philosoph hat er sich vor allem mit den Schriften von Kierkegaard, Nietzsche und

*«Der potenziell unsterbliche Mensch, das ist die Hoffnung unserer Zeit.»*

Hegel auseinandergesetzt. Es gibt aber auch eine Abhandlung von ihm über den deutschen Schriftsteller Karl May, der anscheinend seine Liebe zur Literatur entfachte. Einem Schweizer Publikum wurde Liessmann durch Interviews und eine Kolumne in der *Neuen Zürcher Zeitung* bekannt. Eben erschienen ist sein Sammelband «Lauter Lügen», wo der unkonventionelle Denker unter anderem für die Rehabilitierung des Irrtums plädiert.

**Weltwoche:** Herr Professor Liessmann, lassen Sie uns gleich zu Beginn die philosophischen Achttausender besteigen. Ich stelle Ihnen die vier Grundfragen Kants, und Sie versuchen, möglichst knapp zu antworten. Einverstanden?

**Konrad Paul Liessmann:** Einverstanden.

**Weltwoche:** Was kann ich wissen?

**Liessmann:** Diese grundsätzlichsste Frage Kants wird oft missverstanden. Es geht nicht darum, wie viel Wissen wir uns aneignen können. Es geht um die prinzipiellen Grenzen des Wissens. Gibt es Dinge, die wir nicht sicher wissen können, weil unsere Erkenntnisfähigkeit, unsere Ausstattung – zum Beispiel unsere Sinnesorgane oder unsere Vernunft – eingeschränkt sind?

**Weltwoche:** Wo liegen die Grenzen?

**Liessmann:** Ich teile Kants Ansicht, dass es grosse Fragen gibt, die wir zwar stellen, aber nicht endgültig beantworten können. Existiert Gott? Ist die Seele unsterblich? Gibt es Freiheit? Es ist wichtig, diese Grenzen zu akzeptieren. Würden alle Religionen einräumen, der Mensch könne über Gott eigentlich nichts wissen, hätten wir uns eine ganze Reihe von Religionskriegen erspart.

**Weltwoche:** Was soll ich tun? Kants zweite Frage.

**Liessmann:** Für mich war diese Frage immer besonders wichtig, weil sie darauf verweist, dass wir freie Wesen sind, obwohl wir Freiheit nicht beweisen können. Wir können nicht wissen, dass wir frei sind. Wir müssen so tun, als ob wir frei wären. Und wir müssen uns wechselseitig unterstellen, freie Wesen zu sein, um miteinander respektvoll umgehen zu können.

**Weltwoche:** Da klingt Kants kategorischer Imperativ an: Handle nur nach der Maxime, von der du auch wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.

**Liessmann:** Auch hier gibt es ein verbreitetes Missverständnis. Kant hat nicht gesagt, jeder müsse nach dem kategorischen Imperativ handeln. Dieser gilt nur für den, der moralisch handeln will. Moral ist für Kant etwas Universales. Natürlich können wir egoistisch sein, partikuläre Interessen verfolgen, etwa Interessen unserer Klasse, unseres Geschlechts oder unserer Religion. Aber wir sollen das bitte nicht im Namen der Moral tun. Eine partikuläre oder relative Moral ist für Kant keine Moral.

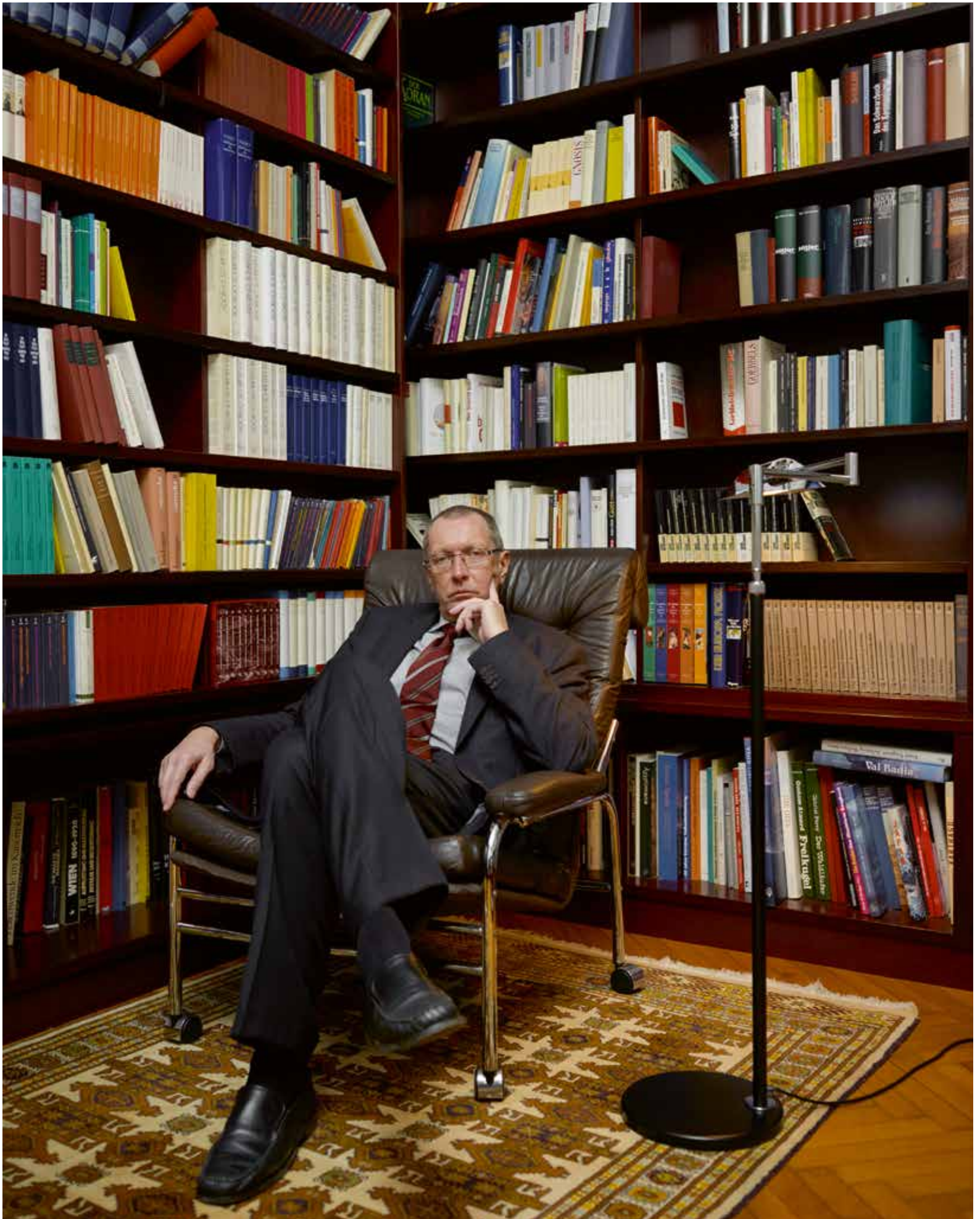
**Weltwoche:** Und für Sie persönlich? Woran orientieren Sie sich bei der Beantwortung dieser Frage: Was soll ich tun?

**Liessmann:** Die Idee des Universalismus ist für mich schon wichtig. Wenn jemand moralische Maximen formuliert, dann sollen diese für alle gelten können. Und wenn sie das nicht können, dann sollte man noch einmal darüber nachdenken.

**Weltwoche:** Kommen wir zu Kants dritter Frage: Was darf ich hoffen?

**Liessmann:** Da müssen wir uns zuerst fragen, was Hoffnung bedeuten kann. Dürfen wir hof-





*Seine Gedanken sind Dynamit:* Professor Liessmann.



fen, dass die Digitalisierung unser Arbeitsleben erleichtert? Dürfen wir hoffen, dass die *Weltwoche* in Zukunft...

**Weltwoche:** ...die Auflage verdoppeln wird...

**Liessmann:** ...nein, von Algorithmen geschrieben wird? Das ist ja eine unserer technischen Utopien. Aber darauf bezog sich Kant eben gerade nicht. Hoffnung hat bei ihm eine metaphysische Dimension. Darf ich darauf hoffen, dass dieses kurze Leben nicht alles ist? Darf ich auf Unsterblichkeit hoffen? Hoffnung setzte bei Kant dort ein, wo unser Wissen endet. Interessant ist nun, dass wir diese alten metaphysischen Fragen gar nicht mehr als radikale Hoffnung verstehen, sondern eher als Auftrag.

**Weltwoche:** Also, ich muss an meiner eigenen Unsterblichkeit arbeiten? Ich muss etwas so Grandioses tun, dass man noch in tausend Jahren von mir redet?

**Liessmann:** Nein, der ewige Ruhm war das antike Konzept von Unsterblichkeit. Heute ist extreme Langlebigkeit eine technologische Perspektive. Der Mutterkonzern von Google, Alphabet, steckt einen Gutteil seiner Mittel in die Erforschung von Langlebigkeit und Unsterblichkeit. Aus einem metaphysischen Prinzip wird ein physisches: der potenziell unsterbliche Mensch. Das ist die Hoffnung unserer Zeit.

**Weltwoche:** Dazu passend die letzte Kant-Frage: Was ist der Mensch?

**Liessmann:** Die Frage ist gleichzeitig die Antwort: Der Mensch ist dasjenige Wesen, das diese Frage stellen kann. Der Mensch ist das Fragezeichen. Künstlichkeit ist die Natur des Menschen, und sein Wesen ist Unbeständigkeit – so der Philosoph Günther Anders. Das macht uns zukunfts-fähig. Ein Wolf, der sich

*«Ich plädiere für die Rehabilitierung des Irrtums. Der Irrtum ist kein Fake, keine Verschwörungstheorie.»*

heute noch so verhält wie seine Vorfahren vor zwei Millionen Jahren, hat keine echten Zukunftsaussichten. Wir hingegen glauben, dass wir heute anders leben, denken und fühlen als früher. Und wenn uns die Paläoanthropologen nachweisen, dass unsere Vorfahren schon alle Züge hatten, die uns heute ausmachen, ist das eine Fremdheitserfahrung. Wir sehnen uns nach Zukunft und sind bestimmt durch die Vergangenheit. Diese Spannung macht den Menschen aus.

**Weltwoche:** David Hume sagte, moralischer Fortschritt lasse sich messen, und zwar an der Zahl der Menschen, die wir als Wir zu bezeichnen bereit sind. Ist die Menschheitsgeschichte eine Geschichte des moralischen Fortschritts?

**Liessmann:** Wenn ich auf die Ukraine und auf Russland blicke, zweifle ich daran. Manch-



mal denke ich eher, unser politisches Handeln folge seit Urzeiten demselben Prinzip: Wir setzen Gewalt ein, um unsere Interessen durchzusetzen.

**Weltwoche:** Allerdings hat die Gewalt im Verhältnis zur Weltbevölkerung abgenommen.

**Liessmann:** Das stimmt wohl. Auf der Erde leben acht Milliarden Menschen, der Grossteil davon in Frieden. Wir zählen die Kriegstoten in Tausenden, nicht in Millionen, die Flüchtlinge in Hunderttausenden, nicht in Milliarden. Trotzdem ist der Krieg immer noch ein Mittel der Wahl unserer Politik. Ich sehe den moralischen Fortschritt eher in der allgemeinen Reaktion auf den Krieg: Er wird als Rechts- und Zivilisationsbruch empfunden.

**Weltwoche:** Mit Norbert Elias gesprochen: Der Zivilisationsprozess ist die ständige Verfeinerung unserer Empfindsamkeit.

**Liessmann:** Richtig. In einer kriegerischen Gesellschaft, in der Frieden als Unterbrechung des bellizistischen Normalzustandes empfunden wird und der Soldat eine gesellschaftliche Leitfigur darstellt, ist Gewalt allgegenwärtig. Entsprechend gelassen reagiert man darauf.

**Weltwoche:** Wann setzte im Westen diese Kritik am Krieg als sozusagen alltägliches und berechtigtes Instrument der Politik ein?

**Liessmann:** Die Idee, dass der Mensch zum friedlichen Zusammenleben bestimmt sei, geht zurück auf das 18. Jahrhundert. Seitdem werden Kriege kritischer gesehen. Von Kant stammt die legendäre Schrift über den ewigen Frieden. Inzwischen ist es fast unmöglich, Krieg moralisch zu rechtfertigen. Es gibt keinen gerechten, keinen heiligen Krieg mehr, mit einer Ausnahme: den Verteidigungskrieg. Der ist immer legitim.

**Weltwoche:** Hat unsere Zeit einen bestimmten Grundzug? Gibt es ein bestimmtes Motiv, das unsere Gegenwart kennzeichnet?

**Liessmann:** Ich würde sagen, Versöhnung ist ein zentrales Motiv, gerade mit Blick auf die Umwelt. Wir wollen die Wunden heilen, die die Industrialisierung geschlagen hat. Wir wollen uns mit dem Klima, der Erde versöhnen.

**Weltwoche:** Wie bewerten Sie das philosophisch?

**Liessmann:** Ich erkenne darin nicht nur das

hegelsche und marxsche Motiv der Aufhebung von gesellschaftlicher Entzweiung, sondern auch ein ästhetisches Prinzip. Es ist interessant, wie stark unser Reden über den Klimawandel ästhetisch geprägt ist, gar nicht mal technisch und moralisch.

**Weltwoche:** Der schöne Gletscher auf den Bergen, das satte Grün der Natur.

**Liessmann:** Den paradiesischen Zustand markieren nicht mehr Adam und Eva im Garten Eden, sondern das Klima im vorindustriellen Zeitalter. Danach bemessen wir auch die Erwärmung, nicht etwa an der mittelalterlichen Warmzeit. Der Sündenfall ist die Erfindung der Dampfmaschine. Jetzt wollen wir vor die Industrialisierung zurück, in einen imaginierten Garten Eden, als die Natur intakt und das Klima noch normal war. Das ist die alte biblische Erzählung in neuen Worten.

**Weltwoche:** Die Klimadebatte als parareligiöses Phänomen.

**Liessmann:** Ich anerkenne die riesigen Herausforderungen, die sich aus der Klimaerwärmung ergeben. Was mich stört, ist die Verabsolutierung des aktuellen Forschungsstands zum Dogma. Dabei gibt es in der Wissenschaft immer nur vorläufige, nie endgültige Gewissheiten.

**Weltwoche:** «Es irrt der Mensch, solange er strebt», wie Goethe sagte.

**Liessmann:** Ich plädiere für die Rehabilitierung des Irrtums. Der Irrtum ist kein Fake, keine Verschwörungstheorie, sondern ein notwendiger Schritt auf dem Weg zur Erkenntnis. Die Naturwissenschaften arbeiten nach dem Prinzip Versuch und Irrtum. Es ist falsch, den Irrtum unter ein moralisches Verdikt zu stellen. Es ist nur schwer, ihn zuzugeben.

**Weltwoche:** Ist die Eitelkeit das grösste Erkenntnishindernis des Menschen?

**Liessmann:** Das ist ein guter, übrigens auch von Nietzsche formulierter Gedanke. Eitelkeit, Stolz, Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit hindern uns immer wieder daran, Dinge angemessen wahrzunehmen, die unseren Vorstellungen, unseren Überzeugungen widersprechen.

**Weltwoche:** Wie beurteilen Sie die Debatten rund um die *woke*-Bewegung?

**Liessmann:** Diese Identitätspolitik fällt meilenweit hinter den kantischen Universalismus zurück. Das ist ein neues Stammesdenken, eine Rückkehr des Tribalismus. Und alles unterliegt einem Sauberkeitsphantasma. Wir können nicht mehr sagen: Kolumbus war ein genialer Seefahrer, Entdecker, ein Mensch mit Visionen, der unsere Welt verändert hat. Und gleichzeitig war er geldgierig, skrupellos und ein Wegbereiter des Kolonialismus. Es muss entweder hell sein oder dunkel sein. Und wer dunkle Flecken hat, muss weg. Das ist im Grunde eine Reinheitsdebatte, eine ästhetische Debatte, erneut.



**Weltwoche:** Was verstehen Sie unter «ästhetisch»?

**Liessmann:** Nicht das Gefällige, Glatte. Die antike Göttin Harmonia war die Tochter von Aphrodite und Ares. Das heisst, sie war die Tochter der absoluten Gegensätzlichkeit, von Liebe und Krieg. In der antiken Ästhetik war Harmonie die glückliche Verbindung von Gegensätzen. Wir reden heute viel von Diversity und meinen damit eigentlich Gleich-

«Wir sind eben nicht die offenen, neugierigen Wesen, für die wir uns halten.»

klang. Das ist das Gegenteil von Harmonie. Diese meint den Zusammenklang des Differenten. Es kann nicht darum gehen, alle auf eine Stimme zu bringen. Sondern darum, aus verschiedenen Stimmen einen Klang zu formen, wie in einem Orchester. Das, was ich ästhetisch nenne, ist die zerrissene Wahrheit in ihrer sinnlichen Erscheinung. Unsere Zeit bekämpft, «cancelt» aber in der Kunst jede Widersprüchlichkeit.

**Weltwoche:** Warum?

**Liessmann:** Wir sind eben nicht die offenen, neugierigen Wesen, für die wir uns halten. Das

hat Adorno schon bei seiner Verteidigung von Arnold Schönberg vermutet: dass wir dessen Zwölftonmusik ablehnen, weil sie uns in ihrer Dissonanz die Wahrheit vor Augen führt. Und die Wahrheit ist eben oft hässlich. Schön ist vielleicht die Erkenntnis der Wahrheit. Man kann sich daran freuen, etwas begriffen zu haben, weil es einen Fortschritt im Wissen darstellt, obwohl das Erkannte nicht sonderlich angenehm sein muss.

**Weltwoche:** Was ist für Sie die wichtigste Erkenntnis aus Ihrer philosophischen Beschäftigung?

**Liessmann:** Dass man jeden Dogmatismus vermeiden muss. Das klingt banaler, als es ist, weil wir Menschen nach absoluten Gewissheiten streben. Früher hatten wir dafür die Religionen. Heute, in unseren säkularisierten Gesellschaften, haben wir keine derartigen Fixpunkte des Denkens mehr, sondern neigen zum Wissenschaftsdogmatismus. Obwohl wir technisch andere Möglichkeiten haben, reagieren wir mit dem geistigen Rüstzeug der Vergangenheit: Wir wollen glauben. Das ist eine alte Erkenntnis der Philosophie: Wir können dem Unbekannten nur einen Sinn geben, indem wir es zu etwas Bekanntem machen.

**Weltwoche:** Was ist für Sie die interessanteste Frage der Gegenwart?

**Liessmann:** Keine Frage, die man sich immer gestellt hat, zum Beispiel, wie das ideale Gemeinwesen zu organisieren sei. Das kann man schon bei Platon nachlesen. Mich interessiert das, was wirklich neu ist in unserer Zeit. Neu ist die Technik. Die interessanteste Frage für mich ist die Frage nach dem Verhältnis von Mensch und Technik.

**Weltwoche:** Die ganze Welt spricht vom Programm Chat GPT, einer künstlichen Intelligenz, die auf Befehl sinnvolle Texte in der gewünschten Form zu fast jedem beliebigen Thema schreiben kann. Was kommt da auf uns zu?

**Liessmann:** Seit der Antike verstanden wir uns in Abgrenzung zu den Tieren als *animal rationale*. Jetzt müssen wir uns auch gegenüber der von uns selbst geschaffenen Technik behaupten und definieren. Die einen warnen, intelligente Roboter würden uns unterwerfen. Andere beschwichtigen: Ein Programm wie Chat GPT sei nur ein Schreibwerkzeug wie eine Füllfeder. Es gibt eine faszinierende Ungewissheit. Mich interessiert vor allem die Frage: Was ist eigentlich das Entscheidende, das Wesenhafte dieser neuen Technologie?

**Weltwoche:** Und, wie lautet Ihre Antwort?

**Liessmann:** Wir arbeiten an der Ersetzbarkeit des Menschen. Ich habe alle diese Programme ausprobiert und bin noch nicht

# Friedensdemo Bern

**Bewilligt!**

11. März 2023  
16:00 Uhr

Bundesplatz Bern  
Willkommen: Alle,  
die ehrlich für Frieden eintreten



**Kilez More**  
Widerstandsmusiker



**Nicolas Lindt**  
Schriftsteller und Zeitzeuge



**Christoph Pfluger**  
Verleger Zeitpunkt



**Daniel Stricker**  
Wirklich freier Journalist



**Patrick von Castelberg**  
Crossover-Tenor



**Nicolas A. Rimoldi**  
Präsident MASS-VOLL!



**Schwester Barbara Maria**  
Sozial- und Jugendarbeiterin FH



**Michael Bubendorf**  
Unternehmer



**Michelle Cailler**  
Präsidentin MFR



**Yoki**  
Liedermacherin



**Burkhard Müller-Ullrich**  
Kontrafunk-Gründer

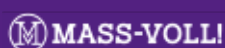


**Andreas Glarner**  
Nationalrat SVP



**Thorsten Schulte**  
Autor und Silberjunge

Demo-Kosten mittragen: [mass-voll.ch/spenden](https://mass-voll.ch/spenden)



Deeskalation, Waffenstillstand, Friedensverhandlungen

sonderlich beunruhigt. Trotzdem, der Pfad, auf dem sich menschliche Kreativität abspielt, wird schmaler und enger. Viele Dinge, die man früher als kreativ bezeichnet hätte, erledigen Maschinen heute in wenigen Sekunden.

**Weltwoche:** Aber kann eine Maschine mehr leisten als nur ein geniales Plagiat, das man als solches nicht durchschaut?

**Liessmann:** Nein, denn ihr fehlen zwei wesentliche Voraussetzungen dafür: Emotion und Wille. Schon Nietzsche schrieb, wir Menschen seien keine Registrierapparate, denn wir handelten aus Schmerz, Verletzung, Verstörung. Das treibe unseren Erfindergeist an. Nun ist auch der komplexeste Algorithmus ein Registrierapparat. Er registriert Muster und wählt danach aus. Darum meine These in Anlehnung an Nietzsche: Solange die Algorithmen nicht leidensfähig sind, werden sie nicht kreativ sein. Hinzu kommt, dass sie keinen Willen haben. Sie machen nichts von sich aus, sondern führen immer nur Befehle aus.

**Weltwoche:** Sie sind eine Art elektronischer Butler.

**Liessmann:** Ich schlug einmal vor, wir sollten diese Roboter als Sklaven betrachten. Die können wunderbar sein, die können gescheit sein, die können schön sein. Aber sie haben nur Befehle auszuführen. Jetzt ist natürlich der Begriff des Sklaven inkriminiert. Man sollte vielleicht besser vom idealen Angestellten sprechen.

**Weltwoche:** Wobei, die Bezeichnung «Sklave» macht den Fortschritt doch erst richtig deutlich: Die künstliche Intelligenz könnte die ewige Nachfrage nach Sklaverei überwinden, weil wir den Domestiken, den Sklaven künftig in Form einer leidensunfähigen Maschine haben werden.

**Liessmann:** Richtig. Deswegen verfolge ich mit Unbehagen, dass es Forschungsprojekte darüber gibt, ab wann man personalisierten

*«Ohne es zu wollen, leitet Putin ein, was er abwehren will, nämlich die Modernisierung Asiens.»*

Robotern Menschenrechte zugestehen muss. Man schreibt ihnen eine Intentionalität zu, die sie nicht haben.

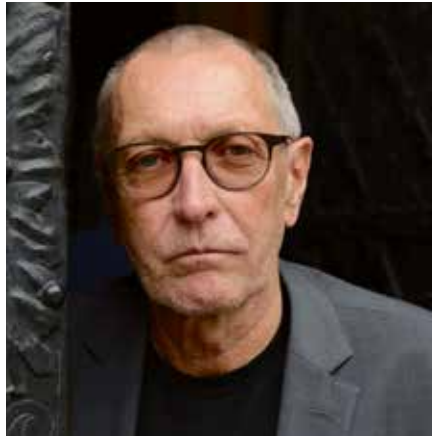
**Weltwoche:** Vielleicht ist die künstliche Intelligenz ein heilsamer Ansporn des Menschen. Der Mensch ist das einzige Lebewesen, das immer wieder Apparaturen schafft, die ihn überflüssig machen könnten, wodurch er sich zwingt, sich weiterzuentwickeln.

**Liessmann:** Damit schliesst sich der Kreis zu Kant. Der Mensch ist das Fragezeichen, er ist nicht festgelegt. Kant hat übrigens das Genie als Günstling der Natur definiert. Wir werden in Zukunft ziemlich genau unterscheiden zwischen denjenigen, die in ihrer Kreativität jeder-

zeit von einem Algorithmus überboten werden können, und denjenigen, die noch imstande sind, wirklich kreativ zu sein. Das wird zu einer Spaltung der Gesellschaft führen, ausser es gelingt uns, neue Formen des Lebens und Zusammenlebens zu entwickeln, die von künstlicher Intelligenz unberührt bleiben.

**Weltwoche:** Wie könnte eine solche Gesellschaft aussehen?

**Liessmann:** Wir machen das, was Aristoteles «Praxis» genannt hat. Wir denken, wir handeln, wir diskutieren, wir kommunizieren, wir



«Der Mensch ist das Fragezeichen»:  
Denker Liessmann.

lieben uns, wir hassen uns. Und alle anderen Dinge, vor allem die mühsamen, lassen wir die Maschinen erledigen.

**Weltwoche:** Halten Sie das für realistisch?

**Liessmann:** Zumindest nicht für unrealistisch. Nur weil der Computer jeden Schachgrossmeister schlägt, lassen wir uns die Freude an dem Schachspiel nicht nehmen. Wir können also akzeptieren, dass es Parallelwelten gibt. Dass es Dinge gibt, die Maschinen besser können als wir, die wir aber trotzdem nicht von Maschinen ersetzen lassen, aus welchem Grund auch immer.

**Weltwoche:** Noch vor ein paar Monaten sprachen fast nur Technikfreaks und Philosophen über künstliche Intelligenz, und jetzt ist das Thema plötzlich in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Man verweist in solchen Fällen gern auf den Zeitgeist. Der Begriff ist so eingängig, dass er sogar im Englischen verwendet wird. Trotzdem ist es schwer, sich etwas darunter vorzustellen. Was ist das genau, der Zeitgeist? Gibt es ihn überhaupt?

**Liessmann:** Die Krux steckt im Namen. Der Zeitgeist ist der Geist seiner Zeit. Und die Zeit ändert sich ständig. Also wandelt sich auch deren Geist. Wer hätte noch vor zwei Jahren gesagt, wir sollten wieder mal eine kritische Pazifismus-Debatte führen? Man wäre ausgelacht worden. Heute stecken wir mittendrin. Der Zeitgeist ist nicht zu fassen.

**Weltwoche:** Dann lassen Sie uns zum Schluss über die ewigen Werte reden. Was ist für Sie die wichtigste philosophische Botschaft des Christentums?

**Liessmann:** Das ist eine interessante Frage. Darf ich mit einer kleinen Anekdote antworten? Wir hatten im Gymnasium einen sehr konservativen, unglaublich gebildeten Religionslehrer. Jeder Schüler musste einmal im Semester eine selbstgewählte Bibelstelle interpretieren. Als ich mit sechzehn, siebzehn so ein bisschen rebellisch wurde, interpretierte ich ein Jesuswort, das ich damals als wahnsinnige Provokation empfand und mit dem ich bis heute nicht fertig geworden bin. Es ist eine Stelle aus dem Matthäusevangelium, die sinngemäss lautet: Das Böse muss kommen, aber wehe, durch wen es kommt. Das ist mein Schlusswort.

**Weltwoche:** Noch nicht ganz. Wir biegen auf die Zielgerade ein. Ich würde gerne ein paar der grossen Philosophen zum Leben erwecken und ihnen je eine grosse Frage zur Gegenwart stellen. Sie schlüpfen in deren Rollen und beantworten diese Fragen möglichst knapp. Beginnen wir mit Hegel. Was würde er zum Krieg in der Ukraine sagen?

**Liessmann:** Er würde sagen, dieser Rückfall in die Barbarei sei eine List der Vernunft im Fortschrittsprogramm des Weltgeists. Er würde wahrscheinlich keine Prognose wagen, aber hegelianisch wäre es, zu sagen: Putin kann diesen Krieg nicht gewinnen, und darum wird Russland über kurz oder lang auseinanderbrechen. Ohne es zu wollen, leitet Putin ein, was er abwehren will, nämlich die Modernisierung Asiens.

**Weltwoche:** Wie sähe Nietzsche den Zustand des heutigen Theaters?

**Liessmann:** Ein Theater, das in nichts anderem besteht als in der Verkündigung von moralischen oder politischen Thesen, wäre für Nietzsche nicht einmal der Erwähnung wert gewesen. Wobei nein, vielleicht wäre Nietzsche dem modernen Theater in einer Art Hassliebe verbunden. Und würde sagen: Dort, wo das Theater tatsächlich dionysische, also orgiastische Momente aufweist, wo es sinnliche Ekstasen zeigt und keine Angst vor Widersprüchen, keine Angst vor dem Bösen hat, dort ist es interessant.

**Weltwoche:** Was wäre Kierkegaards Meinung zum Zustand der heutigen Kirchen?

**Liessmann:** Er hat die Kirche schon Mitte des 19. Jahrhunderts verachtet. Und diese Verachtung würde sich wahrscheinlich potenzieren.

**Weltwoche:** Zum Abschluss: Was würde Marx zum Klimawandel sagen?

**Liessmann:** Marx sagte einmal, die Menschheit stelle sich nur Aufgaben, die sie auch lösen kann. Und dem schliesse ich mich an.

Konrad Paul Liessmann: Lauter Lügen.  
Zsolnay. 256 S., Fr. 39.90



# Und täglich grüsst das Notrecht

Während Corona ist das Regieren per Dekret in der Schweiz salonfähig geworden. Die Ausrufung der Asylnotlage im Aargau zeigt: Es geht so weiter.

Artur Terekhov

**D**ass ausgerechnet der überaus bürgerliche Kanton Aargau zu Beginn dieses Jahres die Asylnotlage ausgerufen und eine Notverordnung erlassen hat, die im Extremfall sogar die Beschlagnahme privater Liegenschaften erlaubt, dürfte manchen erstaunt haben. «Dann müssen wir im Regierungsrat darüber nachdenken, nach Corona bereits wieder eine Notsituation nach Zivilschutzgesetz auszurufen», wird SVP-Regierungsrat Jean-Pierre Gallati in der *Aargauer Zeitung* in diesem Zusammenhang zitiert.

lichen, wenn Schweizer Bürger, die eigenverantwortlich ihr Geld verdienen, ihre Wohnung verlassen müssen, um Asylsuchenden Platz zu machen. Dies ist stossend, auch wenn es anzuerkennen gilt, dass aus der kriegsbetroffenen Ukraine tatsächlich nicht primär junge Männer einwandern, wie dies bei anderen Herkunftsländern oft der Fall ist, sondern das gesamte Spektrum der dortigen Bevölkerung.

Dass dies auf dem Wege des Notrechts geschieht, ist gleichwohl brandgefährlich. Denn je nach politischer Grosswetterlage kann

geht, und dies muss die Ausnahme bleiben, wenn man sich zur Gewaltenteilung – Grundpfeiler jedes liberalen Rechtsstaates – ernstlich bekennt.

## Einreichung einer Standesinitiative

Aufgrund der Erkenntnis, dass Corona notrechtlich kein Einzelfall war und Notrecht – egal, welcher Meinung man inhaltlich im jeweiligen Einzelfall selber ist – immer eine potenzielle Bedrohung für einen liberalen Rechtsstaat darstellt, sammelt im Kanton



Nun gut, Gallati gehört wohl kaum zum liberalen Flügel der SVP, wie an seinem restriktiven Covid-Kurs – analog seiner Zürcher Kollegin Natalie Rickli – abzulesen ist. Doch um unliberale SVP-Vertreter, deren es trotz des Kampfs für «weniger Staat» leider nicht wenige gibt, soll es hier nicht gehen, sondern um staatspolitische und rechtsstaatliche Grundsatzenfragen.

## Autoritärstaatliche Tendenzen

Dass Notrecht nach fast zwei Jahren massiver Grundrechtseinschränkungen in der Gesamtbevölkerung salonfähig ist, erstaunt wenig. Denn leider ist der Mensch nicht nur bei Tugenden, sondern auch bei Lastern ein Gewohnheitstier. Umso wichtiger ist der Grundsatz, dass es schon den Anfängen autoritärstaatlicher Tendenzen zu trotzen gilt.

Covid, Energie, Ukraine – innert zweier Jahre ist Notrecht fast zum Normalfall geworden. Seit Anfang dieses Jahres kommt noch eine Asylnotlage dazu. Derzeit zum Unmut der Bürger-

Notrecht einmal benutzt werden, um Asylsuchenden zu helfen – ein anderes Mal indes, um einen sofortigen Asylstopp zu verfügen, wenn man der Meinung ist, «genug» Menschen aufgenommen zu haben. Dies würde bei den

*Leider ist der Mensch nicht nur bei Tugenden, sondern auch bei Lastern ein Gewohnheitstier.*

Linken ganz sicher zu einem ähnlichen Aufschrei führen wie gegenwärtig bei der SVP – und dies völlig zu Recht.

Eine Notlage liegt nicht dann vor, wenn Politiker dies behaupten, sondern müsste eigentlich nach juristischen Kriterien geprüft werden. Und wenn keine akute Gefahr für die eigene Bevölkerung besteht oder die Zeit nicht reicht, um eine Thematik im Parlament zu diskutieren, verbietet sich per definitionem jedes Notrecht der Regierung. Denn Notrecht hat es an sich, dass die Exekutive die Legislative über-

Zürich zurzeit ein Komitee Unterschriften für die Notrechtsinitiative. Diese verlangt mittels Einreichung einer Standesinitiative, dass künftig nicht nur kantonale, sondern auch nationale Notverordnungen des Bundesrats vor Gericht angefochten werden können.

Konkret müsste im Falle bundesrätlicher Notverordnungen das Bundesgericht als erste und einzige Instanz in der Regel innert dreier Monate nach Eingang der Beschwerde über die Rechtmässigkeit der Verordnung beziehungsweise einzelner Bestimmungen entscheiden. Das Initiativkomitee wird vom Autor dieses Beitrags präsiert. Es besteht aus zwölf Personen aus den Reihen von SVP, FDP, GLP, Aufrecht, der Libertären Partei und aus parteilosen Juristinnen und Juristen. Die Unterschriften werden bis Ende März benötigt.

Artur Terekhov ist Jurist aus Oberengstringen ZH und Komiteepresident der Notrechtsinitiative. [www.notrechtsinitiative.ch](http://www.notrechtsinitiative.ch).

# Bundesbetrieb als internationaler Waffenhändler

Die staatliche Ruag kauft in Italien alte Panzer, um sie ans Ausland weiterzuverkaufen. Mittendrin: FDP-Chef Thierry Burkart und seine Schwester.

Christoph Mörgeli

**E**in Aufschrei der Empörung hallte unlängst durch die Schweiz, als der zu hundert Prozent staatseigene Stromkonzern Axpo wegen hochriskanter Handelsaktivitäten in Schieflage geriet. Jetzt hat der *Tages-Anzeiger* aufgedeckt, dass der zu hundert Prozent staats-eigene Rüstungskonzern Ruag 2016 in Italien 96 hoffnungslos veraltete Panzer des Typs Leopard 1 gekauft hat und seither dort hortet. Diese bei weitem nicht einsatzbereiten, in Italien in Lizenz gebauten Panzer hatten mit der Schweiz noch nie das Gerings-te zu tun. Es handelt sich um den Typ der ersten in Deutschland entwickelten Kampfpanzer der Nachkriegszeit, die vor sechzig (!) Jahren erstmals an die Käufer ausgeliefert worden sind.

## Auflösung der Reserve?

Ziel des Ruag-Deals mit den Italienern konnte es denn auch nicht sein, die Schweizer Armee im Sinne einer übergeordneten Strategie zu modernisieren. Sonst hätten unsere Rüstungsverantwortlichen den neusten Kampfpanzer der Rheinmetall, «Panther», bestellen müssen. Vorbei an jeder zielgerichteten Planung von Politik und Militär, ging es der Ruag lediglich darum, mit den ausgelagerten Panzern Kasse zu machen. Also sie zu kaufen, allenfalls auszuweiden und tranchenweise mit Gewinn zu verhökern. Die 96 Leopard 1 wurden denn auch nie in die Schweiz überführt, sondern motten irgendwo in Italien vor sich hin.

Ein Verkauf von Panzern dieses Jahrgangs wäre in friedlicheren Zeiten allerdings nicht einfach und hätte sich im Fall der Ruag wohl als hochriskantes Geschäftsgebaren offenbart. Doch jetzt könnte die Ruag die in Italien erstandenen Leopard 1 an die deutsche Rheinmetall verkaufen, die sie aufrüsten und an die Ukraine liefern würde. Nur droht mittlerweile dem eidgenössischen Rüstungskonzern statt eines lukrativen Geschäfts mit Altwaffen ein Debakel. Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) innerhalb des Volkswirtschaftsdeparte-



«Neutralität wahren»: Parteipräsident Burkart, Multi-Verwaltungsrätin Déborah Carlson-Burkart.

ments von Guy Parmelin (SVP) untersagte nämlich kurzerhand diesen Panzerdeal.

Angesichts des staatlichen Charakters der Ruag würde es sich ganz

klar um einen Verstoss gegen das geltende Neutralitätsrecht handeln. Um dem Völkerrecht zu genügen, müsste die Schweiz gemäss Haager Konvention das kriegführende Russland in gleichem Mass mit Waffen unterstützen – was derzeit im Ernst niemand will. Kurz: Der einseitige Verkauf von Kriegsmaterial und Rüstungsgütern jeder Art ist zur Verwendung durch die kriegführende Ukraine verboten.

Wie der *Blick* erstmals berichtet hat, ersucht Deutschland die Schweiz zudem um einen Teilkauf der in der Ostschweiz eingelagerten 96 Leopard 2. Diese sollen die Lücken bei den Beständen von EU- und Nato-Ländern schliessen, welche Panzer an die Ukraine liefern. Nur sind die 96 Panzer keineswegs ausser Dienst gestellt, sondern dienen der Armee nach wie vor als zwingende strategische Reserve. Dennoch befand Armeechef Thomas Süssli in einer schwer nachvollziehbaren Wortmeldung gegenüber Radio SRF, die Schweiz könne rund ein Dutzend dieser Kampfpanzer an Deutschland abgeben. Warum

sich der ranghöchste Schweizer Militär derart als Waffenschieber inszeniert, bleibt sein Geheimnis. Zumal die Armee laut Verteidigungsministerin Viola Amherd «eine Erhöhung der mechanisierten Mittel im Zusammenhang mit dem Krieg in der Ukraine» prüft.

## Motion im Interesse der Ruag

Als besonders stossend erweist sich einmal mehr das Geschäftsgebaren der bundeseigenen Ruag International Holding AG. Diese hat letztes Jahr die ebenfalls bundeseigene Munitionsfabrik Ammotec mit 2500 Mitarbeitern an die italienische Familienfirma Beretta verkauft, und zwar zu einem geheim gehaltenen Preis. Der Bundesrat drückte sich in dieser Sache vor einem Entscheid und überliess ihn der Ruag. Im dortigen Verwaltungsrat sitzt seit 2019 die Multi-Verwaltungsrätin Déborah Carlson-Burkart, die Schwester von FDP-Präsident Thierry Burkart. Dennoch amtet der freisinnige Parteichef in der Sicherheitspolitischen Kommission, die über Rüstungsgeschäfte entscheidet. Auch im Ständerat äusserte sich Burkart lautstark zu Ruag-Geschäften – etwa im unterstützenden Sinn beim Verkauf der heimischen Munitionsindustrie ans Ausland.

Auch im Interesse der Ruag reichte Thierry Burkart eine Motion ein, deren Titel ver-



hiess: «Neutralität wahren», um gleichzeitig die Nichtwiederausfuhrerklärung für «Länder mit gleichen Werten» abzuschaffen. Nur würde dies in der Praxis bedeuten, dass die Schweiz neutralitätspolitisch schon allein in Teufels Küche geriete, wenn sie alle Länder dieser Welt in «gleichwertige» und «ungleichwertige» unterscheiden würde. Auch scheint es recht eigentümlich, die von Burkarts Vorstoss von Schweizer Waffenlieferungen begünstigte Ukraine mit den schweizerischen Werten gleichzusetzen. Im Unterschied zur Ukraine gehört es zu den schweizerischen Werten, sprachliche und kulturelle Minderheiten zu respektieren und zu fördern, statt deren Sprache und Parteien zu verbieten und sie über Jahre unter Inkaufnahme vieler tausend Toten zu unterdrücken.

Schwer nachvollziehbar ist auch, warum Teile der Politik und die Armeespitze ausgerechnet bei der Rückkehr des Krieges nach Europa Schweizer Panzer verkaufen und mit alten Panzern in Italien handeln wollen. Noch die Armee 95 umfasste bis 2003 fünf Panzerbrigaden und damit insgesamt einen Sollbestand von 26 425 Mann mit 370 Leopard-2-Panzern. Dieser Bestand ist auf gerade noch drei Panzerbataillone und drei mechanisierte Bataillone mit insgesamt 134 Leopard 2 ge-

schmolzen. Das reicht allerdings nicht einmal, um fünf Bataillone dieser aktiven Verbände auszurüsten. Angesichts des Ukraine-Kriegs scheint es in doppelter Hinsicht der falsche Moment, Panzer zu verkaufen. Zum einen, weil die Schweizer Armee diese für ihren Verteidigungsauftrag selber benötigt. Zum andern, weil sie ihre Neutralität nicht leichtfertig liquidieren darf. Auch können zwölf Panzer in der Ukraine gar nichts ausrichten.

### Comeback der Panzerschlacht

Noch im Februar 2020 hat die SP einen Kredit von 438 Millionen Franken abgelehnt mit der Begründung: «Die Zeit von Panzerschlachten und Bewegungskriegen ist vorbei.» Seit dem Mauerfall von 1989 verkünden Politiker, Sicherheitsexperten und Generäle, die Zeit der schweren Waffen sei abgelaufen. Die Zukunft gehöre den Cyber-Angriffen, und überhaupt sei der Klimawandel die einzige relevante Sicherheitsbedrohung. Im Jahr 2003 betonte der damalige Armeechef Christophe Keckeis: «In Europa ist die Zeit der grossen Panzerschlachten vorbei», was die NZZ als «realistische Lagebeurteilung» rühmte. 2006 echote der Thurgauer Ständerat Hermann Bürgi (SVP) als Kommissionssprecher zum damaligen Rüstungsprogramm: «Die Zeit der grossen Panzerschlachten ist vorbei.» Und

noch 2020 hat die NZZ den Generalinspekteur der deutschen Bundeswehr folgendermassen zitiert: «Gleichwohl sehe ich die grosse Panzerschlacht in der norddeutschen Tiefebene heute nicht mehr.» Angesichts des anhaltenden Kaufinteresses an Leopard 1 und 2 ist offenbar die Möglichkeit einer Panzerschlacht in die Bundesrepublik zurückgekehrt.

In Wahrheit beweist gerade der gegenwärtige Ukraine-Krieg: Jeder militärische Konflikt wird am Boden entschieden. Darum sind die Schweizer Panzer raschestmöglich zu modernisieren und vollständig im Bestand der Armee zu hal-

*Krieg wird am Boden entschieden.  
Darum sind die Panzer vollständig  
im Bestand der Armee zu halten.*

ten. Die Ruag hat wieder einzig den Sicherheitsinteressen unseres Landes zu dienen statt der Bereicherung des Personals durch irgendwelche Gewinnbeteiligungen. Die bundesrätliche Auslagerung der Verantwortung für die Ruag an den Verwaltungsrat und das Management dient einzig der Abschiebung von Verantwortung. Es wäre höchste Zeit, dass die Landesregierung bei der Ruag das Heft wieder in die eigenen Hände nähme.

Neu

## Die neuen TEMPUR Matratzen in allen 11 Filialen.

Das Schlafwohl-Team wurde am 6. & 7. März im TEMPUR-Headquarter auf die neuen Produkte geschult.



**Die 5 Liegegefühle probeliegen  
oder zu Hause testen.  
Wir beraten Sie gerne.**



Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

SINCE  
2006

Bettenfachgeschäft Schlafwohl:

Zürich | Bern | Basel | Luzern | St. Gallen | Winterthur | Baar | Chur | Mellingen | Rüslikon  
anfrage@schlafwohl.ch, Tel. 044 700 01 09, schlafwohl.ch

# Bolsonaros Exil

Der brasilianische Ex-Präsident zögert seine Heimkehr aus den USA heraus. Ihm droht die Verhaftung. Das weckt unguete Erinnerungen.

Alex Baur

**A**ls Jair Bolsonaro am 29. Dezember kurz vor der Amtsübergabe an seinen Nachfolger Lula Brasilien in Richtung Florida verliess, war ein bloss einmonatiger FeriENAusflug angekündigt. Während seine Frau Michelle Ende Januar heimkehrte, um in seiner Partido Liberal eine führende Rolle zu übernehmen, verharret der Abgewählte in den USA. Aus Bolsonaros Entourage ist nun zu vernehmen, eine Heimkehr sei frühestens auf April geplant.

Inzwischen wird auch der mutmassliche Grund für Bolsonaros Exil immer deutlicher: In seiner Heimat droht ihm die Verhaftung. Vorwände dafür gäbe es genug. Der bereits fünfmal geimpfte Lula wird nicht müde, seinen Vorgänger wegen seiner Corona-Politik des «Genozids» zu bezichtigen. Die Staatsanwaltschaft hat unter dem Titel «Terrorismus» Ermittlungen gegen Bolsonaro wegen des Sturms aufs Regierungsviertel in Brasília vom 8. Januar aufgenommen.

Nun ist auch noch ein weiterer Vorwurf aufgetaucht, der sowohl auf Bolsonaro wie auf dessen Gattin zielt (die als Kandidatin für die nächsten Präsidentschaftswahlen behandelt wird). Es geht um



Ausser Kontrolle geratene Justiz:  
Ex-Präsident Bolsonaro in Maryland.

*Lima*  
ein Geschenk, das Bolsonaros Energieminister Bento Albuquerque im Oktober 2021 anlässlich eines Besuches in Saudi-Arabien vom Königshaus entgegennahm. Wie sich anlässlich der Rückreise beim Zoll in São Paulo herausstellte, handelte es sich dabei um Schmuck im Wert von über drei Millionen Franken.

## Vorwurf «Terrorismus»

Der Schmuck liegt seither beim Zoll, wobei unklar ist, was daraus werden soll. Der Energieminister hatte das versiegelte Geschenk, dessen Wert er nicht gekannt haben will, umgehend registrieren lassen und bei der Ethikkommission gemeldet. Schriftlich informierte er die Saudis, dass das Geschenk in den Staatsbesitz übergehen werde. Im letzten Dezember stellte die Präsidentschaft einen Antrag auf Herausgabe der Klunker. Daraus soll nun eine Anklage gegen den Ex-Präsidenten und vor allem seine Gattin gezeitert werden. Michelle Bolsonaro versichert, sie habe nicht einmal von der Existenz des Schmuckes gewusst, geschweige denn je einen Anspruch darauf erhoben.

In einem normalen Rechtsstaat wäre das nicht mehr als eine pikante Anekdote. Dass sich Bolsonaro den Schmuck unter den Nagel reissen wollte, ist reine Spekulation. Der Besitz der Präsidentschaft gehört nicht dem Präsidenten. Doch die brasilianische Justiz ist hoffnungslos verpolitisiert. Das illustriert der Umgang mit den 1398 Demonstranten, die im Nachgang zu dem Sturm auf das Regierungsviertel vom 8. Januar unter dem Vorwurf «Terrorismus» verhaftet wurden. Ende Februar befanden sich noch über die Hälfte von ihnen (916 Personen) im Gefängnis. 460 Verdächtige wurden unter strengsten Auflagen – elektronische Fussfesseln, wöchentliche Meldepflicht, Reiseverbot, Verbot sozialer Medien – in die Halbfreiheit entlassen. Lediglich 22 Verdächtige kamen frei.

Dabei wird nur wenigen eine direkte Teilnahme am Vandalismus im Regierungsviertel vorgeworfen, der nach drei Stunden beendet war. Die meisten wurden am Tag danach in Protestcamps vor den Militärkasernen verhaftet. Dass die Demonstranten die Wahl bezweifelten,

reicht für den kollektiven Terrorismus-Vorwurf. Die summarischen Prozesse werden allesamt vom obersten Wahlrichter Alexandre de Moraes geleitet, der das Dossier eigenmächtig eröffnet und an sich gerissen hat.

Eine derartige Massenverhaftung gab es in Brasilien letztmals am 12. Oktober 1968, als die Militärdiktatur 800 Teilnehmer eines Kongresses marxistischer Studenten in der Nähe von São Paulo festnehmen liess. Der Unterschied: Nach zwei Wochen waren damals bis auf ein gutes Dutzend Anführer alle wieder auf freiem Fuss. Ein Jahr später entführten Guerilleros in Rio de Janeiro den US-Botschafter Charles Burke Elbrick und erpressten die Freilassung der Studentenführer.

Im Gegensatz zu den linken Guerillas der 1960er und 1970er Jahre erteilten die Pro-Bolsonaro-Demonstranten jeglicher Gewalt eine klare Absage. Der Sturm der Regierungsgebäude war eine Ausnahme. Die Vandalenakte waren zweifellos strafbar. Doch von einer

*Eine solche Massenverhaftung gab es letztmals 1968, als die Diktatur 800 Studenten festnehmen liess.*

realen Bedrohung der verfassungsmässigen Ordnung konnte nie die Rede sein. Ein Putschversuch, der von Lula herbeigeredet wird, lag in weiter Ferne.

Mit über tausend politischen Häftlingen begeben sich Brasilien auf das Niveau der sozialistischen Unrechtsstaaten Kuba, Venezuela und Nicaragua. Der Vergleich hinkt insofern, als der Anteil der politischen Gefangenen, gemessen an der Gesamtbevölkerung (215 Millionen), natürlich viel geringer ist. Brasilien wird, im Gegensatz zu den erwähnten Regimes, auch nicht von einem Diktator beherrscht. Es ist die ausser Kontrolle geratene Justiz, welche die Opposition einkerkeret. Doch das Resultat ist dasselbe. Dass Präsident Lula, der wegen Korruptionsvorwürfen 19 Monate im Gefängnis verbrachte, sich selber als Opfer einer Politjustiz sieht, macht die Sache nicht besser.



# Liebe Eltern, ihr braucht den Knigge-Kurs

Wenn es an Manieren fehlt, sind nicht die Kinder das Problem.



**L**ehrlinge müssen jetzt also zum Knigge-Kurs, weil ihnen Anstand und grundlegende Manieren fehlen. Das haben Lehrbetriebe beschlossen, der *Nebelspalter* berichtete. Die Lehrmeisterin Christine Frey erzählt bei *20 Minuten*, dass man manche daran erinnern müsse, den Stuhl zurückzuschieben oder die benutzten Gläser in die Küche zu stellen. «Ein Schnupperlernender lungerte in seinem Stuhl herum, als ob er gamen würde.» Es gibt Lehrlinge, die erscheinen in Trainerhosen und mit Cap zur Arbeit. Frey ortet das Problem bei den Eltern, die ihre Kinder zu sehr verwöhnen, so dass sie dann nicht verstehen, dass in der Arbeitswelt andere Regeln gelten. Die Lehrlinge werden unter anderem Nachhilfe erhalten in Körperhygiene, Bekleidung und Begrüssung, dafür werden Händeschütteln, Blickkontakt und Körperhaltung geübt. Händeschütteln üben? Der Hund neben mir liegt auf dem Rücken vor lauter Lachen. Okay, wo beginnen wir, Digga?

Grundsätzlich treffen gute Manieren auf sinkendes Verständnis in der Gesellschaft. Ich finde das schade, denn Höflichkeitsbezeugungen drücken ja nicht nur Respekt aus im gesellschaftlichen Umgang, sie erregen unbewusste Sympathie, etwas, von dem man nie genug kriegen kann. Über die Basis-Gepflogenheiten herrscht aber selbst im 21. Jahrhundert noch Konsens. Die Knigge-Ausgabe vom Jahr 2223 werde ich glücklicherweise nicht mehr erleben.

Ein Lehrbetrieb kann natürlich nicht erwarten, dass 15-Jährige, frisch aus der Schule, umgangstechnisch perfekt geschliffene Mitarbeiter sind. Nur gehört es bestimmt nicht

zu den Aufgaben des Bildungs- und Lehrsystems, ihnen die einfachsten Grundlagen beizubringen; dass man nicht im Trainingsanzug im Betrieb erscheint, mit Kunden nicht gleich spricht wie mit Freunden, dass «Digga»

## *Erledigen Eltern ihren Job nicht, erschweren sie ihnen den Einstieg in den Berufsalltag.*

und «Alter» da halt nicht so gut passen. Es ist ein bisschen ein Schauspiel; in der Arbeitswelt spricht man anders, verhält sich anders.

Das Problem sind nicht Schulen, Lehrbetriebe oder die Kinder, die einen Knigge brauchen. Das Problem sind die Eltern. Wenn 15-Jährige im Nachhilfekurs erst mal lernen müssen, dass man sich morgens vor der Arbeit duscht oder wie man eine Hand schüttelt, muss man leider fragen: Wie beschäftigen sich diese Eltern mit ihren Kindern? Was leben sie ihnen vor, um ihnen Anlass zu mangelnden Manieren zu geben?

**E**s ist ihre Aufgabe, dem Nachwuchs die einfachsten Grundregeln mit auf den Weg zu geben und ihn erfolgreich in die Gesellschaft zu integrieren. «Zieh dich anständig an für die Arbeit», «Hand vor den Mund beim Gähnen», «Sieze die Erwachsenen» – ältere Jahrgänge dürften sich noch an diese elterlichen Gebote erinnern, die wir zwar doof fanden, aber befolgt haben, meistens jedenfalls. Eltern sind auch Vorbilder, Kinder beobachten Verhalten und übernehmen sie. Erledigen sie ihren Job

nicht, erschweren sie ihnen den Einstieg in den Berufsalltag. Eigentlich sollte man sie zu einem Knigge-Kurs verpflichten.

Nun würden manche vielleicht einwenden: Warum soll sich mein Kind verstellen? Und ich würde entgegnen: weil das in der Arbeitsumgebung erwartet wird und weil es noch andere Bedürfnisse gibt als die der Kinder. Zum Beispiel entscheidet der Kunde, dass er im teuren Restaurant vom Kellner nicht geduzt werden will – und nicht die Eltern. Das ist vielleicht das grundlegende Missverständnis, das moderne Eltern von überbehüteten Kindern hegen; das Wohlgefühl des Nachwuchses steht über allem anderen – und alle müssten das verstehen.

**M**an würde mich vielleicht darauf hinweisen, dass etwa eine alleinerziehende Mutter nicht so viel Zeit hat. Gut, aber alleinerziehende Mütter interagieren nicht mit ihrem Sprössling? Es geht ja nicht darum, aus ihm den kultiviertesten Teenager der Welt zu machen. Aber es stehen einem 15 Jahre zur Verfügung und unzählige Gelegenheiten, sich zu entschliessen, von seinen Manieren Notiz zu nehmen und, wenn nötig, korrigierend einzuschreiten – «stell dein benutztes Geschirr in die Küche»; das ist nicht zeitintensiv, das gibt man Kindern doch intuitiv en passant mit.

Den Kids Manieren beibringen war bisher eine Aufgabe, die Eltern noch nicht an den Staat abdelegieren konnten. Indem man nun Benimmkurse organisiert, wird sie ihnen vollumfänglich abgenommen. Wie ausserordentlich praktisch.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

## Am Gängelband

Nr. 8 – «Der Groschen ist zu spät gefallen»  
Albert Karrer über Ignazio Cassis' Aussenpolitik

Ein Jahrhundertereignis wie der Krieg in der Ukraine ist eine extreme Ausnahme, also kann man die Neutralität entsprechend anpassen, ohne grundsätzlich etwas preiszugeben. Das Gleiche gilt für die Weitergabe von Munition. Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel.  
*Peter Gmür, Hinteregg*

Hoffentlich verteidigt die Mehrheit in der Schweiz die Neutralität und hält sich weitgehend aus der korrupten EU heraus. Europa hat sich verzweigt, geht am imperialistischen Gängelband der USA zum eigenen Schaden, statt als Mittelmacht seine Souveränität zu stärken. Dazu gehört auch die unselige Gefolgschaft im Ukraine-Krieg, der wie meist aus einem Gespinnst aus Lügen und Intrigen weniger Vorteilshaber besteht. Hoffentlich hält die Schweiz die Fahne hoch und bezähmt ihre grün-linken Fantasten und narzisstischen Wichtigtuere.  
*Eberhard Ruh, Oberndorf (D)*

## Wirkliche Freunde?

Nr. 8 – «Völkerrechtswidriger Angriffskrieg?»  
Editorial von Roger Köppel

Amerikanische Politik lief immer gegen die Deutschen, die Russen, die Serben – und die Schweizer! Wir werden von den Amerikanern seit dem Zweiten Weltkrieg laufend erpresst: zuerst mit 300 Millionen Goldfranken als Abschlagszahlung. Dann dafür, dass wir während des Zweiten Weltkriegs nur ein paar zehntausend (und nicht alle) Juden aufgenommen hatten, während die USA nur

wenige Affidavit-Flüchtlinge aufnahmen. Die Schweiz hatte während der Konferenz von Evian, an der Hitler der Welt die europäischen Juden «verkaufen» wollte, grosszügig Transitvisa angeboten, während die USA Enddestinationsvisa verweigerten. Die USA betreiben Geldwäsche und organisieren Steuerhinterziehung im ganz grossen Stil und werfen das der Schweiz vor – und erpressen unsere Banken und Unternehmen laufend mit aufgeblasenen Milliardenklagen. Sind das wirklich unsere Freunde und Beschützer?

*Markus Eckstein, Goldach*

## Friedenssehnsucht

Nr. 9 – «Deutschland steht auf»  
Roman Zeller über die Berliner Friedensdemonstration

Es ist völlig unbegreiflich, warum Feministinnen nicht auch konsequent den Krieg ablehnen. Den Frauen zumindest traute Erich Kästner zu, den nächsten Krieg gar nicht erst beginnen zu lassen. Das nachfolgende Gedicht «Fantasie von übermorgen» von ihm hing viele Jahre im Korridor unserer Wohnung:

*Und als der nächste Krieg begann,  
da sagten die Frauen: Nein!  
Und schlossen Bruder, Sohn und Mann  
fest in der Wohnung ein.  
Dann zogen sie, in jedem Land,  
wohl vor des Hauptmanns Haus  
und hielten Stöcke in der Hand  
und holten die Kerls heraus.  
Sie legten jeden übers Knie,  
der diesen Krieg befahl:  
die Herren der Bank und Industrie,  
den Minister und General.  
Da brach so mancher Stock entzwei.  
Und manches Grossmaul schwieg.*

*In allen Ländern gab's Geschrei,  
und nirgends gab es Krieg.*

Ich bin Jahrgang 1963 und in der DDR aufgewachsen. Ja, vielleicht haben wir die Liebe zu den Russen mit der Muttermilch aufgesogen, wie mir letztens jemand aus den alten Bundesländern vorgeworfen hat, und ja, vor dem Unterrichtsbeginn wurde gemeldet: «Für Frieden und Sozialismus – seid bereit» – das kann man gern als Propaganda und Gehirnwäsche bezeichnen. Aber das erklärt eben auch, warum gerade im Osten Deutschlands die Friedenssehnsucht so gross ist. Und nebenbei, im Russischen sind die Wörter «Welt» und «Frieden» ein Wort: *mir*. Ist das nicht vielsagend?

*Angelika Seifert, Leipzig (D)*

## Dazulernen ist möglich

*Weltwoche* allgemein

Dies ist mein allererster Leserbrief überhaupt. Und ich möchte damit beginnen, Ihnen meine tiefe Wertschätzung und Dankbarkeit für Ihren Mut, Ihre Offenheit, Geradlinigkeit und Integrität zu übermitteln. Nun, als regelmässiger *Weltwoche*-Leser ist man auch ab und zu mit Berichten konfrontiert, die nicht gerade der eigenen Position entsprechen. Das ist auch gut so. Die eigene Auffassung darf und muss auch ruhig mal herausgefordert werden. Dazulernen ist immer möglich und bestrebenswert. Zudem hat man ja die Möglichkeit, eigene Kommentare zu verfassen, um sich intellektuell, aber respektvoll mit Worten zu duellieren.  
*Zoran Vidakovic, Zürich*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





## Judith (Judy) Heumann (1947–2023) Wayne Shorter (1933–2023)



*Widerstands-Gen:* Aktivistin Heumann.

Judy Heumann, seit ihrem zweiten Lebensjahr nach einer Polio-Erkrankung an den Rollstuhl gefesselt, war die Rosa Parks der Behinderten. So wie sich Parks gegen die Diskriminierung der schwarzen Bevölkerung einsetzte, kämpfte Heumann für die Rechte der Behinderten. Die Benachteiligungen, die sie aufgrund ihrer Invalidität erfuhr, haben sie geprägt. Als sie zum Beispiel in den frühen fünfziger Jahren eingeschult werden sollte, versperrte ihr der Rektor den Eingang. Judy Heumann stellte eine «Brandgefahr» dar, so begründete er die Abweisung, sie könne sich bei einem Feueralarm nicht selbständig in Sicherheit bringen. Behinderte hatten damals keinen Platz in Amerika.

Ihre Eltern, die aus Nazideutschland in die USA geflohen waren, wollten das nicht akzeptieren. Ihrer Mutter Ilse Heumann zu sagen, dass etwas «nicht möglich war, war ein grosser Fehler», schreibt sie in ihren Memoiren «Being Heumann». Die Schulbehörde versprach zwar, für Judy Heumann einen Hauslehrer anzustellen. Aber bloss für zweieinhalb Stunden – pro Woche. Das sei eine sehr klare Botschaft gewesen, dass die Erwartungen der Schule an sie nicht denjenigen ihrer Eltern entsprochen hätten, sagte sie neulich in einem Vortrag.

Den Kampf, den ihre Mutter begonnen hatte, führte die Tochter weiter. So verklagte Judith Heumann die New Yorker Schulbehörde, weil diese ihre Bewerbung als Lehrerin ablehnte. Sie liess sich nicht abwimmeln, erhielt den Job schliesslich doch und wurde die erste Lehrerin,

die im Rollstuhl vor der Klasse stehen durfte. Immer wieder regte sich auch später ihr Widerstands-Gen. So legte sie auf ihrem Rollstuhl den Verkehr in Manhattan lahm, um gegen Richard Nixon zu protestieren, weil er gegen das Rehabilitationsgesetz sein Veto eingelegt hatte, das die Jobchancen begabter behinderter Menschen verbessern sollte. Einmal musste sie von Sicherheitskräften aus einem Flugzeug gezerrt werden, weil sie darauf bestand, dass sie ein Recht auf einen Sitzplatz habe. Auch initiierte sie einen Sitzstreik in einem Bundesgebäude in Kalifornien mit der Forderung, die Diskriminierung von Menschen mit Behinderung zu beenden.

Die Anerkennung für ihr Engagement liess nicht auf sich warten. Barack Obama ernannte sie zum Beispiel zur Sonderberaterin für internationale Behindertenrechte.

Hartnäckig und kämpferisch war sie, stets darauf bedacht, auch verbale Diskriminierungen anzuprangern. Als Noah Trevor in seiner «Daily Show» ihr gegenüber von «able-bodied people» sprach, gab Heumann zu verstehen, dass sie den Begriff gar nicht schätze. «Ich nenne Sie <nicht behindert>», sagte sie mit einem Lächeln, «weil die Wahrscheinlichkeit, dass Sie eine Behinderung bekommen, sei es vorübergehend oder dauerhaft, statistisch gesehen sehr hoch ist.» Worauf Trevor recht kühl entgegnete: «Haben Sie mir gerade gedroht?»

Judy Heumann starb am vergangenen Samstag 75-jährig.

*Pierre Heumann*

Wayne Shorter besuchte 1991 ein Konzert seines ehemaligen Chefs Miles Davis. Als er zu ihm in die Garderobe ging, sagte der: «You know, you need to be more exposed.» Es war eine Art Auftrag. Wenige Wochen später war Miles tot.

Tatsächlich war Shorters vornehmste Charaktereigenschaft Zurückhaltung, Bescheidenheit, Nachdenklichkeit. Er war ein grosser Komponist. Einige seiner Stücke («E.S.P.», «Nefertiti») wurden zu Titeln legendärer Alben von Miles Davis' epochalem «zweitem» Quintett in den sechziger Jahren. Schon in der vulkanischsten Band des Hard Bop, Art Blakeys Jazz Messengers, war der introvertierte, sensible Shorter zuvor (1959–1964) ein ruhender Pol. Sein Saxofon-Sound, wiewohl auf Anhieb als eigen erkennbar, war dem seines Freunds John Coltrane nah, indes biegsamer und in der Phrasierung zunehmend tastender. In zahlreichen Blue-Note-Alben im Hard-Bop-Idiom waren seine Erfindungen («Speak No Evil», «Infant Eyes», «Footprints», «Juju» u. a.) zwar traditionsbezogen, aber gleichzeitig ungemein elastisch, auf subtile Art wagemutig: «Er transportierte Avantgarde-Erfahrung ins Herz des Jazz-Mainstreams» (*New York Times*).

Seine weitaus erfolgreichste Band war das Joint Venture mit Joe Zawinul, die Fusion-Formation Weather Report, für die er eine Reihe von Hits schrieb (u. a. «Mysterious Traveller»), in der er sich aber als Improvisator fast zum Verschwinden brachte, wie erst recht in seinen Ausflügen in Pop und Rock (Joni Mitchell, Steely Dan). Umso erstaunlicher war ab 2000 die Rückkehr dieses stillen Giganten in den «akustischen» Jazz und die eigene Biografie, mit einem massgebenden und langlebigen Quartett. Und am Ende mit einer Suite, «Emanon», in zwei Versionen: einer für dieses Quartett und einer für das Orpheus Chamber Orchestra. *Peter Rüedi*



*Stiller Gigant:* Jazzmusiker Shorter.

# Weihnachten im alpinen Solargebiet

Die Branche will beim Verteilen des Fördertopfs sagen, wer profitieren soll.



In der Solarenergiebranche geht es zu wie im Spendenmarkt vor Weihnachten. Die beiden Märkte sind sich ähnlicher, als man denkt. Das Rennen um Subventionen für Fotovoltaikanlagen läuft auf Hochtouren. «Solarexpress» lautet das Schlagwort, auf die Schnellen wartet Geld, das vom Staat grosszügig lockergemacht wird, vor allem bis Ende 2025.

Es findet ein Regimewechsel statt. Das System der Einspeisevergütungen, in dem der ins Netz abgegebene Strom zu einem fest vereinbarten Preis vergütet wird, ist Ende 2022 ausgelaufen. Es wird durch Investitionsbeiträge für die Erstellung neuer Produktionsanlagen abgelöst.

In der Landwirtschaft würde man sagen: Es wird in der Anbauschlacht nicht mehr der gelieferte Weizen kiloweise bezahlt, sondern eine Unterstützung pro eingesetzte Ackerfläche und Maschine. Neben Solar- können auch Biogas-, Windenergie- und Geothermieanlagen oder neue Kleinwasserkraftanlagen einen Investitionszuschuss erhalten.

Gross forciert wird die Förderung von Solaranlagen in den Bergen, weil sich in der Politik eine Mehrheit davon eine Linderung des Energiemangels im Winter verspricht – die Fotovoltaik-Interessengruppen haben da erstklassige Öffentlichkeits- und Lobbying-Arbeit geleistet und erfolgreich vom Umstand abgelenkt, dass Solarstrom flatterhaft, unzuverlässig ist.

Seit Anfang 2023 winkt eine hohe Einmalvergütung für Fotovoltaikanlagen ohne Eigenverbrauch, also für Anlagen, deren ganze Produktion ins Netz geht: Leistung für Dritte. Laut

Bundesangaben beträgt die entsprechende Unterstützung bis zu 60 Prozent der Kosten von Referenzanlagen. Grob gesagt, der Staat übernimmt bis gut die Hälfte der Baukosten, um den Solarexpress zu beschleunigen.

Aber wie lässt sich verhindern, dass Investoren mehr Zuschüsse erhalten, als nötig wären, um ihr Geschäft zum Laufen zu bringen? Wo ein grosser Umverteilungstopf aufgestellt wird, gibt es ja sofort ein enormes Geringel von Interessenten, die über hohe Kosten jammern und in den Topf greifen wollen.

Um solches Ausarten zu verhindern, will der Bund die Subventionen über einen Markt vergeben. Die Höhe der Einmalvergütung für die grösseren Anlagen ab einer Leistung von 150 Kilowatt (entspricht etwa 200 PS) wird deshalb über Auktionen bestimmt.

Jener Produzent erhält den Zuschlag, der eine bestimmte Menge Solarenergie am günstigsten offeriert. Wer teure Gebote eingibt, kommt nicht zum Zug, die günstigeren gewinnen. Das offerierte Projekt muss zur Umsetzung reif sein, und wer einen Zuschlag erhält, ist verpflichtet, die Anlage zu bauen.

Die mit den Auktionen beauftragte Vollzugsstelle Pronovo hat Anfang Februar die erste Bieter-Runde mit 94 zugesagten Geboten durchgezogen. Mitte April folgt die nächste Runde.

Wo ist denn nun die Ähnlichkeit mit dem Spendenmarkt vor Weihnachten? Es geht so: Marktteilnehmer mögen Märkte und Wettbewerb nie besonders. Also sucht man Marktkräfte zu zähmen, Konkurrenz zu behindern, den Kreis der Nutzniesser kleiner zu halten, das Klima milder, die Margen höher.

Im Spendenmarkt hat sich die Organisation Zewo mit ihrem Qualitätsgütesiegel etabliert, das jene Hilfswerke und Non-Profit-Organisationen auflistet, bei denen die Spenden «in guten Händen sind». Die Bescherung der Spender geht an sie, Konkurrenten ohne Prüfsiegel kommen viel schlechter in den Markt.

Ähnliche Regungen zeigen sich im Strommarkt. Die Interessengemeinschaft Solalpine will ein Qualitätslabel für Solaranlagen schaffen, um die Entwicklung in ihr genehme Bahnen zu lenken. Kriterien fürs Gütesiegel wären Landschaftsschutz, Nachhaltigkeit, Materialien, Beziehung zur Bevölkerung, Recycling.

Es ist wie ein Zusatzfilter zum offiziellen Auktionsverfahren, der den Kreis der Subventionsnutzniesser kleiner halten soll. Und die runden Tische, die Solalpine fürs Koordinieren der Branche vorschweben, dürften ebenfalls die Marktkräfte zähmen helfen.

## Nationalbank düngt zu viel

Der Arbeitskräftemangel beherrscht die Debatten: Wer, was ist schuld? Falsche Löhne? Falsche Arbeitsanreize? Klaus Wellershoff, ehemaliger UBS-Chefökonom, zeigt auf die Nationalbank. Ihre Geldpolitik der realen Tiefzinsen habe bewirkt, dass die Nachfrage der Arbeitgeber nach Personal lange Zeit viel schneller gewachsen sei als die Bevölkerung. Seit 2015 wirke die Nationalbank auf ein starkes Stellenwachstum hin, das für die Wirtschaft nicht nachhaltig sei und steigende Löhne, mehr Inflation und Zuwanderung zur Folge habe. Hat die Nationalbank mit Wachstumsimpulsen zu viel für die Firmen getan und zu wenig für die Leute?



---

# LITERATUR

## G. K. Chesterton

---



*Ein Geisteskoloss in seiner Zeit:* Krimiautor Chesterton (1874–1936).

Chesterton schien alles vorausgeahnt zu haben, was uns heute immer noch beschäftigt.

*Seite 54*

Er liess Father Brown antreten gegen Sherlock Holmes und Hercule Poirot.

*Seite 55*

«Er ist so fröhlich», schrieb Kafka, «dass man fast annehmen könnte, er habe Gott gefunden.»

*Seite 57*

# Gelächter war seine Lebensphilosophie

Fans nennen ihn «The Fat Man», Kenner sehen in ihm ein Jahrhundertgenie. Es lohnt sich, Gilbert K. Chesterton, Schöpfer von «Father Brown», wiederzulesen. Seine Krimis um einen ermittelnden Pfarrer sind so frisch wie eh und je.

Matthias Matussek

**W**as für ein Prachtband! Welchen Überfluss uns da der Kampa-Verlag auf den Tisch geschüttet hat: Gilbert K. Chestertons Pater-Brown-Geschichten, alle, in einem Buch, ein Doppel- und Dreifach-Wumms, ein Ziegelstein voller Überraschungen und Paradoxien, so voluminös wie sein Autor, der richtig dick war.

Sattsam bekannt sein Ausruf, als er seinen Freund, den klapperdürren Vegetarier George Bernard Shaw, einst auf der Strasse traf: «Mein Gott, George, du siehst ja aus, als seist du einer Hungersnot entronnen!» Worauf der erwiderte: «Und du siehst aus, als ob du sie verursacht hättest.»

Ja, Fans nannten und nennen ihn einfach «The Fat Man», diesen 130 Kilo schweren und 1,90 Meter grossen Turm von Kerl mit dem komischen Hütchen auf dem Kopf und dem Monokel im Auge und dem Whiskyglas in der Hand, ein heiliger Trinker, der über jedem Glas das Kreuzzeichen schlug und der mit der Pressemeute in den Pubs der Fleet Street in Gesängen und Stegreif-Limericks und Gelächter eine besonders gelungene Schlagzeile feierte. Dabei war er einer ihrer schärfsten Kritiker: «Schlimmer als die Zensur der Presse ist die Zensur durch die Presse» – klingt das nicht aktuell und sehr brauchbar?

## Vorbild für jeden Journalisten

Gilbert Chesterton (1874–1936) taugt in unseren Tagen als Vorbild für jeden Journalisten, der der Anpassung an die herrschenden Sprachregelungen überdrüssig ist. Er ist das Gegengift zu Sprach- und Denkverboten, er ist der Aufstand gegen die politische Jagd auf Dissidenten und die spöttische auf Christen, er ist der schwergewichtige Widerstand gegen die Macht – ich schrieb auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise 2015 ein ganzes Buch darüber: «White Rabbit oder Der Abschied vom gesunden Menschenverstand».

Nun kommt also mit seinen unglaublich populären Father-Brown-Krimis die geistreichste und längst benötigte kritische Schmuggelware in Umlauf, über die Kirche, die Medien, die Politik, die Zeit. Chesterton

schien alles vorausgeahnt zu haben, was uns heute (immer noch) beschäftigt, als er schrieb: «Die moderne Welt ist nicht böse; in mancher Hinsicht ist sie entschieden zu gut. Sie ist voller wüster und vergeudeter Tugenden.»

Wenn ein religiöses System zertrümmert werde, schrieb er, wie es seiner Ansicht nach in der Reformation geschah (und wie es heute mit dem Zertrampeln des Christentums passiert), führe das nicht nur zu einer Entfesselung der Laster, die zweifellos Schaden anrichten. «Aber

*Der Philosoph Ernst Bloch nannte ihn «einen der gescheitesten Männer, die je gelebt haben».*

auch die Tugenden werden entfesselt, und sie streifen noch haltloser umher und richten noch schrecklicheren Schaden an. Die heutige Welt steckt voll von alten christlichen Tugenden, die durchgedreht sind.»

Da wäre die Barmherzigkeit eines gewissen Mr Blatchford, der nicht viel vom Christentum hielt. Aber er war geradezu verrückt nach Barmherzigkeit, um den Christen triumphierend ihre Christlichkeit unter die Nase reiben zu können. Schon damals schrieb Chesterton: «Mr Blatchford ist nicht nur ein Vertreter des Frühchristentums, er ist auch der einzige frühchristliche Mensch, der es wirklich verdient hätte, von den Löwen gefressen zu werden.» Blatchford war kurzzeitig sein Chefredaktor. Nein, Chesterton hielt es mit Thomas von Aquin: «Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit mag grausam sein, aber Barmherzigkeit ohne Gerechtigkeit ist die Auflösung aller Ordnung.» Und die erleben wir derzeit.

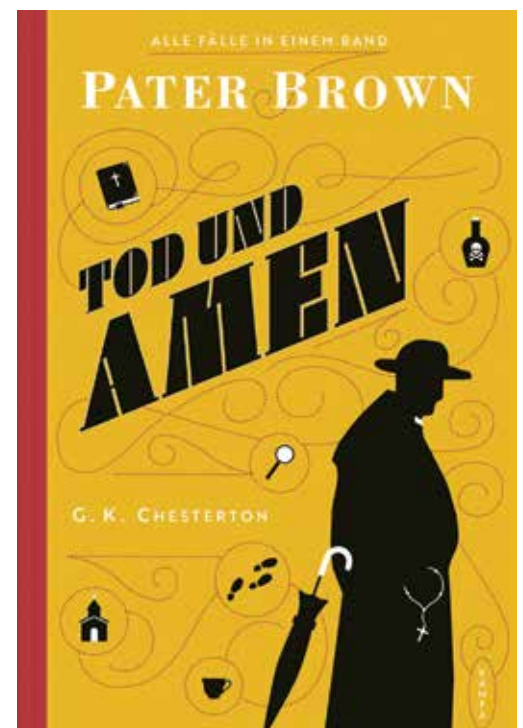
## Konkurrenz von Doyle und Christie

Da ist die christliche Tugend der Nächstenliebe, die bei uns zur Fernstenliebe mutiert hat und deren meist kirchliche Vertreter über «Seenotrettungen» Migranten ferner Kulturkreise hereinholen in die Mitte eines hedonistischen Europas, ohne Rücksicht auf Flurschäden im sozialen Gewebe dort bestehender Gesell-

schaften, und sie zu subventionierter Müssiggängerei verdammen. Logisch, dass die nicht selten darüber irre oder gewalttätig werden oder bereits mit grimmigem Fanatismus anlanden.

Dass Chesterton neben seinen überaus populären Pater-Brown-Geschichten ein Geisteskoloss in seiner Zeit war, dass er rund hundert Bücher und über 6000 Essays geschrieben hat, dass er als Dichter mit T. S. Eliot und W. H. Auden verglichen wurde, dass er Theaterstücke verfasst und beachtlich gezeichnet hat, ist heute bei uns unbekannt – anders als in Amerika, dank der dortigen Chesterton Society, zu der ich in meinem Buch aufgebrochen war.

Ebenfalls unbekannt ist, dass er neben dem von Benedikt XVI. 2010 seliggesprochenen Kardinal John Henry Newman und den Autoren C. S. Lewis («Die Chroniken von Narnia»), Evelyn Waugh («Wiedersehen mit Brideshead») und Graham Greene («Die Kraft und die Herrlichkeit») der wirkungsmächtigste Konvertit



Überzeugte Gegenmoderne.



der Moderne war. Ohne zur Moderne gehören zu wollen. Er war überzeugte Gegenmoderne. Der marxistische Philosoph Ernst Bloch nannte ihn «einen der gescheitesten Männer, die je gelebt haben». Jawohl, Chesterton wurde grenzüberschreitend bewundert.

Mit Schriften wie «Orthodoxie», die eine Antwort auf sein eigenes Buch «Ketzer» war, und mit Werken wie «Der unsterbliche Mensch» hat er sich in die Debattenschlachten seiner Zeit geworfen und wäre heute, in Zeiten der Glaubenskrisen und Ersatzreligionen wie Klima oder Transhumanismus, dringend wiederzuentdecken. Er war kompromisslos, aber dabei unendlich witzig. George Bernard Shaw, der Atheist und spätere Stalinist, bewunderte und liebte ihn. Papst Pius XI. ehrte ihn nach seinem Tod mit dem Titel «Defensor Fidei», Verteidiger des Glaubens.

### «Mit der Einfalt eines Mondkalbs»

Dass so einer einen Priester wie Father Brown – ja, er ist kein Pater, kein Ordensbruder, weshalb es korrekt heissen müsste: Pfarrer oder altertümlich «Hochwürden» Brown – in die Arena schickte, um Kriminalfälle zu lösen in einer Welt, die schon vor hundert Jahren aus den Fugen geraten war, liegt auf der Hand. Er liess Father Brown antreten gegen zeitgenössische Konkurrenten wie Arthur Conan Doyles Sherlock Holmes und den eitlen Hercule Poirot von Agatha Christie, die zur gleichen Zeit wie er (von 1911 bis 1935) rund fünfzig verzwickte Kriminalrätsel lösten – genau 53 sind es in seinem Fall.

Während der eiskalte Sherlock Holmes, der sich bisweilen eine siebenprozentige Kokainlösung spritzt, mit seiner deduktiven Methode geheimnisvollen Schlangengiften auf die Spur kommt und die Wissenschaften feiert, und während der geckenhafte Hercule Poirot vor allem sich selber und den notorischen grossen Schlussauftritt im Kreis der Verdächtigen geniesst, löst Pfarrer Brown seine Fälle mit Intuition und der Weisheit des Herzens. Und dieses, das menschliche Herz, kennt er als Beichtvater besser als jeder andere – ihm ist nichts fremd. Jorge Luis Borges, ein Bewunderer, fand: «Chesterton wusste das meiste aus dem Detektiv-Metier rauszuholen.»

In die erste Geschichte des Buches, «Das blaue Kreuz», die tatsächlich auch sein erster Fall ist, schlüpft er fast als Nebenfigur hinein, als ein «sehr kleiner römisch-katholischer Priester, der aus einem kleinen Dorf in Essex kam ... Er hatte ein Gesicht so rund und stumpf wie ein Norfolk-Kloss; er hatte Augen so leer wie die Nordsee ...» So schildert ihn der Chef der Pariser Polizei, Valentin, der sich seinerseits auf die Jagd nach dem grossen Verbrecher Flambeau über den Kanal begeben hat.

Der kleine Priester fällt ihm auf, weil er im Zug nach London «mit der Einfalt eines



*Apostel des gesunden Menschenverstandes: Chesterton (l.); Gemälde von Sir James Gunn (1932).*

Mondkalbs» jedem erzählt, dass er ein wertvolles Silberkreuz bei sich habe. Valentin weiss natürlich nicht, dass dieses kleine Mondkalb Flambeau ebenfalls jagt und Köder für den riesenhaften Schurken auslegt. Der üble Kerl hat enorme Summen unter anderem mit sei-

*«Die heutige Welt steckt voll von alten christlichen Tugenden, die durchgedreht sind.»*

ner Tiroler Molkereigesellschaft gemacht, die ohne alle Kühe auskommt – er klaut einfach die Milchkannen anderer Leute und stellt sie seinen Kunden zu.

Kann man dadaistischer klauen beziehungsweise kalauern? Und dann stehen da Sätze wie:

«Der Glanz des Himmels vertiefte und verdunkelte sich um die erhabene Niedrigkeit des Menschen» – wie rätselhafte Findlinge aus einem Manifest der Surrealisten.

### Weisheit des Herzens

Valentin verfolgt den Schurken, der sich als Priester verkleidet hat, in einen Park, wo ihn Father Brown auf einer Bank in ein theologisches Gespräch verwickelt hat. Valentin schnappt Fetzen auf: «Vernunft ist immer vernünftig, selbst in der Vorhölle», sagt Brown. «Auf Erden räumt allein die Kirche der Vernunft ihre wahre Hoheit ein. Auf Erden bekräftigt allein die Kirche, dass Gott selbst durch die Vernunft gebunden ist.» Und wie hat er sich verraten?, will Flambeau wissen, nachdem er gestellt und verhaftet worden ist. «Sie haben

die Vernunft angegriffen», sagt Father Brown. «Das ist schlechte Theologie.»

Father Brown ist nicht ständig souverän auf der Höhe des Geschehens wie seine Detektiv-Konkurrenten. In der Geschichte «Der Mann in der Passage» rückt Chesterton ihn uns mit diesen Sätzen nahe: «Das Gehirn des kleinen Priesters war immer wie ein Kaninchengehege wilder Gedanken, die einander zu schnell jagten, als dass er sie hätte festhalten können.» Und die dann doch zur Erkenntnis und Lösung des Falles führen: «Wie der weisse Schwanz eines Kaninchens fuhr ihm blitzartig der Gedanke durch den Kopf, dass er zwar des Kummers dieser beiden Männer gewiss sei, nicht aber ihrer Unschuld.» Womöglich sind sie sogar beide schuldig, aber Father Brown erkennt zunächst mal ihren gemeinsamen Kummer. Weisheit des Herzens. Auch in dieser Episode gönnt sich Chesterton einige fröhliche Seitenhiebe gegen die eigene Zunft. Der Fall macht Schlagzeilen. «So gross war die Aufregung, dass die Presse für einige Wochen tatsächlich die Wahrheit berichtete.»

### Vorbehalte gegen den Kapitalismus

Die Geschichte «Die Auferstehung von Father Brown» führt hinein in einen Betrug des Skandaljournalismus, der die Kirche erledigen soll. Sie spielt in einem südamerikanischen Land, in dem die Kirche sich zuschulden kommen liess, den Indios Schulen und Kranken-

häuser errichtet zu haben. Trigger-Alarm: Kolonialismus, «Whitewashing»!

Der Revolverjournalist Snaith versucht vergeblich, die Indios gegen die Unterdrückerkirche aufzuhetzen. Schliesslich nutzt er einen deutschen Weinhändler für eine Intrige. Er lässt Brown einen mit K.-o.-Tropfen versetzten Port zukommen, deren genau begrenzte Wir-

*«So gross war die Aufregung, dass die Presse für einige Wochen tatsächlich die Wahrheit berichtete.»*

kung schliesslich ein Wunder der Auferstehung ermöglicht: Während der Beisetzung erhebt sich Father Brown aus dem Sarg. Die ihn liebenden Indios feiern tatsächlich ein Wunder, doch da es ein erwiesenermassen gefälschtes ist, wird Snaith der Kirche Betrug vorwerfen können. «Sie hätten aus mir eine Menge Auf lagensteigerung herausholen können», sagt Brown. «Es wäre eine Schande all dessen, wofür ich einstehe; eine Schande des Glaubens.» Anschliessend trinkt er, logisch, mit einem Freund eine Flasche richtig guten Portwein.

Mit einem paradoxalen Wirbel schliesst der Band. Chesterton schickt seinen Father Brown in der «Maske des Midas» in den Kampf gegen den Finanzkapitalismus. Unvertrautes Terrain. Mit Mord und Betrug kennt er sich aus. Das ist

menschlich, sinniert er und blickt wehmütig zurück auf seine ersten Fälle, als man noch ein Opfer und einen Täter hatte, den man überführen konnte. «Moderner Raub aber geschieht, indem man die Welt mit Papieren und Pergamenten übersät, die sämtlich mit Gesetzlosigkeit beschmiert sind.» Das übrigens entsprach Chestertons eigenen Vorbehalten gegen den Kapitalismus. Er war Liberaler, das hiess damals: Grundbesitz für jeden kleinen Mann und drei Kühe. Seine Vorstellung einer gesunden Wirtschaft war der selbstbestellte eigene Boden mit dessen Erträgen.

Diesen letzten Fall löst Father Brown dadurch, dass er in dem betrügerischen Bankier einen geflohenen Mörder erkennt, mit dem der Finanzmann die Kleidung getauscht hat, um zu entfliehen. Also zurück ins ehrlichere Mordgeschäft – eine Pointe, die schon eine Art Quantenphysik des Verbrechens darstellt. Logik als Purzelbaum.

### Oligarchie der Lebenden

Eine merkwürdige Gefechtslage übrigens eröffnen die Geschichten: Als Pater Brown spielte sich Heinz Rühmann einst in die Herzen eines säkularen Publikums, und heute sind Vorabendserien mit Nonnen Quotenbringer. Ob da nicht doch noch ein behagliches Hintergrundschnurren ist, das an so was wie religiöse Heimat erinnert? An den echten Stoff und nicht an die faden Ersatzkonstrukte wie den Transhumanismus?



Also zurück ins ehrlichere Mordgeschäft: «Father Brown» als Fernsehserie, 2022.



Gegen eine Frühform desselben, nämlich die Eugenik und menschliche Zuchtfantasien, stand Chesterton schon zu seiner Zeit als einsames Bollwerk. Die Rockefellers und Carnegies unterstützten Gesetze, die es erlaubten, «minderwertige Menschen» zu sterilisieren und in Spezialheimen unterzubringen. Winston Churchill war Eugeniker, H. G. Wells ebenfalls, auch George Bernard Shaw, ja auch die *New York Times*, was die zeitgebundene Weisheit ihrer Redaktoren beleuchtet.

Chesterton war ein Star wie heute vielleicht Jordan Peterson, nur ungleich unterhaltsamer und klüger. Seine Debatten mit Shaw und anderen Sozialisten waren Ereignisse, die Säle füllten. Er berührte Mahatma Gandhi so tief, dass dieser seine Übersetzung in Hindi veranlasste, der Medientheoretiker Marshall McLuhan konvertierte zum Katholizismus unter dem Eindruck seines Buches «What's Wrong With the World».

Heutzutage müsste er sich gegen den Verdacht verteidigen, ein Rechter zu sein. Warum? Weil er gegen die Fortschrittsstürmer seiner Zeit die Tradition verteidigte, die er «als erweitertes

### Er berührte Mahatma Gandhi so tief, dass dieser seine Übersetzung in Hindi veranlasste.

Stimmrecht» begriff, das die Toten mit einschliesst. «Tradition ist die Weigerung, der kleinen, anmassenden Oligarchie derer, die zufällig auf der Erde wandeln, das Feld zu überlassen.»

Wie gefährlich und radikal diese zufälligen tagesaktuellen Machteliten um Klaus Schwab und andere tatsächlich sind mit ihren Neuordnungsplänen, die die Weisheiten und die Opfer und den Reichtum der Vorgängergenerationen schreddern, ist derzeit in deutschen Landen und nicht nur da zu beobachten, die ganze westliche Welt ist im Traditionsvernichtungsgeschäft engagiert.

### Liebe für das 13. Jahrhundert

Ein merkwürdiger Heiliger, dieser «Fat Man», oft in Gedanken versunken, manchmal mitten auf der Strasse. Einst hatte er einen Termin, aber vergessen, wo genau. Er telegrafierte seiner Frau: «Bin in Market Harborough, wo sollte ich sein?» Sie telegrafierte zurück: «Zu Hause.» Und er amüsierte sich über sich selber. Er brachte sich in Schreibstimmung mit der Lektüre früherer eigener Glossen. Dann hörte man ihn dröhnend lachen. Gelächter war seine Lebensphilosophie.

«Er ist so fröhlich», schrieb Franz Kafka, «dass man fast annehmen könnte, er habe Gott gefunden.» Heiterkeit und Glauben gehörten für ihn zusammen. Chesterton schrieb: «Engel können fliegen, weil sie sich leichtnehmen.» Und er vermutete einen ganz eigenen Grund



dafür, dass Jesus sich öfter von seinen Jüngern absonderte. Er tat es, «um seine Verzückung über die Schönheit der Welt vor ihnen zu verbergen».

Seine Liebe galt dem frommen 13. Jahrhundert. Zu seinen schönsten Büchern gehören die Biografien über die zwei Männer, die dort herausragten, Franziskus und Thomas von Aquin. Die über Thomas, den Ochsen, der aus seinem Tisch einen Halbkreis aussägen liess, um an ihm arbeiten zu können, diktierte er in nur wenigen Wochen; sie gilt unter Aquinaten als eine der besten, die je geschrieben wurden.

Die über den mittelalterlichen Epochenwandel durch Franziskus könnte nicht schöner beginnen: «Während noch Zwielficht herrschte, da erschien plötzlich eine schweigende Gestalt auf einem kleinen Hügel über der Stadt, die sich dunkel gegen die schwindende Finsternis abhob. [...] Sie stand mit erhobenen Händen [...], und um sie war es wie ein Losbrechen von Vogelgesang, und hinter ihr war das Anbrechen des Tages.»

### Besäufnis als Menschenrecht

Neben den genannten Titeln wären für angehende «Chestertonians» noch der düstere surreale Thriller «Der Mann, der Donnerstag war» zu empfehlen sowie «Das fliegende Wirtshaus», diese übermütige, rabaukige Landpartie mit einem Fass Rum, welches gegen einen islamischen Abstinenzler und Vegetarier und seine modische englische Gefolgschaft verteidigt wird. Für Chesterton war das Besäufnis ein Menschenrecht. Er war das Gegenteil von woke. Er war ein Kerl.

Besonders wir Journalisten und Meinungsbetreibler brauchen ihn heute, den «Apostel des gesunden Menschenverstandes». Ein Salut für den Kampa-Verlag und den dicken Schinken, mit dem er dieses Jahrhundertgenie zurück ins Gespräch geholt hat.

Gilbert K. Chesterton: Pater Brown – Tod und Amen. Alle Fälle in einem Band. Aus dem Englischen von Hanswilhelm Haefs und Julian Haefs. Kampa. 1272 S., Fr. 49.90

Matthias Matussek: White Rabbit oder Der Abschied vom gesunden Menschenverstand. Tichys Einblick. 320 S., Fr. 34.90

## LEBENSKUNST

### Feiern mit Chesterton

Im heutigen Sprachgebrauch könnte Gilbert K. Chesterton als *party animal* durchgehen. Er trank, er liebte Streiche, die er mit seinem Freund Hilaire Belloc ausheckte, er spielte Theater, gerne in albernem Rollen, deren *punchlines* er sich selber schrieb. Als katholischer Konvertit war er davon überzeugt, dass der christliche Gott, anders als der strenge und einsame Wüstengott des Islam, seine wunderbare Schöpfung nicht nur als Wartezimmer zur Ewigkeit für sein Pilgervolk gedacht hat, sondern als Einladung zu Lebenslust und Freude. Was gerade im Blick auf die «fünfte Jahreszeit», den Karneval, zu beachten ist.

In seiner «Orthodoxie» führte Chesterton aus: «Die katholische Doktrin und ihre Regeln mögen Mauern sein – aber sie sind die Mauern auf einem Abenteuerspielplatz» auf einer Insel am Kliff. Solange die Mauern auf diesem Spielplatz hielten, konnten die Kinder darauf wild herumtoben. «Erst als die Mauern fielen, drängten sich alle Kinder zitternd in der Mitte zusammen, aus Angst, herunterzufallen, und ihre Lieder erstarben.»

Und er wusste weiterhin, dass das Christentum «den einzigen Rahmen bot, der die Freuden des Heidentums aufbewahrte». Was verbürgt ist – schon in Mesopotamien wurde Karneval gefeiert. In den katholischen Ländern diente er der Vorbereitung auf das vierzigstägige Fasten hin zu Ostern. Rangniedrige Kleriker spielten Bischöfe, Kinder wurden zum Papst erklärt, das Unterste kehrte sich nach oben. Die Verhältnisse werden im Karneval zum Tanzen gebracht.

Der Katholizismus ist die Lebenskunst des «et...et», des Sowohl-als-auch. Feiern und Beten. Im Karneval feiert das einfache Volk, das Chesterton «jederzeit den gebildeten Ständen» vorzog. Also denen, die man heute als «chattering class» bezeichnet, den Intellektuellen und Leitartiklern, den Politikern und Mediokraten. Weshalb die verquält unkomischen Auftritte der kriegslüsternden Politikerinnen Annalena Baerbock und Marie-Agnes Strack-Zimmermann auf den jüngsten feudalzeremoniellen Narrenveranstaltungen einen Missbrauch des Karnevals der einfachen Leute darstellen. Denn die sind es, die im Krieg bluten.

Matthias Matussek



SAGER | BADEBRUNNEN  
HALLE 3/STAND F20

Gi  
ar  
di  
na  
23

LEBEN  
IM  
GARTEN

15.-19. MÄRZ  
MESSE  
ZÜRICH



# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Jamie Lee Curtis  
ist die Tochter von zwei  
Filmlegenden. Jetzt ist  
ihr erster Oscar fällig.  
*Beatrice Schlag,*  
Seite 66



*So bleibt sie stets vom Winde verweht.*

Giorgio de Chirico, *Die Nostalgie des Unendlichen*, 1911 – 1913 – Viel mehr noch als in der Zukunft findet der Mensch in der Vergangenheit zumindest eine Idee der Unendlichkeit. Seine tiefen Erinnerungen scheinen ohne Anfang und Ende zu sein, ohne Zeit und möglich in jedem Raum. Vielleicht deshalb ist der Mensch ein durch und durch nostalgisches Geschöpf, wendet sich voller Sehnsucht hin zu Vergangenen, zu Gegenständen, Menschen; zu Erlebtem, das einen Moment der Unendlichkeit in sich trug.

Als der in Griechenland geborene Italiener de Chirico (1888 – 1978), der als der Wegbereiter des Surrealismus gilt, dieses Bild über die Stellung des Menschen im Unendlichen schuf, war die Unendlichkeit noch unantastbar. Der Mensch wusste noch nicht, dass die Zeit endlich sein kann und das Universum auch; dass so das einzig Unendliche nur die Vergänglichkeit ist, die allerdings auch nicht mehr ihr Werk vollbringen kann, wenn sich der Kreislauf aus Werden und Vergehen als endlich herausstellen sollte.

So bliebe nur dem Göttlichen das Ewige und ein wenig vielleicht auch der Seele. Damit scheint der Mensch gut zurechtzukommen; der Verlust der tatsächlichen Unendlichkeit war für ihn kein schmerzvoller, existenzieller Akt. Das mag auch daran liegen, dass das Wesen des Ewigen nur im Tode liegt.

Unendlichkeit kann er nicht leben, nicht denken, nicht fassen, nicht verstehen und nur in jenen Momenten als Ansatz erleben, in denen die Zeit stillzustehen scheint, es für den Augenblick eines Wimpernschlages nur das Hier und Jetzt gibt. Nur träumen kann er sie, viel mehr nicht.

So bleibt sie stets vom Winde verweht, wirft nur ihre Schatten, ist unerreichbar hinter Mauern, ist ein trotz ihrer offenen Türen und Pforten uneinnehmbares Wesen, und der Mensch kann noch so in ihr Bollwerk eindringen, und doch nur wird er in ihr stehen, ohne je ein Teil von ihr zu sein.

*Michael Bahnerth*

# Romantiker aus der Romandie

Der Dichter Gustave Roud war ein einsamer Wanderer im Waadtländer Hinterland und wurde zur Kultfigur der französischen Literatur. Eine Gesamtausgabe erschliesst sein Universum.

Jürg Altwegg

**Gustave Roud:** *Cœuvres complètes*. Editions Zoé. 4 Bände. 5000 S., Fr. 72.–

**Claire Jaquier, Daniel Maggetti, Stéphane Pétermann:** *Gustave Roud. L'univers pluriel de la poésie*. Savoir suisse. 168 S., Fr. 17.50

Claire Jaquier war zwanzig Jahre alt, als sie erstmals Gedichte von Gustave Roud in die Hände bekam. Der noch im 19. Jahrhundert geborene Dichter war gerade gestorben, 1976. Von seinem nicht sehr umfangreichen Werk gab es eine drei dünne Bände umfassende Ausgabe: «*Ecrits I–III*». Längst aber war Gustave Roud ein literarischer Mythos der Romandie geworden – wie Jean-Jacques Rousseau und Ferdinand Ramuz. Eine Kultfigur: Die jüngeren Schriftsteller – der Waadtländer Jacques Chessex, der Walliser Maurice Chappaz – pilgerten damals in die Hügel hinter Lausanne, nach Carrouge im Jorat, wo Roud mit seiner Schwester lebte. Sie eine alte Jungfer. Er ein ewiger Junggeselle.

Auch der jüngst verstorbene Philippe Jaccottet, nach dem Tod von Chessex und Chappaz der Doyen der welschen Literatur, hatte Rouds Bekanntschaft in jungen Jahren gemacht. Er verehrte den Eremiten und schrieb über ihn den Band in der renommierten Reihe der Editions Pierre Seghers. Jaccottet fühlte sich als Schüler eines unsterblichen Poeten, den er nach Frankreich vermittelte. Aus ihrer Beziehung und Wesensverwandtschaft entstand eine tiefe Freundschaft. Roud bestimmte Jaccottet als Verwalter seines Nachlasses. Er stellte den dritten Band der «*Ecrits*» zusammen.

Der «verzaubernden Kraft», die Kritiker Rouds Literatur bescheinigt hatten, und dem «gewaltigen Charme dieser Poesie» verfiel auch die Studentin Claire Jaquier: «Aber von lebenden Schriftstellern war damals an den Universitäten nur ganz am Rande die Rede.» Sie war die Erste, die über ihn promovierte, und wurde Professorin an der Universität in Neuenburg. Stets war sie auch um den Dialog zwischen den Literaturen der Schweiz bemüht. Nur zu gut erinnert sie sich an Niklaus Meienbergs Verdikt

über Roud. «*C'est du <Blut und Boden>*», meinte der ebenso geniale wie bornierte Starjournalist.

«Heute sind wir glücklicherweise weit von solchen Einschätzungen entfernt», sagt die Literaturwissenschaftlerin, rückblickend auf ihr halbes Jahrhundert mit Roud. Mit einem mehrköpfigen Team hat sie an der Gesamtausgabe gearbeitet, als deren Herausgeberin sie zusammen mit Daniel Maggetti fungiert. Sie ist in den Genfer Editions Zoé erschienen. Fünftausend Seiten, vier Bände – der dritte enthält das Tagebuch, das Philippe Jaccottet im Nachlass des Verstorbenen fand. Als literarisches Ereignis ersten Ranges feiern auch die französischen Zeitungen – *Le Monde*, *Libération* – diese unerwarteten «*Cœuvres complètes*» eines grossen Dichters.

## Ungestillte Sehnsucht

Gustave Roud wurde in der Nähe von Vevey geboren. Er entstammte einer wohlhabenden Familie von Winzern und Notaren. Seit dem Alter von elf Jahren und bis zu seinem Tod lebte er auf dem Hof in Carrouge. Für die Westschweizer Kultur erwies sich die Epoche zwischen den Weltkriegen als goldenes Zeitalter, geprägt von Figuren wie Charles Ferdinand Ramuz, dem Musiker Ernest Ansermet, dem Maler René Auberjonois – mit denen Roud befreundet war. Seine ersten Gedichte wurden 1915 – er war achtzehn – in den berühmten *Cahiers*

*vaudois* veröffentlicht. Sie sind den Themen gewidmet, die sein gesamtes Schreiben kennzeichnen: der Einsamkeit des Poeten und der unüberbrückbaren Distanz zwischen seinem Ich und der Welt. Das sehnsuchtsvolle Warten auf eine Begegnung, zu der es nicht kommt. Das innere Exil. Roud ist «der Sohn dieser Erde, die er nicht geliebt hat». Sie hat ihn ausgestossen, weil er sie nicht mit seinen Händen bearbeitet: «Ich fürchte deinen Blick.» Es ist die Strafe für sein Anderssein: «Ich werde derjenige sein, der allein in die Dämmerung geht, weinend, durch die Wege der Dunkelheit.»

Schon in diesen ersten Prosagedichten tauchte die Figur des «gebräunten Mähers» auf. Der Genfer Kulturhistoriker Alfred Berchtold hat sie als «Objekt seiner Zärtlichkeit und seiner Qualen» ausgemacht. Auch seiner Begehren. Ein Mann wie der Mäher zu werden, war die Bestimmung des Dichters. Er hat sie

*«C'est du <Blut und Boden>», meinte der so geniale wie bornierte Star-Journalist Niklaus Meienberg.*

verraten. Nur der Mäher könnte ihn von seiner Schuld erlösen. Aber die Sehnsucht bleibt ungestillt. Im Schreiben wird sie sublimiert.

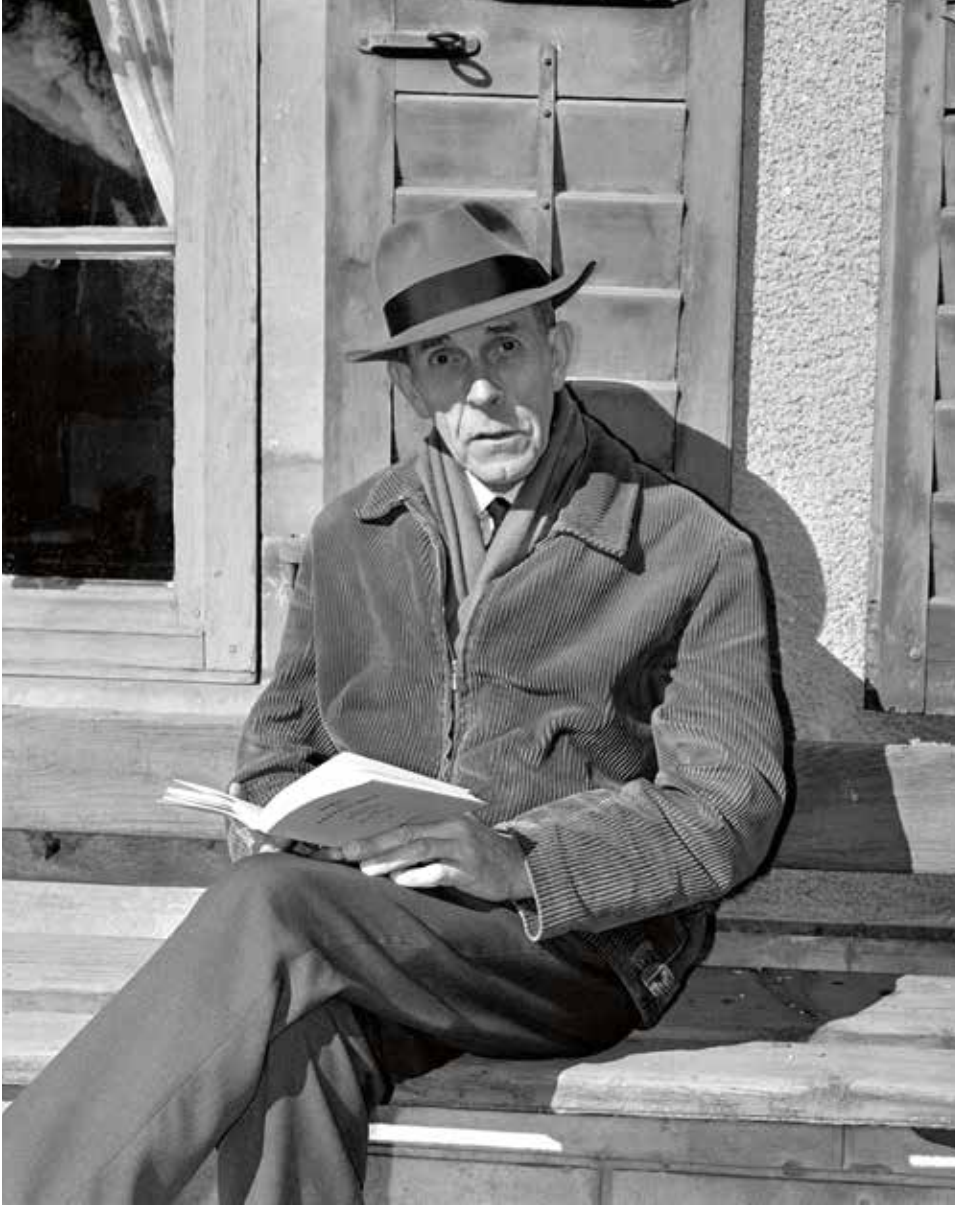
Rouds erstes Buch erschien 1927 mit dem Titel «*Adieu*»: «Unter den blinden Menschen, zu denen ich in die Welt geworfen wurde, habe ich mein Anderssein ohne Stolz erduldet.» Die Blindheit und die Einsamkeit machen den Poeten zum Sehenden. «Für ihn ist der Baum mehr als ein Baum», dichtet er in «*Le corps et l'ombre*» (der Körper und der Schatten): «Ein Gesicht wird zum Tempel und zum Abgrund.» Die weiteren Publikationen blieben schmal: «*Kleines Brevier des Wanderns in der Ebene*», «*Requiem*», «*Versuch für ein Paradies*», «*Pour un moissonneur*» – für den Mäher, der die Ernte einfährt. «Der Poet ist ein Vagabund», so Berchtold, «ein einsamer Spaziergänger, eine wandelnde Zielscheibe, die alle Verletzungen auf sich zieht.»

Während des Zweiten Weltkriegs hatte sich Gustave Roud vor allem mit Übersetzungen



„Ich glaube nicht, dass es etwas gibt, was meinen Steuerbescheid an Dramatik übertrifft...“





Längsschnitt durch eine Epoche: Poet Roud.

aus der deutschen Sprache beschäftigt. Der Krieg blieb wie jegliche Aktualität jenseits des Wendekreises seiner Wanderungen aus seiner Literatur verbannt. Deutschland war der mystische und imaginäre Ort seiner Sehnsucht. Franz Schubert, Robert Schumann und Gustav Mahler verkörperten sie in der Musik. Friedrich Hölderlin, Novalis, Rainer Maria Rilke und Georg Trakl übertrug er mit der kongenialen Sprache des Dichters ins Französische. Später war er an der von Philippe Jaccottet betreuten Edition von Hölderlins Werken in der Dünndruck-Klassikerbibliothek Pléiade beteiligt.

Die Vermittlung deutscher Dichter – nicht nur der Romantiker – über die Romandie in den französischen Kulturraum ist ein wesentliches Kapitel der europäischen Literaturgeschichte. Dass dabei Poeten ersten Ranges sich nicht nur als Übersetzer, sondern auch als unermüdliche, akribische Literaturwissenschaftler erweisen, die höchsten akademischen Ansprüchen gerecht werden, ist eher selten. Aber als welsche

Besonderheit keineswegs auf die Ausnahmereisnerungen Jaccottet und Roud beschränkt.

Diese Tradition hat damit zu tun, dass die Beziehungen der Westschweiz zu Deutschland und seiner Kultur unbelasteter sind als jene Frankreichs (und auch der deutschen Schweiz). Philippe Jaccottet hat sie ganz besonders intensiv gepflegt. In Frankreich wurde er sehr viel bekannter als Roud, er hielt noch zu Lebzeiten Einzug in die «Bibliothèque de la Pléiade». Bei Ramuz war die Aufnahme mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod erfolgt. Auch dafür gibt es eine simple Erklärung: Ramuz wie Roud waren im Waadtland verblieben, wo auch Jaccottet geboren wurde. Jaccottet aber liess sich aus finanziellen Gründen in Frankreich nieder, im Département Drôme – und wurde von der grossen Kulturturnation gewissermassen eingebürgert. Von seinem Erfolg in Frankreich wiederum wurde seine Rezeption im deutschen Sprachraum beflügelt, in dem Gustave Roud ein Gerücht geblieben ist.

Als eine «Handvoll Asche» hat dieser sein Werk bezeichnet. Die Gesamtausgabe umfasst nun 5000 Seiten. Sie enthält auch seine Übersetzungen: Hölderlin, Novalis, Rilke und Trakl. Auch mit Clemens Brentano, Johann Wolfgang von Goethe und Hildegard von Bingen hat er sich befasst – und aus dem Italienischen Eugenio Montale übertragen. Die Übersetzungen sind Teil seines Schaffens und als «Nachdichtungen» eine genuine Gattung.

Der erste Band enthält die zu Lebzeiten publizierten Werke. Eine Überraschung ist der letzte Teil der Gesamtausgabe mit allen Arti-

*«Ich kann mir Gustave Roud sehr gut als Thema von Queer-Studien vorstellen.»*

keln und Essays über Schriftsteller und Maler. Der Einsiedler im Jorat war eine wichtige Instanz des Literaturbetriebs. Zu Sitzungen für die Vergabe von Auszeichnungen fuhr er wie schon als Student im Tram, das inzwischen nicht mehr verkehrt, nach Lausanne. Er publizierte in der *Revue de Belles-Lettres*, schrieb aber auch für die *Revue des PTT* sowie Frauen-, Pferde- und Wanderzeitschriften. Diese freie Mitarbeit generierte ein minimales Einkommen – von den Übersetzungen und Gedichten konnte er nicht leben. Die Lektüre dieser Texte ist eine Offenbarung: ein Längsschnitt durch eine Epoche, betrachtet von einem Unpolitischen.

### Euphemismus des Andersseins

Fast 1300 Seiten umfasst sein Tagebuch, von dem Jaccottet und Jaquier in zwei Ausgaben knappe Auszüge veröffentlicht hatten. Der Dichter führte es ab 1916 bis zu seinem Tod 1976. Es ist das Rohmaterial seines Werks und erschliesst den Menschen Gustave Roud. Er beschreibt die Bauern und Freunde, die er besuchte. Er hat sie auch fotografiert – über 10 000 Fotos, die er in seiner Dunkelkammer entwickelte, umfasst sein Nachlass. Die Universität Lausanne wird sie im Internet zugänglich machen – ein weiterer Kontinent harrt seiner Entdeckung.

Für Rouds Leser, so Claire Jaquier, war immer klar, dass «mit dem Euphemismus <Anderssein> seine Homosexualität gemeint war». Er hat sie «im Schreiben weder verschwiegen noch kaschiert», im Alltag aber war sie strikt tabu. Für die Herausgeberin ermöglicht die Akzeptanz der Homosexualität durch die Gesellschaft eine neue Rezeption: «den Vergleich des Blicks des Poeten und Fotografen auf den männlichen Körper». Seine Texte und seine Bilder, so die Herausgeberin, seien auf Portalen für homosexuelle Poesie zu finden: «Ich kann mir Gustave Roud sehr gut als Thema von Queer-Studien vorstellen.»

Nicht schlecht für einen Dichter, den man der Blut-und-Boden-Literatur bezichtigt hat.



In Los Angeles schlummert das Monströse.

## Alte Scherben, neue Vase

Michael Bahnerth

**Bret Easton Ellis:** *The Shards*.  
Aus dem Amerikanischen von Stephan Kleiner.  
Kiepenheuer & Witsch. 736 S., Fr. 39.90

Mehr noch als die auf 736 Seiten verteilten Worte von «*The Shards*» (Die Scherben) spricht das Foto des Autors hinten auf dem Buchumschlag; das Foto ist schwarzweiss und aus einer Zeit, als der Hunger des Autors nach Erfolg, Anerkennung und Weltruhm ihn noch hatte schlank sein lassen. Inzwischen, neun Bücher später, ist er wohlgenährt, und das Fleisch hängt an ihm wie die überflüssigen Worte da und dort in seinem jüngsten Werk.

Der Autor heisst Bret Easton Ellis, 59, er ist das, was man einen Kultautor nennt, einer jener amerikanischen Schriftsteller, denen man an der literarischen Messlatte des Landes, Salingers «Fänger im Roggen», eine ziemliche Höhe attestiert. Ellis war 21 Jahre alt, als er «Unter Null» schrieb, die Geschichte über seine Jugend, seine Suche nach einem Platz auf der Welt und ihrem

Sinn, seine Abkoppelung der Kindheit. Das Buch war grossartig, sauber gemeisselte Sätze, kein Wort zu viel, keines zu wenig.

Sechs Jahre später schrieb sich Ellis an die Spitze seiner literarischen Generation. Es war ein Werk, das den amerikanischen Traum schlachtete und verbluten liess, ein Stück über das Werden und Vergehen von Patrick Bateman, der nur noch das Gefühl hatte zu leben, wenn er tötete. «*American Psycho*» war das Porträt eines *serial killer* und eine grossartige Geschichte über die Sinnleere der 1980er Jahre, als die Ware begann, das Wesen des Menschen zu übernehmen, und das Wesen immer mehr zu Ware wurde.

*Ellis beschreibt, wie der wirkliche Tod in das lebendige Totsein der Protagonisten schleicht.*

Das Buch, in dem er über die Möglichkeit der Grausamkeit von Seelen schrieb, brachte ihn selbst an jene zerfleischten Ränder der Welten und des Menschseins, die er in Worte fasste. Ellis suchte das Sein in den künstlichen Kokainparadiesen, so sehr, dass er vom Verlag bei Lesungen einen Aufpasser zur Seite gestellt be-

kam. Der finale Zusammenbruch Ellis' kam dann, als die von ihm beschriebenen Tötungen und Zerstückelungen tatsächlich nachgeahmt wurden. Es folgte das übliche Beverly-Hills-Programm: Betty-Ford-Klinik, Entzug, Wasser anstatt Wodka, Kochen anstatt Koks.

### Angst und Paranoia

Ellis schreibt immer über dasselbe, es ist stets dieselbe Welt, der er wortreich Form und Gestalt gibt; seine Jugend an der Buckley Prep School, einer Anstalt für reiche Kinder, deren grösstes Problem es ist, sich am Morgen zu entscheiden, ob sie den Jaguar oder den Mercedes des Vaters für den Schulweg nehmen sollen und welche Drogen sie von der Dunkelheit einer schon immer erschöpften Jugend befreien könnten. Er lässt immer dieselben Charaktere auftreten, mal sind sie älter, mal jünger; das schafft zwar Vertrautheit, aber auch eine Art des Überdresses.

Die letzten Jahre war es ruhig um ihn, ausser mit einer Werbung für Persol-Sonnenbrillen, Modell Typewriter, und einem Podcast war er kaum präsent. Nun ist er zurück mit «*The Shards*», einer Geschichte über die Suche nach sich selbst in einer Welt, in der man schnell verlorengehen kann. «*The Shards*» ist ein wenig



Autobiografie und viel Selbsttherapie. Es ist ein Buch über Angst und Paranoia, zwei in den USA besonders ausgeprägte Wesensmerkmale.

Es sind die 1980er Jahre, Reagan kommt und der Konservatismus, das Reaktionäre blüht, und Hedonismus löst das letzte bisschen Ideale ab. Die Suche nach dem Ich in den Dekaden davor wird zur Zelebration des Egos. Da sind gelangweilte Jugendliche, eine Menge erfolgreicher Alkoholiker und ein *serial killer*. Ellis beschreibt, wie der wirkliche Tod in das lebendige Totsein der Protagonisten schleicht und sie

**Bei Ellis folgte das übliche Programm: Wasser anstatt Wodka, Kochen anstatt Koks.**

in jene existenziellen Abgründe treibt, die sie mit Pillen, Pulver und Drinks von sich fernzuhalten versuchten.

Sein Los Angeles handelt vom in der Regel schlummernden Monströsen in dieser Welt, das plötzlich ausbricht, und keiner weiss, woher es kommt, und vor allem, was es mit ihm macht, was es zerstört und was es hinterlässt, wenn es dereinst wieder in den Dämmerzustand zurückversinkt. Woher kommt es, wer schafft das Monströse, wie viel davon ist in jedem von uns? Und was braucht es, um aufzuwachen?

Natürlich gibt es keine Antworten, auch bei Ellis nicht. Es gibt nur das Leben, das ist wie ein endloser Satz, der hier plätschert und da stürmt, unentwegt in den Welten zwischen Banalität und Genialität.

«The Shards» wandelt zwischen Sittengemälde, Analyse, Autobiografie und den vielfältigen Welten eines bipolaren Wahnsinns. Es ist eine Erzählung über und eine Abrechnung mit einem amerikanischen Traum, der sich selbst zum Albtraum träumt und dann zusammenbricht, sich wieder aufrappelt und weitermacht. Weil er nichts anderes hat als diesen einen Traum, der sich nie leben lässt.



„Und pünktlich zum Feierabend hebt er sogar die Mitarbeiter nach draussen...“

## Spuren des rollenden Runds

Rolf Hürzeler

Harald Haarmann: Die Erfindung des Rades – Als die Weltgeschichte ins Rollen kam. C.H. Beck. 191 S., Fr. 29.90

Das Chaos muss fürchterlich gewesen sein. Ägypter und Hethiter lieferten sich bei der heute syrischen Stadt Homs einen Kampf und setzten auf Streitwagen mit Rädern. Rund 6000 Gefährte stiessen in der Schlacht von Kadesch aufeinander. Beide Seiten setzten vor 3000 Jahren auf Karren mit je einem Lenker sowie einem oder zwei Kriegerern. Erst die Erfindung des Rades und dessen effizienter Einsatz hatten diese Strategie möglich gemacht.

Den Spuren dieser Entdeckung ist der Kulturwissenschaftler Harald Haarmann in seinem neuen Buch nachgegangen. Die ältesten Räder ortet er in Mesopotamien und in der südlichen Ukraine vor rund 7000 Jahren, von wo aus sie sich nach Europa und Asien verbreiteten. Der Autor hat auf wenigen Seiten ein dichtes Kompendium geschrieben, das diesen Alltagsgegenstand neu ausleuchtet. Ähnlich wie die aktuelle Ausstellung im Basler Museum Tinguely «La roue = c'est tout». Der 1991 verstorbene Künstler Jean Tinguely hatte erkannt, dass das Rad zum kulturellen Selbstverständnis der Menschheit gehört.

Buchautor Haarmann konstatiert wenig überraschend, dass das Rad in der Jungsteinzeit nicht einmal, sondern immer wieder neu erfunden wurde. Überraschender ist sein Befund, dass das Rad nicht wie die meisten Innovationen auf militärische Bedürfnisse zurückzuführen ist. Vielmehr hat es einen künstlerisch-gestalterischen Hintergrund: Es diente zunächst als Töpferscheibe und kam erst Jahrtausende später im Transportwesen zum Einsatz – parallel zu den damals verbreiteten Schlitten, die sich besonders in den Wüstenregionen lange behauptet hatten.

Erst zuletzt tauchten die Wagen auf den Schlachtfeldern auf wie im Fall der Ägypter und der Hethiter. Die Wagen dienten als bewegliche Plattformen für die Bogenschützen und die Lanzenträger. Zudem waren die Speichen oft mit Sichel versehen, die unter den gegnerischen Infanteristen ein fürchterliches Gemetzel anrichteten. Die Streitwagen erreichten in der Schlacht bei Kadesch übrigens

keiner Seite zum Vorteil – die Konfrontation endete unentschieden.

Der gedankliche Sprung von der Scheibe zum Rad war nicht so selbstverständlich, wie man heute glauben könnte. In der präkolumbianischen Zeit Mittel- und Südamerikas war das Rad zwar bekannt, wurde aber nicht praktisch genutzt. Denn es war in den Mayakulturen sakral besetzt und verbot sich daher dem profanen Gebrauch: «Erst mit den spanischen Konquistadoren kamen Wagen auf Rädern nach Mittelamerika. Mit der europäischen Kolonisation im 16. Jahrhundert entfaltete sich ein Transportwesen», schreibt Haarmann.

### Auffahrt zum Göttlichen

Damit setzte die frühe Globalisierung des Handels ein: Das Rad ermöglichte merkantile Handelsbeziehungen, die wiederum der Verbreitung des Rades dienten. Es sollte jedoch bis in die Neuzeit dauern, dass sich die Verkehrswege vom Wasser aufs Land verlagerten. Die Menschen zogen es in der Vergangenheit vor, sich auf Flüssen fortzubewegen und mieden die schlechten, oft verschlammten Wege.

Naturgemäss stützt sich die historische Forschung auf Ausgrabungen. Als spektakulär gilt der Fund eines 5000 Jahre alten Kastens in einem Königsgrab, der «Standarte von Ur», den der britische Archäologe Leonard Woolley in den 1920er Jahren in Mesopotamien ans Tageslicht brachte. Die Einlegearbeiten im Holz zeigen Darstellungen von Wagen in unterschiedlichen Funktionen: für den Transport, für

Festlichkeiten oder für den Kampf. In den Ausgrabungen wurden auch Reste von Karren gefunden, die als Grabeinlagen dienten. Offensichtlich hatten die Gefährte den Prestigewert heutiger Nobelkarossen, auch wenn diese nicht mehr mit ihren Besitzern ins Grab gelangen.

Am spannendsten sind Haarmanns Erkenntnisse, wenn er die philosophischen Aspekte von Wagen in der Denkschule von Platon erörtert. In dieser Tradition hat der von Pferden gezogene Streitwagen einen dualen Charakter: «Dabei wird er sowohl als Gefährt in der diesseitigen Welt (konkretes Fahren) als auch als Gefährt für die transzendente Auffahrt zum Göttlichen hin (abstraktes Fliegen) verstanden.» Das eine symbolisiere die egoistischen Triebe und Begierden des Menschen. Das andere stehe dagegen für die vornehmen Eigenschaften «wie gemeinschaftliches Bewusstsein, solidarisches Handeln oder das Streben nach Harmonie».



Von der Scheibe zum Rad: urzeitliches Steinrad.

# Rilkes vergessene Geliebte

Dagmar Just

Rainer Maria Rilke et Merline:  
Correspondance 1920–1926.  
Max-Niehans-Verlag, 1954. 616 S.

Angenommen, Europas Leserinnen hätten Ende 1922 den «Sexiest Man Alive» wählen können, sie hätten wohl weder den hübschen jungen Weltrekordschwimmer Johnny Weissmüller gekürt noch Hollywoods Latin Lover Rudolph Valentino und auch nicht dessen glamourösen Kollegen Douglas Fairbanks, sondern den oft als hässlich und introvertiert geschilderten Dichter der «Duineser Elegien», Rainer Maria Rilke.

Von der kleinen Telefonistin bis zur mondanen Gräfin lasen ihn Frauen und schrieben ihm Briefe, aus Schweden, Böhmen, Russland, Frankreich, Italien, den Niederlanden oder der Schweiz – und er schrieb zurück, jeder einzelnen. Nahbar und so empathisch, dass das Platonische gelegentlich auch ins Sexuelle hinübergliedert und in eine Nacht oder Partnerschaft auf Zeit mündete.

Am 30. Juli 1919, Rilke kam gerade aus München in die Schweiz, eröffnete ein besonders raffinierter «Anbahnungs»-Brief seine letzte leidenschaftliche Liebesgeschichte. Die Autorin bitet Rilke darin gleich im ersten Satz unverblümt für ihren verzweifelten Mann um sein Münchener Atelier. Erst danach erinnert sie ihn an einen gemeinsam verbrachten Abend und fügt hinzu, dass sie jetzt zwar nicht mehr so kostspielig wohne, dafür aber nett möbliert in Genf und glücklich wäre, klopfte er einmal auf der Durchreise an ihre Tür. Unterschrift: «E. Klossowska».

Glaubt man den Lexika, heiratete Elisabeth Dorothea Spiro, die 1886 geborene Tochter des Breslauer Kantors der Synagoge, siebzehnjährig den Maler und Kunsthistoriker Erich Klossowski in London, zog mit ihm nach Paris, nannte sich fortan Baladine Klossowska und malte und lebte ab 1917 allein mit ihren zwei Söhnen Pierre und Balthasar in Genf. Doch als Rilke ihren Brief las, wird er zuerst an die bezaubernden

Bilder gedacht haben, die Baladines Bruder, Eugen Spiro, um die Jahrhundertwende von ihr gemalt hatte und die, als Titelbilder in der Kunst- und Kultzeitschrift *Jugend* veröffentlicht, sie zum schönsten Gesicht des Jugendstils machten.

Am 4. August antwortet ihr Rilke aus Soglio. Und irgendwann zwischen seiner Lesereise durch die Schweiz und den folgenden Wochen in Locarno und dem Palazzo der Fürstin von Thurn und Taxis in Venedig müssen sie ein Paar geworden sein. Den August 1920 verbringen sie bereits gemeinsam im Wallis. Und danach scheint kurz das Unmögliche möglich: Zum ersten Mal seit seiner missglückten Familiengründung von 1901 lebt Rilke wieder mit Frau und Kindern zusammen.

## Wundervolle Elegien

In seinen Briefen betet er sie an. Sie planen ein gemeinsames Kunstprojekt, «Fenêtres» – sie illustriert seine Gedichte. Und für eine

Katzenserie, die ihr elfjähriger Sohn Balthasar zeichnet, verfasst Rilke ein französisches Vorwort. Auf ihrer zweiten Wallis-Reise entdecken sie den baufällig-romantischen Turm von Muzot, und Baladine kümmert sich noch um dessen Umbau zu Rilkes «Arbeitszuflucht».

Aber weil das Leben kein Hollywoodfilm ist, geht ihr Glück bald seiner Wege. Denn Rilkes Schweizer Mäzenin, die sein komplettes Leben vom bestickten Taschentuch bis zur

*Weil das Leben kein Hollywoodfilm ist, geht ihr Glück bald seiner Wege.*

Wärmeflasche, Schokolade und zu den Möbeln, den Reisen mit Baladine, ihren Ölfarben und Pailletten finanziert, drängt ihn, die Geliebte auf Abstand zu bringen. Und kaum ist sie weg, erlebt er «das Wunder» und schreibt

«wie im Diktat» seine zehn «Duineser Elegien» und 55 «Sonette an Orpheus» nieder. Baladines Exemplar seiner «Elegien» enthält noch eine wundervolle elfte, die er handschriftlich ergänzt und ihr widmet.

1924 vermittelt Rilke noch ihre Söhne zu André Gide nach Paris. 1925 redigiert sie den Erstdruck seiner französischen Gedichte. Am 23. Dezember 1926 beendet er den letzten seiner 202 Briefe an sie mit ihrem Kosenamen: «Ma chère Merline»! Am 29. Dezember 1926 stirbt er. Und als sei sie mit ihm gestorben, wird es danach ganz still um sie. Weder schreibt sie ein Buch über sich und ihn, noch veräussert oder veröffentlicht sie Rilkeana. Und als sei sie der Paria der Familie, taucht sie nicht einmal in den Werken oder Äusserungen ihres berühmten Bruders in New York, ihres Ex-Manns in Südfrankreich oder ihrer Söhne auf, die ab den 1940er Jahren zur Skandalprominenz der Pariser Kunstszene zählen.

1950 erscheinen erstmals vierzig Rilke-«Briefe an Merline» – wer sie in Wirklichkeit war, wird nicht erklärt. Sie stirbt 1969. Erst 33 Jahre nach ihrem Tod erfährt die Öffentlichkeit von diesem bestgehüteten Familienschatz, als ein Freund der gestorbenen Söhne Elisabeth Baladine Klossowskas Nachlass an die Schweizer Fondation Martin Bodmer verkauft.

Ein Mysterium, oder?



«Ma chère Merline»: Rainer Maria Rilke und Baladine Klossowska.



# Faktenbasiert und unverblümt

Eduard Kiener

**Martin Schlumpf:** Atomkraft – Das Tabu. Brauchen wir neue Kernkraftwerke? Edition Königstuhl. 170 S. Fr. 27.90

Was von Anfang an zu erwarten war, wird immer mehr zur Gewissheit: Die Ziele der Energiestrategie 2050 und von netto null – das heisst eine treibhausgasfreie, erneuerbare Energieversorgung – werden nicht erreicht. Daran ändern auch die hektischen Bemühungen zum Fotovoltaikausbau nichts, trotz den vielen alpinen Projektideen. Und selbst wenn es gelänge, bis 2050 genügend erneuerbare Stromproduktion für eine ausgeglichene Jahresbilanz aufzubauen, wäre damit die Versorgung im Winter bei weitem nicht gesichert.

Dafür ist die mit steigendem Stromverbrauch verbundene Dekarbonisierung der Energieversorgung viel zu anspruchsvoll. Es fehlen weiterhin konkrete Vorstellungen und gesetzliche Vorgaben darüber, wie der erforderliche Systemausbau – Speicher, Netz, Netzregelung – gelingen soll. Deshalb ist es unabdingbar, dass die Kernenergie wieder zu einer langfristig tragenden Säule unserer Stromversorgung wird. Es braucht dazu neben dem Weiterbetrieb der bestehenden Anlagen auch neue Kernkraftwerke.

## Unangenehm für Politiker

Martin Schlumpf behandelt in seinem Buch alle wesentlichen technischen, ökonomischen und ökologischen Aspekte der Kernenergie; er wird dabei durch Beiträge von qualifizierten Experten unterstützt. Alex Reichmuth zeigt das Medienversagen beim Atomthema auf, Walter Rüegg berichtet über die Auswirkungen der Tschernobyl-Katastrophe, Simon Aegerter über jene in Fukushima, Johannes Nöggerath behandelt die Sicherheitsfragen und Markus Saurer die Nachhaltigkeitsproblematik.

Die umfassende Analyse zeigt klar, dass die Energiewende allein durch Energieeffizienz und erneuerbare Energien nicht innert gebotener Frist zu realisieren ist. Besonders

*Es ist zu wünschen, dass das Buch in der energiepolitischen Diskussion Beachtung findet.*

positiv hervorheben ist, dass sich Schlumpf auf die Resultate von fundierten wissenschaftlichen Untersuchungen stützt, die von der Politik und sogar von Wissenschaftlern totgeschwiegen werden, weil sie nicht die erwünschten Ergebnisse zeigen. Ich denke hier an die Vergleiche der verschiedenen

Stromerzeugungstechnologien, die auf aufwendigen Lebenszyklusanalysen beruhen. Das Paul-Scherrer-Institut hat damit erstmals 2010 die ökonomischen und ökologischen Vorteile der Kernenergie aufgezeigt. Die Vergleiche wurden von Zeit zu Zeit aufdatiert, so auch vor der Volksabstimmung vom Mai 2017 zur Energiestrategie 2050, und ergaben weiterhin für die Kernenergie positive Resultate. Auf Geheiss des Bundes durfte der Bericht erst nach der Abstimmung veröffentlicht werden.

Schlumpfs Werk ist bestens geeignet, einen faktenbasierten Beitrag zur wieder anlaufenden Diskussion um die künftige Rolle der Kernenergie zu liefern. Er benennt die Herausforderungen der Energiewende für das Stromsystem unverblümt und bemüht sich um eine verständliche Darstellung der nicht immer einfachen Zusammenhänge. Der Einbezug von Grafiken fördert dabei die Verständlichkeit –

*Dies ist inzwischen  
kein unbeschriebenes  
Blatt mehr...*

Wir sinds schon längst nicht mehr!



leider ist die Lesbarkeit wegen des handlichen Buchformats nicht bei allen optimal.

Es ist zu wünschen, dass das Buch in der energiepolitischen Diskussion Beachtung findet, insbesondere bei der hängigen Revision des Energiegesetzes und des Stromversorgungsgesetzes. Meine Hoffnung hält sich allerdings in Grenzen, denn unangenehme Fakten nimmt man auch in der Politik nicht gern zur Kenntnis. Und ich habe auf meine verschiedentlich gestellte Frage, was prioritär sein sollte, Versorgungssicherheit und Klimaschutz oder der Kernenergieausstieg, bisher keine Antwort erhalten.

Eduard Kiener ist ehemaliger Direktor des Bundesamts für Energie.



## Die Bibel

### Geschichte und Zukunft beherrschen?

*Des Menschen Herz plant seinen Weg, aber der Herr lenkt seinen Schritt* (Sprüche 16, 9). – Es gibt Vorhaben, die man planen muss, um sie ans Ziel zu bringen, allen voran Bauprojekte und die Landwirtschaft. Und weil der Mensch eine Behausung und Nahrungsmittel braucht, ist das planerische Denken sein täglicher Begleiter. Dennoch war bis weit in die Neuzeit hinein klar, dass dem Planen enge Grenzen gesetzt sind. Was den Lebensweg und die Geschichte bestimmt, galt als Zufall, Schicksal oder göttliche Vorsehung.

Wie so oft war es Hannah Arendt, die auf einen wichtigen Wandel hinwies: Mit Hegel und Marx, ansatzweise schon bei Hobbes, Locke und Hume, wurde die kontemplative Geschichtsbetrachtung von der politischen Philosophie verdrängt. In vielen Köpfen setzte sich die Idee fest, die definitive Gerechtigkeit und der ewige Friede könnten durch einen Weltstaat vom Reissbrett aus garantiert werden. Die bei Marx erreichte Glorifizierung des Geschichtemachens und -planens war vielleicht die erfolgreichste Idee der Geistesgeschichte. Und zugleich die verhängnisvollste. Sie forderte eine Opferzahl im dreistelligen Millionenbereich.

Und sie treibt bis heute in unzähligen Köpfen ihr Wesen. Die Begeisterung für die Planung und die Planwirtschaft inspiriert Regierungen zu Zwangsmassnahmen, sie verleitet Staatsführer zu Kriegen, und sie flüstert dem Menschen ein, das Klima gehorche seinem Willen. Dass Gott die Schritte des Menschen lenke, mag einem Atheisten zu weit gehen. Doch auch er kann merken, dass die Planung nur über kurze Fristen und in engen Bereichen gelingt. Wer hätte die Errungenschaften und Ereignisse, die den heutigen Alltag prägen, vor Jahren vorausgesagt? Da tut sich ein existenzieller Abgrund auf. Der obige Bibelspruch schüttet ihn zu: Du stürzt nicht ab, Gott lenkt deinen Schritt.

Peter Ruch

# Königin der Schreie

Jamie Lee Curtis ist seit 45 Jahren berühmt. Aber die wenigsten sehen sie als Star. Dafür bediente sie Hollywoods Bedarf an Klatsch und Glamour zu wenig. Nun hat die Tochter der Filmlegenden Tony Curtis und Janet Leigh zum ersten Mal Chancen auf einen Oscar.

*Beatrice Schlag*

---

Everything Everywhere All at Once (USA 2022):  
Regie: Daniel Kwan und Daniel Scheinert.  
Mit Michelle Yeoh, Jamie Lee Curtis

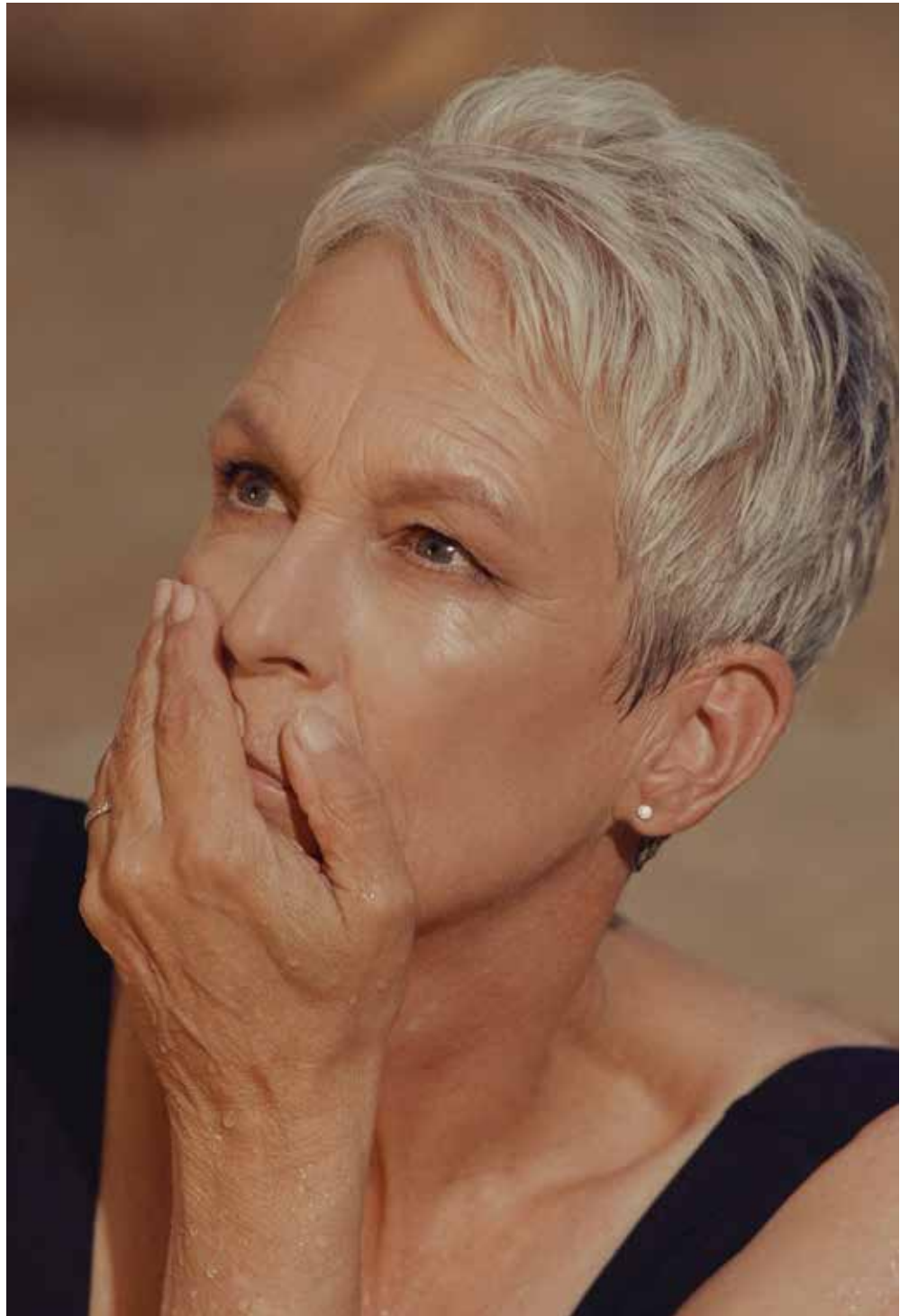
---

**W**enn weibliche Hollywoodstars über den roten Teppich gehen, blicken sie entweder mit unbewegtem Gesicht in die Kameras, werfen sich in kokette Posen oder ziehen die Mundwinkel sehr fein nach oben, damit sich auf den Bildern keine Nasolabialfalten abzeichnen.

Aber achten Sie einmal auf das Gesicht von Jamie Lee Curtis, das rings um die Oscar-Verleihung vermutlich häufig im Fernsehen auftauchen wird. Sie lächelt ausgiebig, spöttisch und amüsiert – egal, wie viele Runzeln dabei zutage treten. Dazu sagt sie gerne leicht Schockierendes, wie kürzlich bei einem Auftritt im kalifornischen Santa Barbara: «Ich bin die einzige für einen Oscar nominierte Person, die für ein Jogurt wirbt, das die Leute zum Scheissen bringt.» Oder sie warnt einen Reporter, der sie auf ihre Eltern anspricht: «Erzählen Sie mir jetzt ja keinen Witz über *nepo babies*. Ich kenne sie alle.»

## Komische Juwelendiebin

«Nepo» steht für Nepotismus. Gemeint sind im Showbusiness die Kinder, denen die Beziehungen ihrer berühmten Eltern zu Chancen verhelfen, die nicht zwingend mit dem Talent des Nachwuchses zu tun haben. Ironischerweise war Jamie Lee Curtis einst das *nepo baby* schlechthin. Ihre erste Filmrolle in John Carpenters Slasher-Film «Halloween» erhielt die damals Achtzehnjährige nur, weil sie die Tochter von Horror-Ikone Janet Leigh ist, die in Alfred Hitchcocks «Psycho» laut schreiend hinter dem Duschvorhang gemeuchelt wird; Janet Leigh war Hollywoods unangefochtene «scream queen» der sechziger und siebziger Jahre. Da sich auch die Tochter als beängstigende Schreierin erwies, was wesentlich zum riesigen Erfolg von Carpenters erstem «Halloween»-Film beitrug, blieb der Titel «scream queen» in der Familie. Sechs weitere Hauptrollen



*Vielseitig talentierte Vorturnerin: Schauspielerin Curtis.*



in «Halloween»-Filmen sollten folgen. Mit Nepotismus allein ist das nicht zu schaffen.

Regisseur John Landis – berühmt geworden durch Filmkomödien («Animal House», «The Blues Brothers») und die aufsehenerregenden Musikvideos zu Michael Jacksons Album «Thriller» – setzte 1983 durch, dass Jamie Lee Curtis in seinem Film «Trading Places» («Die Glücksritter») neben Eddie Murphy und Dan Aykroyd die weibliche Hauptrolle spielen sollte. Das Studio war dagegen. «Trading Places» war für damals ein Big-Budget-Movie. Was, wenn die «scream queen» als Komödiantin ein Reifall war? Landis, der nach wenigen Treffen von der scharfzüngigen Schauspielerin begeistert war, drohte, die Regie abzugeben, wenn er Curtis nicht bekomme. Es wirkte. Der Film kostete 15 Millionen Dollar und spielte 120 Millionen ein. Hollywood begann sich für Curtis' vielseitige Talente zu interessieren.

Zwei Jahre später entdeckte das Publikum etwas ganz Neues an ihr. In «Perfect», einem Film über Dating in Fitnessstudios, spielte sie neben John Travolta eine Aerobic-Trainerin. Die Kritik verriss den Film als trashy und voyeuristisch. Das Publikum war nicht gnädiger. «Perfect» spielte nicht einmal die Produktionskosten ein. Durchaus bemerkt wurde allerdings, wie

### *Bemerkt wurde, wie grossartig ihr Körper in hochgeschnittenen Trikots zur Geltung kam.*

grossartig der Körper von Vorturnerin Jamie Lee Curtis in ihren hochgeschnittenen Trikots zur Geltung kam, der üppige Busen, die perfekten Beine. *McCall's*, damals noch ein Frauenmagazin mit Millionenaufgabe, kürte sie zu einem der zehn besten Bodys der USA.

Im Film «A Fish Called Wanda» überraschte Jamie Lee Curtis Ende der achtziger Jahre ein neues Millionenpublikum, dem ihre Berühmtheit als «scream queen» nicht geläufig war. Die Juwelendiebin Wanda, die jeden verführt, der sich absichtlich oder ahnungslos zwischen sie und ihre abhandengekommene Beute stellt, war eine Traumrolle. Das Drehbuch von Monty-Python-Mitgründer John Cleese strotzt vor Witz, seine Darstellung als steifer, aber sich vor Begehren nach Wanda verzehrender Anwalt ist unübertrefflich. Die Kritiker jubelten fast ungeteilt, das *box office* vermeldete mit weltweit über 188 Millionen Dollar mehr Einnahmen, als ein britischer Film je zuvor erzielt hatte.

Viele Kritiker schrieben damals, das Talent für Komik habe Jamie Lee eindeutig von ihrem Vater Tony Curtis geerbt, dem seit Billy Wilders Komödie «Some Like it Hot» unvergesslichen Fraueneroberer, der Marilyn Monroe selbst dann noch anschnachtete, als ihm die Killer der Mafia schon an den Fersen klebten. Privat versuchte er, seinem Image nachzuleben. Jamie

Lee war vier, als ihr Vater seine Familie verliess und nur Wochen später den zwanzig Jahre jüngeren deutschen Jungstar Christine Kaufmann heiratete, die sich nach kurzer Ehe trennte, weil sie nicht ertrug, wie er mit Toupet und Liftings gegen sein Alter ankämpfte.

Danach liess er sich weitere vier Mal scheiden für eine jeweils noch Jüngere. Seine kinderlose Witwe und Alleinerbin war 39, als er mit 85 Jahren begraben wurde. Die insgesamt sechs Curtis-Kinder und deren Mütter hatte der Schauspieler mit seinem auf 85 Millionen Dollar geschätzten Vermögen im Testament ohne Begründung ausgeschlossen. Allegra Curtis, Tochter der zweiten Ehefrau Christine, schrieb in ihrer Biografie: «Als Jamie Lee von seinem Tod hörte, sagte sie, es kümmere sie nicht, er sei ein beschissener Vater gewesen. Er empfand sie als Konkurrentin.»

### **Genug vom ewigen Alleinsein**

Nach dem triumphalen Erfolg von «A Fish Called Wanda» waren viele Fans überzeugt, dass jeder Comedy-Regisseur sich um Jamie Lee Curtis reissen und ihr Image als «scream queen» langsam verblassen würde. Es war rätselhafterweise nicht so. Ihr nächster grosser Erfolg war «True Lies» (1994), eine Actionkomödie von «Avatar»-Regisseur James Cameron. Darin ringt Hauptdarsteller Arnold Schwarzenegger als Spion, der immer unterwegs ist, um sein Familienleben. Ehefrau Jamie Lee Curtis weiss nichts von seiner Arbeit, hat aber genug vom ewigen Alleinsein und erwägt ein Abenteuer, was ihr Mann zufällig erfährt. Für den finanziell enorm erfolgreichen Film erhielt Curtis einen Golden Globe als beste Nebendarstellerin, obwohl sie die weibliche Hauptrolle spielte. Aber so war es in fast allen Schwarzenegger-Filmen: Wer neben ihm vorkommt, ist Nebensache.

Von den zahlreichen Filmen und TV-Serien, die Jamie Lee Curtis danach bis 2022 drehte, waren bis auf die «Halloween»-Fortsetzungen die wenigsten in Europa zu sehen. Zwischen den Drehs schrieb sie Kinderbücher, eines landete auf der Bestsellerliste der *New York Times*.



Und sie liess eine Windel mit wasserdichter Tasche für Reinigungstücher patentieren, dank der man Kinder einhändig sauber machen kann.

2019 hatte Jamie Lee Curtis die Krimikomödie «Knives Out» abgedreht, deren Erfolg mit 311 Millionen Dollar Einspielergebnissen sie völlig überraschte. Auch ihr definitiv letzter «Halloween»-Film lief gut. Eine Karrierepause schien

### *Zwischen den Drehs schrieb sie Kinderbücher und liess eine Windel mit wasserdichter Tasche patentieren.*

angesagt. Dann riefen die «Daniels» an. So nennt sich das chinesisch-schottische Regisseur-Duo Daniel Kwan und Daniel Scheinert der Einfachheit halber. Sie boten ihr eine Nebenrolle als rabiate Steuerbeamtin an, die eine chinesische Emigrantin in die Mangel nimmt, deren Waschsalon in den USA schlecht läuft.

Curtis sagt, sie habe nur den Namen der Hauptdarstellerin Michelle Yeoh gehört und sofort zugesagt. Die malaysische Schauspielerin chinesischer Abstammung war in den achtziger und neunziger Jahren Ostasiens grösstes Filmidol in Martial-Arts- und Action-Filmen. Im Westen bekannt wurde sie 1997 als Bond-Girl in «Tomorrow Never Dies». Weltweit zum Star machte sie Ang Lees «Crouching Tiger, Hidden Dragon» (2000).

Das Drehbuch zu «Everything Everywhere All at Once», das die «Daniels» ihr schickten, machte Jamie Lee Curtis ratlos. Sie kannte nur ein Universum, hier war dauernd vom *multiverse* die Rede. Ihre Rolle als unansehnliche, verbitterte Erbsenzählerin im Steueramt allerdings, die sich im Multiversum plötzlich wundersam mit der Chinesin verbündet, ergab für sie sofort Sinn. «Das Leben verläuft nicht wie geplant. Es hängt an Sekunden, die man nicht kommen sieht und die alles ändern.»

Es ist hoffnungslos, sich auch nur um eine annähernde Inhaltsangabe des Films zu bemühen, der alle Genres zusammenwirft. «EAAO» (unter diesem Kürzel ist der Film mit dem schwierigen Titel mittlerweile bekannt) ist rasant Action, Science-Fiction, Familiendrama und absurde Komödie zugleich. Alledem liegen zwei Fragen zugrunde: Was, wenn ich irgendwo im Leben anders abgelenkt wäre? Und: Ist mein Leben heute das beste, das mir möglich ist?

Erstaunlicherweise geht das bei aller optischen Turbulenz offenbar fast jedem Zuschauer sehr nahe. In den USA ging im März 2022 der Film mit mickrigen zehn Kopien an den Start – bei einem zu erwartenden Blockbuster sind es mehrere tausend – und musste wegen wachsender Nachfrage ständig die Kopienzahl erhöhen. Ein Jahr später tritt er mit der Höchstzahl von Nominierungen bei den Oscars an. Auch Jamie Lee Curtis hat eine erhalten – für die beste Nebenrolle.



## Fernsehen

### Anführer aus Hollywood

Oliver Schmuki

Charlton Heston – Von Moses zum Waffennarr: Dokfilm von Maud Guillaumin. Arte. Wiederholungen am 11. März und 9. April, Online-Stream bis 1. Mai 2023.

Gut zwanzig Jahre ist es her, als wir schockiert im Kino saßen und bei «Bowling for Columbine» aus dem Kopfschütteln nicht mehr herauskamen: diese Statistiken! Diese unnötigen Massaker! Diese Amis! Und ganz zum Schluss: dieser offensichtlich demente NRA-Präsident in seinem Grundstück am Mulholland Drive!

Im Gegensatz zu Michael Moore und seinen nicht immer ganz koscheren Methoden kommt Maud Guillaumin knapp einstündiger Dokumentarfilm ohne Effekte, Werturteile und Polemik aus. Nüchtern werden die eindrucklichsten Stationen im Leben von Charlton Heston (1923 – 2008) aneinandergereiht – und was für ein Leben das war! Wir schauen zu, wie der «Unbekannte mit den durchdringenden blauen Augen» als Moses die Leinwand erobert, wie er 1960 den Oscar für «Ben Hur» erhält und wie er am 28. August 1963 beim Marsch auf Washington («I have a dream!») eine Schauspielerdelegation anführt. Ja, der 1,91 Meter grosse «Moses der Bürgerrechtsbewegung» sei damals ein «überzeugter Liberaler» gewesen, erzählen Zeitzeugen.

Das ändert ein Truppenbesuch in Vietnam 1966. Beruflich gelingt es «Chuck» – inzwischen «old Hollywood», wie Biograf Mark Eliot ihn nennt – zwar, sich in «Planet der Affen» als Schauspieler neu zu erfinden. Doch als schliesslich die Waffenlobby mit ihm ein «charismatisches Megafon» gewinnt, verliert Heston noch vor seiner geistigen und körperlichen Gesundheit sein Publikum, das ihm sechzig Jahre lang treu geblieben war.

## Klassik

### Charismatische Leitgestalt

Manuel Brug

Claudio Abbado: The Complete Recordings on Deutsche Grammophon & Decca. 257 CDs. Universal

Doch, man war wirklich betroffen, obwohl ihn der Magenkrebs lange im Griff gehabt hatte, als am 20. Januar 2014 Claudio Abbado im Alter von achtzig Jahren starb. Denn er war ein komplexer, zur Freundschaft wie zur Missachtung fähiger Mensch, ein genialer Dirigent und grosser Pädagoge, der viele berühmte Musiker mit formte und die Klassikwelt verändert hat. Vor allem den Berliner Philharmonikern wies Abbado nach Karajan ab 1989 bis 2002 als ihr erst fünfter Chef eine radikal neue Richtung.

Mit Abbado, für den heute noch auf seinem bescheidenen Grab neben der Bergkirche Fex-Crasta oberhalb von Sils Maria im Oberengadin Steinchen zum Gedenken niederlegt werden, verlor die Musikwelt eine ihrer charismatischen Leitgestalten. Denn der in eine Mailänder Musikerfamilie hineingeborene Abbado war zwar «nur» ein Nachschöpfer, einer, der die Noten anderer zum Leben erwecken und zum Blühen bringen konnte. Doch er war eben noch viel mehr, ein Inspirator, ein Denker, ein Beflügler.

#### Glück an der Themse

Seine berufliche Historie, seine Musiklieben und -leidenschaften bildet jetzt eine gewaltige CD- und DVD-Box ab. In einem edlen Buch kann man in Beiträgen von Zeitzeugen schmökern und auf 257 CDs und acht DVDs nacherleben, wofür er brannte. In diesen «Complete Recordings» der Deutschen Grammophon und Decca fehlen nur die Schwarz-Live-Mitschnitte, die EMI- und die Sony-Aufnahmen.

In seinen jungen Jahren gefiel sich Abbado als begierig Literatur, Naturwissenschaft, bildende Kunst aufsaugender Anfänger, dem Kammermusik das Liebste war, das freigeübte Teilen seines Talents. Und so ging er auch jeden weiteren Schritt seiner Karriere. Natürlich wurden seine Positionen autoritärer, die Machtfülle grösser, auch der Ehrgeiz, bisweilen Hybris und Abgehobenheit. Aber immer ging es Abbado zuallererst um die Musik.

Claudio Abbado war besonders auf seinem letzten Posten in Berlin nicht eben als grosser «Prober» bekannt. Die Musiker sollten als Individuen Einzelverantwortung einbringen, aufeinander hören und sich dann abends zum grossen Ganzen eines sinfonischen Universums zusammenfügen. Das hört man heute noch sehr deutlich auf diesen CDs. Der

*Zuallererst die Musik: Inspirator Abbado.*

da vorne war wichtig, aber teilnehmen mussten alle, nur so war ein optimales, zumindest aber denkwürdiges Ergebnis möglich. Darin war er Leonard Bernstein ähnlich, der wie er weit über das blosse Konzerterlebnis hinaus die Menschen zur Musik führte und Künstler miteinander verband.

Wo Abbado war, da wuchs Exzellenz. Nach einigen international verbrachten Jahren folgten erste Plattenaufnahmen, etwa 1967 die Chopin-Konzerte – ein nie ausgemusterter Katalogklassiker von Anfang an – mit seiner ihm bis

*Der da vorne war wichtig, aber teilnehmen mussten alle, nur so war ein denkwürdiges Ergebnis möglich.*

zum Ende die Treue haltenden Freundin Martha Argerich. 1968, mit immerhin 35 Jahren, übernahm er seinen ersten festen Posten: als Dirigent, ab 1971 zusätzlich als Musikchef der Mailänder Scala. Er baute das Orchester zu einem hervorragenden Konzertklangkörper auf, verwandelte das Theater bis 1986 vom drögen Traditionsschuppen in eine der führenden Opernbühnen.





Hier wurden Verdi und Rossini in legendären Inszenierungen geistig wie klanglich auf den Prüfstand gelegt. Die CD- wie die DVD-Ergebnisse halten auch heute noch allen Massstäben stand. Hier wurde aber eben auch von Luigi Nono – neben dem Mailänder Pianisten Maurizio Pollini sein engster Künstlergefährte – «Al gran sole» uraufgeführt. Zudem hatte Abbado permanente Bindungen zu den Wiener Philharmonikern und zum London Symphony Orchestra aufgebaut.

An der Themse wirkte er von 1979 bis 1986, wobei ihn in diesen Jahren vor allem die deutsche Romantik fesselte, Schubert, Mendelssohn, Schumann – wie beglückend nachzuhören ist. Von 1986 bis 1991 hatte er als Musikdirektor der Wiener Staatsoper menschlich nicht seine glücklichste Zeit, aber trotzdem formidable Höhepunkte wie Mussorgskys «Chowantschina» oder Schuberts «Fierrabras».

In Wien wurde ab 1988 das von ihm mitinitiierte Festival «Wien Modern» ein Erfolg. Hier wurde deutlich, wie sehr sich der genuine Pädagoge Abbado zunehmend dafür interessierte, durch Neugründungen und alternative Institutionen das herkömmliche

Musikmachen zu hinterfragen. Und das ist, trotz des überreichen multimedialen Erbes, seine schönste Hinterlassenschaft.

1977 übernahm er die Leitung des Europäischen Jugendorchesters. Auch das professionelle Chamber Orchestra of Europe wurde von Abbado mit aufgebaut. Darüber hinaus begründete er 1986 das als Elitenachwuchsschmiede geführte Gustav-Mahler-Jugendorchester, aus dem 1997 das Mahler Chamber Orchestra hervorging. 2003 folgte noch das Lucerne Festival Orchestra, aus professionellen Ex-Schülern, Freunden und Familie zusammengesetzt, das mit Bruckners 9. Sinfonie von 2013 den akustischen Schlusspunkt der Jubiläumsbox setzt; schliesslich das in Bologna residierende Orchestra Mozart.

Seine Reden über Musik waren überraschend einfach wie grundsätzlich. Aber Claudio Abbado besass die für einen Dirigenten essenzielle Begabung der Kommunikation. Er konnte sich auch stumm mitteilen. Er brachte andere zum Mitmachen, zum Über-sich-Hinauswachsen. Weil er etwas zu sagen hatte, wie etwa in seiner späten, generösen «Zauberflöte» oder im neugierig ausgehorchten, ebenfalls lange aufgehobenen «Fidelio» deutlich wird.

## Alben für die Ewigkeit

### ZZ Top: Eliminator

Wenn die Bärtigen zuschlagen, bleibt kein Auge trocken, und es lässt kein Musikherz kalt. Sie interpretieren den Blues auf ihre eigene, packende Art und immer mit einer Prise Humor gewürzt. Wir Krokusse hatten das Vergnügen, ein paar Mal die Bühne mit den drei Texanern zu teilen, und waren immer restlos begeistert. Billy Gibbons hat diesen eigenen, unnachahmlichen, warmen Gitarrensound, Dusty Hill selig spielte einen formidablen Bass, und Frank Beard, der Einzige ohne Bart, hilft, dass das ZZ-spaceship abhebt.

Das Album, das nach einem 1933er Ford-Coupé benannt wurde, war ihr Meisterwerk – auf jeden Fall, was den Stilwechsel und die Hits anging. Produzent Bill Ham und Billy Gibbons achteten darauf, dass das Werk nicht nach altbackenem, verstaubtem Bluesrock tönte. Sie gaben dem Ganzen einen moderneren, kristallklaren und knackigen Sound, unterstützt durch clever eingesetzte Drum-Computer und Bass-Synthies. Plötzlich gelangte eine



Bluesband durch einen neuen Klang und cleveres, witziges Marketing in die Rock-Airplay-Charts.

Dieses Gute-Laune-Album beginnt mit dem Kracher «Gimme All Your Lovin'». Schon das einfache Drum-Intro verrät die Marschrichtung: good-time Rockblues, sehr clever dargeboten. Das Video dazu, das drei Models im scharfen Oldtimer unterwegs zeigt, wurde schnell zum MTV-Klassiker. Die sympathischen Bartträger mit dunklen sunglasses und Zylindern – so etwas hatte man schlicht noch nie gesehen.

Hits wie «Sharp Dressed Man», «Legs» und «TV Dinners» katapultierten ZZ Top weltweit in die Charts, und auch live war die Band nicht mehr wegzudenken.

Chris von Rohr



Magie für Millionen: «Hogwarts Legacy».

## Games

### Zaubern wie Harry Potter

Marc Bodmer

Hogwarts Legacy: Portkey / Warner Bros.  
PS 4 & 5 / Xbox Series X & S & One / PC / Switch

Der irische Autor Brendan Behan soll einmal geschrieben haben: «Es gibt keine schlechte Publicity, ausser deinem eigenen Nachruf.» Im Fall des Videospieles «Hogwarts Legacy» trifft die Binsenweisheit zu. Bei Harry-Potter-Kundigen klingelt es bei dem Titel. Hogwarts ist die Schule, an der Hexen und Zauberer ausgebildet werden, und Dreh- und Angelpunkt der Bestsellerserie, die selbstverständlich auch für Computerspiele ausgewertet wurde.

In den letzten Jahren hat sich Autorin J.K. Rowling bei LGBTQ-Aktivistinnen und -Aktivisten nicht beliebt gemacht mit ihren Ansichten zu Gender und biologischen Geschlech-

*Selbst einen Zauberstab zu führen ist weit eleganter, als mit einer Knarre Widersacher ins Jenseits zu pusten.*

tern. Darum wurde von den Fürsprecherinnen der Inklusion zum Boykott von «Hogwarts Legacy» aufgerufen, obschon Rowling nicht an dessen Entwicklung beteiligt war. Es reicht, dass sie Geld an den Lizenzrechten verdient. Der wohlgemeinte Schuss ging nach hinten los: «Hogwarts Legacy» ist die grösste globale Veröffentlichung in der Geschichte von Warner

Bros. Games. Binnen zweier Wochen hat sich der Titel über zwölf Millionen Mal verkauft. Mehr als 280 Millionen Stunden haben die Fans in der virtuellen Welt zugebracht – zu Recht.

«Hogwarts Legacy» unterscheidet sich grundlegend von den Vorgängern. Zum einen kommt das Spiel ohne Harry Potter aus – es spielt Anfang des 19. Jahrhunderts und damit lange bevor die beliebten Gestalten erscheinen – und folgt auch keiner bekannten, linearen Geschichte, sondern präsentiert sich als offene Welt, die es zu erkunden gilt. Es ist das Game, auf das alle Möchtegernzauberinnen und -magier gewartet haben.

#### Praktischer Schwebenzauber

Nachdem ich meine Spielfigur erstellt und Heather Feather getauft habe, mache ich mich auf den Weg zur Zauberschule. Doch so weit kommen Professor Fig und ich gar nicht. Ein wildgewordener Drache zerstört die fliegende Kutsche, und wir landen irgendwo an der schottischen Küste. Beim Erkunden einer Ruine wird klar, dass meine Figur Spuren alter Magie erkennt, die anderen verborgen bleibt. Kurz darauf machen wir auch Bekanntschaft mit dem garstigen Goblin Ranrok. Der Bösewicht hat ebenfalls einen Zugang zur verschollenen Magie und will mit ihrer Hilfe und einer Armee, die er um sich scharf, eine Rebellion gegen die Zauberer anzetteln.

Die Story ist nicht die Stärke von «Hogwarts Legacy», sie liegt vielmehr in dessen Anlage. Das Erkunden des Schulschlosses und der weitläufigen Umgebung steht im Zentrum. Dabei sind Zaubersprüche hilfreich, die man sich laufend in den Schulstunden aneignet. Diese Beschwörungen verbinde ich zu Kombinationen. Praktisch ist beispielsweise der Schwebenzauber, der Gegner hilflos in der Luft zappeln lässt. In diesem Moment kann ich sie mit weiteren Befehlen meines Zauberstabs traktieren.

Auf der riesigen Karte des Spiels gibt es sehr viel zu entdecken. Dabei sammle ich Erfahrungspunkte, Gold und vieles mehr. Ich mache auch Bekanntschaft mit lesbischen Forscherinnen, transsexuellen Barkeeperinnen, verzweifelten Kobolden und weniger freundlich gesinnten Gestalten wie Ranroks Verbündeten und diversen Ungeheuern.

«Hogwarts Legacy» spielt gekonnt mit bekannten Themen aus den Harry-Potter-Büchern, der Musik aus den Filmen und liefert einen Wust von frischen Kreaturen, Rätseln und Prüfungen, die virtuose Kombinationen von Zaubersprüchen und Ausweichmanövern erfordern.

Diese Mischung versprüht Magie für Millionen von Fans des von J.K. Rowling geschaffenen Universums und bietet eine stimmige Illusion des Gefühls, selbst einen Zauberstab zu führen – was weit eleganter ist, als mit einer Knarre Widersacher ins Jenseits zu pusten.

## Film

### Im Bann der Kamera

Wolfram Knorr

The Fabelmans (USA, 2022):

Von Steven Spielberg. Mit Gabriel LaBelle, Michelle Williams, Paul Dano, Seth Rogen

«The Greatest Show on Earth», ein donnernder, faszinierender, beängstigender Jumbo der Schaustellerei, wird Sammys erstes Kinoerlebnis. Höhepunkt des Schreckens ist ein fulminanter Zusammenstoss zweier Züge und knarrender, kreischender Waggons, die von den Geleisen direkt ins Gesichtsfeld des Kindes explodieren – und sein Gemüt ein Leben lang imprägnieren sollten. Der kleine Sammy ist das Alter Ego von Steven Spielberg, 76, Hollywoods Mastermind. Was Mozarts Jüngling Tamino die Zauberflöte, die alle bösen Geister bannt, ist Spielbergs Sammy die magische Kamera. Erst bannt er den Crash mit einer 8-mm-Kamera und einer Modelleisenbahn auf Zelluloid, später, unter Mitwirkung von Freunden, kurbelt



Das Medium ist auch Wahrheitsfinder:



er kleine Kriegs- und Westernfilme, bis er unter ständigem Bewältigungsdruck seines Kindheitstraumas zum mächtigen Filmvirtuosen Hollywoods aufsteigt.

### Nester der Helden

In «The Fabelmans», Spielbergs süffig wie schelmisch erzähltem Biopic, ist die Familie des Knaben Sakristei und er der Ministrant der magischen Kino-Messe. Der Vater führt ihn in die technischen Zusammenhänge ein, die Mutter in die schwärmerische Welt der Träume. Während der Berliner Filmfestspiele erhielt Spielberg den Goldenen Ehrenbären für sein Lebenswerk, das, so Laudator Bono, Jahrtausende umfasse, von den Dinosauriern («Jurassic Park», 1993) bis zur künstlichen Intelligenz («A.I.», 2001). Nach Reisen durch die Horror-, Abenteuer-, Science-Fiction-, Spionage- und Polit-Welt bis zum Holocaust sei er nun bei sich angekommen und seiner Ursprungsgeschichte, die ihn nicht mehr losliess.

Den kleinen Sammy Fabelman (erst von Mateo Zoryon Francis DeFord, dann von Gabriel LaBelle gespielt) ziehen die Träume, die von der Leinwand wie göttliches Manna auf ihn fallen, bald magisch an, sie werden zu sei-



«The Fabelmans».

nem lebenslangen Leid- und Leitmotiv. Je älter Sammy wird, desto heftiger drängt ihn der «Treibstoff», ganz im Sinne von Joseph Campbells «Der Heros in tausend Gestalten», mit ihm «durch die Mauern der Welt» zu gehen. Die durchstösst er erst mal in der eigenen Familie. Beim Schneiden eines Ferienfilms, an dem auch «Onkel» Bennie (Seth Rogen) teilnahm, Freund und Arbeitskollege von Sammys Vater, macht er eine Entdeckung, die ihn aus der Bahn wirft: Mama liebt Bennie. Das Medium ist auch Wahrheitsfinder.

Am College ist er mit demütigendem Antisemitismus konfrontiert und mit einer ersten, reichlich kuriosen Liebesgeschichte mit der heftig christlichen Studentin Monica (Chloe

### *Beim Schneiden eines Ferienfilms macht er eine Entdeckung, die ihn aus der Bahn wirft.*

East), die ihn mit Häme beten lässt. Selbst sein hymnischer Film über seine Abschlussklasse löst am Schulabschlussball Kontroversen aus, und Monica entpuppt sich als Zicke. Nach der Trennung der Eltern zieht Sammy zum Vater nach Los Angeles, finster entschlossen, Filmregisseur zu werden, bewirbt sich bei einem Studio und erlebt ein «Pfungstwunder»: Er trifft sein Idol John Ford (David Lynch). Ein wahrer Höhenflug.

Familiengeschichten waren immer Spielbergs Stärke. Ob in «E. T.», «Close Encounters of the Third Kind», «Indiana Jones» – sie waren die Nester, aus denen die Helden zu ihren wundersamen Reisen abhoben. Und mit «The Fabelmans» bekennt er, warum er von der Familie nie loskam: Seine Brutstätte war voll pittoresker Figuren wie dem Zirkus-Onkel Boris (Judd Hirsch), der ihm feurig einbläute, nicht aufzugeben, oder der mäkelnden Grossmutter Hadassah (Jeannie Berlin) und Familienfreund Bennie, der immer anwesend war und worüber keiner sich wunderte. Die Mutter Mitzi, von Michelle Williams als blondem Derwisch wunderbar verkörpert, ist ein Wirbelwind – ihre Liebe reicht bis an die äusserste Grenze des Glücks. Sie ist das emotionale Kraftwerk der Familie, während der Vater mit dem ironischen Charme eines Nerds Sammy in die Geheimnisse der Technik einführt.

In einem Interview hat Steven Spielberg beklagt, dass durch die Digitaltechnik das richtige Handwerk verlorengegangen sei, weshalb die jungen Filmemacher eigentlich zu bedauern seien. Ein wenig Wehmut schwingt da mit, aber Spielberg betrachtet «The Fabelmans» keinesfalls als eine Art Vermächtnis oder gar Abschied. Der Zeitgeist, so scheint es, steht einfach auf Biopics. Es wimmelt nur so davon: Leonard Bernstein, Golda Meir, Enzo Ferrari, Napoleon, J. Robert Oppenheimer und so weiter.

## Jazz

# Das Dilemma des Virtuosen

Peter Rüedi

Oscar Peterson: On a Clear Day.

The Oscar Peterson Trio – Live in Zurich, 1971.  
Mack Avenue MAC 1199

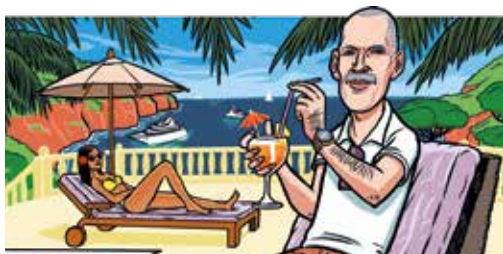
Miles Davis war bekannt für sein unverblümtes Urteil über Kollegen. Immer mal wieder zitiert wurde (aus einem Interview von 1958!) das über Oscar Peterson: «Oscar macht mich krank, weil er jeden kopiert. Er musste sogar lernen, wie man den Blues spielt.» Und weiter: «Sozusagen alles, was er spielt, spielt er mit gleichem Kraftaufwand. Er lässt der Rhythmusgruppe keinen Raum.» Das ist gewiss ein subjektives Pauschalurteil, von einer ziemlich entgegengesetzten Ästhetik diktiert. Aber es trifft auch einen Punkt: das Dilemma des Virtuosen. Dessen Glanz (schon bei Paganini, bei Liszt) ist immer auch sein Elend. Abgesehen von seinem Vorgänger und Vorbild Art Tatum ist Peterson der grösste Schnellfingerkünstler des Jazzpianos, ein Publikumsmagnet mit einer beispiellosen Wasserverdrängung, sich selbst genug, auch wenn ihn sein Entdecker Norman Granz («Jazz at the Philharmonic») solo, im Trio und in unzähligen Kombinationen als Partner von quasi jedermann einsetzte, gleich welchen Stils, *old or new*. Von jederfrau auch.

Keine Sängerin von Bedeutung (muss man gegen Schandmaul Miles einwenden), die nicht von Petersons subtiler Begleitung hätte profitieren können. Denn unzweifelhaft ist in seinem Gesamtwerk die subtile Balladenartistik fast interessanter als die halsbrecherischen Teufelsritte, mit denen er die grossen Konzertsäle der Welt zu Begeisterungstürmen hinriss.

Auch das Publikum, dem am 24. November 1971 im Zürcher Kongresshaus nach dem finalen «On the Trail» und anderen im Affenzahn hingefetzten Zirkusnummern der Atem wegblieb. «On a Clear Day» heisst der Mitschnitt, der jetzt, nach einem halben Jahrhundert, vom amerikanischen Label Mack Avenue veröffentlicht wird. Von diesem Trio gab es bis jetzt ein einziges Studioalbum («Great Connection», MPS 1971). Der Bassist, seinerseits ein Virtuose («Paganini des Basses»), ist Niels-Henning Orsted Pedersen, der Drummer Louis Hayes.

Die Interaktion der drei ist, entgegen allen Vorurteilen gegenüber Peterson, staunenswert (auch wenn kein Zweifel aufkommt, wer die Gänge schaltet). Namentlich die zwischen Peterson und Pedersen, und besonders dann, wenn in den paar balladesken Standards Letzterer mal die Führung übernimmt. Im riesigen Nachlass von Oscar Peterson ist dieser Mitschnitt ein Missing Link.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine Mail-Methode

Mark van Huissingling

Als ich noch Star-Interviewer war, also Berühmtheiten befragte im Hauptberuf, nahm ich meine Arbeit (beziehungsweise, um ehrlich zu sein, mich selbst) recht wichtig. Da aber keiner, der wöchentlich eine Seite zu füllen hat, ausschliesslich Riesennummern treffen kann – jedenfalls wenn er für eine Schweizer Zeitschrift tätig ist –, bewarb ich mich gezwungenermassen manchmal auch um Gespräche mit *local heroes*. Was dann auf meine Laune drückte.

Einmal, ich sass mit leeren Taschen vor dem weissen Blatt respektive Bildschirm, meldete ich mich bei dem in New York lebenden Schweizer «Star-Disc-Jockey» (*Das Magazin*) Oliver Stumm, um ihn mit kurzem Vorlauf für ein Interview zu gewinnen (in der Woche zuvor war Caroline Scheufele, die Chopard-Co-Chefin, erschienen, und für die darauffolgende Ausgabe hatte ich eine Verabredung mit Giorgio Armani). Auf meine E-Mail an Oli, wir waren ein wenig bekannt miteinander, kam – nichts. Was ich persönlich nahm, glaube ich. Am nächsten Morgen jedenfalls hakete ich gehässig nach («Zeitverschiebung? Egal»). Schliesslich erreichte ich den DJ. Und bekam nicht bloss den Gesprächspartner, den ich brauchte. Sondern eine Lektion zudem, die mein berufliches Leben beeinflusste, veränderte sogar.

Bevor ich seinen Rat mit Ihnen teile, kurz das Folgende (oder «Warum das wichtig ist»): Sag mir, wie du mit elektronischer Post umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Plus wie du drauf bist.

Du antwortest immer sofort, postwendend sozusagen: Du bist fest angestellt, eher rangniedrig, höchstens mittleres Kader, hast nicht besonders viel zu tun. Oder du bist frei-

schaffend, ohne nennenswerte Aufträge zurzeit. Möglicherweise, in seltenen Fällen, auch stark gefordert durch einen wichtigen, dringenden Task, für den du dich, egal ob angestellt oder selbständig, nicht auffaffen kannst – drum lieber erst einmal Mails checken und gegebenenfalls abarbeiten.

Du antwortest uneinheitlich, mal früher, mal später, gelegentlich gar nicht: Du hast eine Stellung inne, dank der mehr Leute etwas von dir wollen, als du von ihnen willst. Doch Vorsicht, du bist nicht ein so hohes Tier, wie du meinst oder gern wärst – sonst hättest du eine Mitarbeiterin, einen Mitarbeiter, die/der deine Post erledigt. Möglicherweise bist du aber ein feiner Kerl, bloss nicht besonders strukturiert, hast die IT zu wenig im Griff, vergisst oft, deinen Smartphone-Akku zu laden, oder so.

Dritte Möglichkeit: Du antwortest regelmässig und zeitnah, liest Mails, die dich was angehen, zu Ende, machst auch dann Rückmeldung, wenn ein unerfahrener Schreiber im untersten Abschnitt noch eine zweite (oder fünfte) Frage stellt: Gratuliere, du bist höchstwahrscheinlich verhältnismässig erfolgreich, mit Sicherheit optimal organisiert und also ein Traum-Briefempfänger. Sowie zudem im Lager von Oliver Stumm oder MvH (seit der ihn vor über fast zwanzig Jahren, im Mai 2003, in E-Mail-Dingen erleuchtete).

«Ich beantworte Mails einmal am Tag», sagte mir der DJ, der zuvor Mathematik studiert hatte, nebenbei erwähnt. Und zwar jeden Tag, nicht erst übermorgen oder so, weil er dann

*«Wer mir um 10.01 Uhr schreibt, wartet 22 Stunden und 59 Minuten auf die Rückmeldung.»*

vielleicht mehr Zeit habe. Denn er sei seit längerem immer busy, gut ausgelastet, also könne er's genauso gut heute machen.

Diesen Ansatz habe ich mit Dank übernommen. Und sogar noch etwas zugespitzt: Mein Post-Beantwortungslauf findet von Montag bis Samstag jeweils zwischen 09.00 und 10.00 Uhr statt (sonntags etwas später). Wer mir um 10.01 Uhr schreibt, wartet also 22 Stunden und 59 Minuten auf die Rückmeldung, alle anderen bekommen rascher eine Antwort. Das geht, finde ich (falls es brennt, oder, im übertragenen Sinn, das Baby mit der Rasierklinge

spielt, empfehle ich, anzurufen, statt eine E-Mail zu versenden).

Alle Kommunikationsprobleme gelöst somit? Hm, *kind of*, so ähnlich. Neue, besser: weitere, Kanäle sorgen für eine neue Ausgangslage – Facebook, Twitter, Whatsapp, Slack, Instagram, LinkedIn... Ihr Kolumnist (der nicht bei Facebook ist, da für Alte, und nicht bei Slack, da für Lohnempfänger) antwortet in diesen Fällen uneinheitlich, mal früher, mal später, gelegentlich gar nicht. Weil ich mich nicht um alles kümmern kann. Und, vor allem, nicht will.



## UNTEN DURCH

### Was ist passiert?

Linus Reichlin

Auf der der deutschen Regierung nahestehenden Website «Antifeminismus-Melden.de» kann man jetzt Vorfälle melden. Es könnte zum Beispiel sein, dass eine Frau mich in der Deutschen Oper im Foyer sagen gehört hat: «Zum Glück war Verdi ein Mann. Denn sonst hätten wir von ihm statt geniale Opern nur Monatsbeschwerden gekriegt.» Solche Dinge sage ich die ganze Zeit, und bisher bin ich damit ungestraft davongekommen. Aber jetzt kann diese Frau, die mich belauscht hat, auf der erwähnten Website den Button «Vorfall melden» drücken. Danach erscheint ein Formular: «Was ist passiert? Bitte beschreiben Sie den Vorfall. Gerne im Detail.» Uh, ja, Details: Das lieben Frauen! Ohne Details stehen die morgens doch gar nicht auf! Also könnte jetzt die Frau, die mich belauscht hat, ins Formular eintragen: «Hallo, ich bin Susanne, und ich möchte einen Mann melden, den ich gestern im Foyer des Opernhauses gesehen habe. Er trug eine graue Flanellhose mit Bügelfalten, stand



ihm nicht mal schlecht. Ich dachte: «Endlich mal ein Mann, der nicht nur Jeans trägt.» Dazu trug er ein weisses Hemd, und ich dachte: «Aber die Manschettenknöpfe sind sicher nicht echt Gold.» Und dann dachte ich noch: «Aber diese olivgrünen Socken, also ich weiss nicht.» ...» Und so weiter.

Das Formularfeld «Was ist passiert?» hat keine Textlängenbegrenzung, Susanne kann also noch eine ganze Menge Details reinschreiben, bevor sie endlich zum antifeministischen Höhepunkt kommt. Und wir wissen ja, was ich sagte. Ich sagte die Wahrheit über Verdi. Aber wie auch immer, gestern jedenfalls dachte ich, dass ich mich am besten gleich selber bei der Meldestelle denunziere. Denn wenn ich's nicht tue, tut's bestimmt irgendeine Frau; es gibt ja so viele davon! Also habe ich Folgendes ins Formular geschrieben: «Guten Tag, ich bin ein arabischer Mitbürger. Ich gebe zu, dass ich gestern um 15.45 Uhr an der Ecke Uhlandstrasse in Berlin eine Frau gesehen habe. Daraufhin griff ich mir in den Schritt und «rückte zurecht», wie man das bei uns nennt. Danach griff ich meinem Schwager in den Schritt, der mich begleitete, und rückte auch bei ihm zurecht. Des Weiteren begleiteten mich mein Halbbruder, mein Cousin und mein Neffe. Ihnen allen griff ich in den Schritt. Das möchte ich melden, und ich nehme die Strafe in Kauf. Viele Grüsse, Hassan Ibn Bin Griff In Shritt.» Ja, ich weiss, das ist perfid. Denn «Antifeminismus-Melden.de» ist sicher mit der Antidiskriminierungsstelle der deutschen Regierung vernetzt, und jetzt geraten die Feministinnen natürlich in einen Meldekonflikt beziehungsweise in ein Denunziationsdilemma. Denn sie möchten, dass blonde deutsche Männer gemeldet werden, die Mitglieder der AfD sind.

«Mich wird nie eine Frau melden», sagte mein Freund Bruno, als ich es ihm erzählte, «weil ich sie nämlich anständig behandle.» – «Ich behandle Krokodile anständig», sagte ich, «und zwar aus demselben Grund, aus dem du Frauen anständig behandelst: Weil ich kein Krokodil kenne.» – «Ich kenne durchaus Frauen», sagte Bruno, «aber ich muss das nicht eskalieren lassen. Ich bewundere ihre Tüchtigkeit und Intelligenz lieber aus der Ferne.» Das ist das typische Geschwätz von Männern, die in Zeiten leben, in denen es für jeden Griff in den Schritt, und sei es in den eigenen, eine Meldestelle gibt.

Aus Sicherheitsgründen redet man über Frauen in einem politischen Jargon der totalen Unverfänglichkeit, und wenn man aus den Augenwinkeln sieht, dass sie einen Busen haben, blickt man dort mit aller Macht nicht hin. Auf ihrem Busen könnten zwei kleine Rotlichter blinken – man würde nicht hinblicken! Es könnten zwei Zwerge sich an je eine Brust klammern und einander mit winzigen Handgranaten bewerfen – man würde nicht hinblicken!



## FRAUEN Yoko Ono, Einträgliche Julie Burchill

Als Band gab es die Beatles nur zehn Jahre lang, doch für das britische Selbstverständnis wurden sie zu einem ebenso wesentlichen Bestandteil wie die königliche Familie. Als sie sich auflösten, war das ein genauso grosser Schock wie der Thronverzicht von König Edward VIII. Ich kann mich erinnern, dass ich als Zehnjährige aus der Schule nach Hause kam und von meinem Vater mit ernster Miene zu meiner Mutter geführt wurde, die den Tränen nah vor dem Radio sass. Als sie sich mir zuwandte, sagte sie, die sonst nie fluchte: «Verdammte Yoko Ono.»

Im Gegensatz zu Wallis Simpson, der Frau, derentwegen Edward abgedankt hatte, hat sich das Ansehen der zweiten Mrs Lennon über die Jahre so sehr verbessert, dass sie heute mit neunzig Jahren gleichsam als Queen Mother der Avantgarde gilt und von allen – ausser mir – gefeiert wird. Nur anlässlich der Sperenzchen von Meghan Markle ist in Grossbritannien auch wieder etwas gesunde Verachtung spürbar geworden, indem Harrys Gemahlin von den Revolverblätter als «Woko Ono» verspottet wurde. Beide stammen aus reichen Familien, besuchten Privatschulen – Ono war

Klassenkameradin von Prinz Akihito, dem nachmaligen japanischen Kaiser – und kamen dann aus den USA nach London, wo sie sich reiche Männer schnappten und daraus, obschon sie sich als Feministinnen bezeichneten, eine Menge Kapital schlugen.

Es war schlau von Ono, in den benebelten Lennon zu investieren, der praktischerweise einen grossen Teil ihrer Ehe als Junkie vor sich hin dämmerte. So konnte sich das Paar unter seiner Wohnung im New Yorker Dakota Building eine zweite Zimmerflucht leisten, die einzig der Aufbewahrung der verschiedenen Pelzmäntel in klimatisch idealen Verhältnissen diene – «Stell dir vor: kein Besitztum», heisst es in Lennons (und Onos) Song «Imagine». Ausserdem besaßen sie Rinder – so viel zu gutem Karma –, ja, Ono konnte einmal für eine einzige Kuh eine Viertelmillion Dollar einstreichen. Kein Wunder, dass sie heute 700 Millionen Dollar ihr Eigen nennen soll.

Dass es in englischen Pubs in jeder Jukebox einen Yoko-Ono-Song gebe, der dazu diene, Trinker, die zu lange sitzen bleiben wollen, rauszuekeln, ist ein modernes Märchen. Aber immerhin hat Ono im Gegensatz zu Markle Sinn für Humor: Nachdem in einer Folge der «Simpsons» eine präntiöse asiatische Künstlerin als Drink «eine in Parfüm schwebende Pflaume in einem Männerhut» bestellt hatte, tauchte genau so ein Kunstobjekt in einer von ihr kuratierten Ausstellung in Island auf. Ist der Witz ihrer Kunst vielleicht immer schon gewesen, dass sie nichts als ein Witz ist? Wenn ja, dürfte das einer der einträglichsten der Geschichte sein.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

## Menstruierende Hühner

**Passantin:** Was ist das für ein Geschrei?

**Passant:** Da wird gerade jemand geteert und gefedert.

**Passantin:** Das ist ja grausam!

**Passant:** Ganz und gar nicht. Die Klimauflagen für das Teeren und Federn sind sehr streng. Es darf weder mit Braunkohleteer noch mit Erdölteer geteert werden. Hier wird nur mit Biomasse-Teer geteert. Und gefedert wird ausschliesslich mit Federn von toten Tieren.

**Passantin:** Was soll das heissen?

**Passant:** Für das Federn von Geteerten dürfen keine lebenden Vögel gerupft werden. Die Vögel müssen vor dem Rupfen mit Gas betäubt werden.

**Passantin:** Die armen Vögel werden wegen ihrer Federn vergast?

**Passant:** Aber doch nicht nur wegen der Federn! Nach dem Rupfen werden sie kompostiert und dienen der nachhaltigen Energieproduktion. Der Biomasse-Teer, der hier nach dem Federn zum Teeren verwendet wird, ist übrigens ein Nebenprodukt dieser Biomasse-Vergasung.

**Passantin:** Diese armen Vögel existieren nur, um Federn, Energie und Teer zu liefern?

**Passant:** Natürlich nicht nur, denn das wäre ja nicht nachhaltig. Bei diesen Vögeln handelt es sich um Legehennen, die vorher ein ganzes Jahr lang Eier gelegt haben.

**Passantin:** Nur ein Jahr lang? Hühner leben doch länger.

**Passant:** Ja, aber Hühner menstruieren einmal im Jahr. Dann legen sie eine Legepause von sechs bis acht Wochen ein. Da es sich nicht lohnt, menstruierende Hühner durchzufüttern, werden sie nach einem Jahr vergast und durch junge Legehennen ersetzt.

**Passantin:** Menstruierende Hühner werden vergast?

**Passant:** Verwertet. Vögel sind erneuerbare Energie.

**Passantin:** Und wer wird da geteert und gefedert?

**Passant:** Vermutlich ein Kritiker der Energiewende.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

## Paparazzi verboten

Auf einer der exklusivsten Inseln der Karibik wird eine Villa frei.



Wie lässt sich der Preis rechtfertigen? «The Terraces» auf Mustique.

Hier waren schon Elizabeth II., Tommy Hilfinger, John Cleese, David Bowie und viele weitere, vor allem britische Prominente. Die einen kamen bloss als Gäste, die anderen besaßen oder besitzen hier ein Grundstück. Hier, das ist die Insel Mustique. Der Name hat weniger mit einem womöglich unergründlichen Geheimnis dieser karibischen Insel zu tun als vielmehr mit dem französischen Wort für Mücke: *moustique*. Besonders lästig scheinen die Viecher auf Mustique jedoch nicht zu sein, sonst würde die noble Londoner Immobilienagentur Knight Frank hier kaum eine Villa für 200 Millionen Dollar anbieten. Sie trägt den Namen «The Terraces» und ist gemäss dem Branchenportal Mansion Global das teuerste Objekt, das in der gesamten Karibik jemals öffentlich auf den Markt gekommen ist.

Wie lässt sich dieser Preis rechtfertigen? Nun, auf dem knapp 70 000 Quadratmeter grossen Grundstück befinden sich nicht bloss zwei Häuser mit total dreizehn Schlafzimmern, sondern auch drei Swimmingpools, ein Tennisplatz und ein weiteres Gebäude für festliche Anlässe. Vom «The Terraces» aus hat man einen wundervollen Panoramablick auf das Karibische Meer und die umliegenden Inseln. Das alles klingt zwar

traumhaft, doch fände man ein solch luxuriöses Anwesen woanders bestimmt zu einem günstigeren Preis. Woanders ist aber nicht Mustique – das unwiderstehliche Alleinstellungsmerkmal dieses Angebots.

Auf der 5,7 Quadratkilometer kleinen Privatinsel der Grenadinen wohnen bloss etwa 500 Leute. Sie ist im Besitz der 1968 vom dritten Baron Glenconner gegründeten Mustique Company, einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die wiederum den Grundstückseigentümern der Insel gehört. Es befinden sich etwa 120 Villen auf Mustique. Seit den sechziger Jahren ist sie eines der exklusivsten Rückzugsorte für Adlige, Rockstars, Politiker und Wirtschaftsgrößen, die sich hier abgeschirmt von der Öffentlichkeit entspannen. Paparazzi sind verboten, Diskretion ist das kostbarste Gut. Deshalb drang bisher auch nicht an die Öffentlichkeit, wem das zum Verkauf stehende «The Terraces» im Moment gehört.

Immerhin weiss man, dass der damalige britische Premier Boris Johnson 2019 mit seiner heutigen Gattin Carrie Symonds Weihnachten auf Mustique bei der Familie Bismarck verbracht hat.



# Adel Abdel-Latif

Der Mister Schweiz von 1996 lebt heute in Dubai, wo er als Unternehmer tätig ist und unter anderem in Start-ups investiert.

**Weltwoche:** Wie geht es Ihnen?

**Adel Abdel-Latif:** Hervorragend! Die Geschäfte sind auf sehr erfolgreichem globalem Expansionskurs, und meine drei Kinder Soraya, 11, Rubina und Omar, beide 6, halten mich jeden Tag auf Trab.

**Weltwoche:** Legt Ihre Partnerin DJ Lady Tom immer noch auf?

**Adel-Latif:** Nein. Wir haben uns im Übrigen entschlossen, getrennte Wege zu gehen. Wir werden unsere Ehe beenden.

**Weltwoche:** Möchten Sie noch mehr Kinder?

**Adel-Latif:** Als leidenschaftlicher dreifacher Vater denke ich, dass meine Familienplanung nach der Scheidung so weit beendet ist. Charlie Chaplin hat uns jedoch vorgemacht, dass letztlich nichts unmöglich ist ...

**Weltwoche:** Wo leben Sie heute?

**Adel-Latif:** Wir leben seit über drei Jahren in der Weltmetropole Dubai. Einerseits ist mir die Kultur nicht fremd, andererseits konnte ich

so sehr erfolgreich mein Unternehmen globalisieren. Ebenfalls habe ich in den Immobilienmarkt investiert und besitze heute einige Luxusapartments, die vermietet werden. Zudem investiere ich in innovative Technologien und Hightech-Start-ups, die in den nächsten Jahren die Welt massiv verändern werden.

**Weltwoche:** Werden Sie heute mehr als Mister Schweiz von 1996 oder als Arzt wahrgenommen?

**Adel-Latif:** Ich werde hauptsächlich als Unternehmer, Arzt, Investor und Bestsellerautor wahrgenommen. Dennoch gibt es tatsächlich immer wieder Menschen, die mich auf meine Mister-Schweiz-Vergangenheit von vor 27 Jahren ansprechen.

**Weltwoche:** Welches sind Ihre Erinnerungen an die Mister-Schweiz-Wahlen?

**Adel-Latif:** Es war eine ganz andere Zeit. Der Glamour und die Freiheit, auch politisch inkorrekt zu sein, gaben mir die Möglichkeit, spannende Dinge zu erleben, interessante Men-

schen kennenzulernen und nebenbei meine Doktorarbeit zu schreiben. Alles war nachhaltiger und nicht so schnelllebig wie heute.

**Weltwoche:** Was halten Sie vom heutigen MeToo-Zeitgeist?

**Adel-Latif:** Bei bestimmten Themen ist es definitiv angemessen, sie auf den Tisch zu bringen. Womit ich einfach Mühe habe, ist dieser ganze Gender-Wahnsinn. Jedes Wort muss genaustens abgewogen werden. Es wird gerade für junge Menschen zunehmend schwieriger, ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Ich persönlich halte mich nicht an diese aufgezwungenen Regeln. Mein wöchentlicher Podcast «Adel pur» ist gerade darum ein Hit geworden, weil ich dort Dinge und Themen unmissverständlich beim Namen nenne, ohne sie zu verintellectualisieren.

**Weltwoche:** Finden Sie es gut, dass es die Mister-Schweiz-Wahl nicht mehr gibt?

**Adel-Latif:** Das Konzept hat sich totgelaufen. Dennoch denke ich, dass die Schweizer Medienlandschaft von einer innovativen Form dieser Wahl sicherlich profitieren könnte.

**Weltwoche:** Wollten Sie nie in die Politik?

**Adel-Latif:** Es gab tatsächlich von einer grossen Partei starke Bemühungen, mich in die Politik zu integrieren. Ich bin jedoch zu direkt, zu ehrlich und viel zu wenig gesellschaftskonform, um dort meinen Platz zu finden.

**Weltwoche:** Unterrichten Sie noch? Oder halten Sie Referate? Wo?

**Adel-Latif:** Ich bin seit über sechs Jahren Lehrbeauftragter für Verhandlungsführung an der Universität St. Gallen (ES-HSG). Ebenfalls gebe ich privat sehr exklusive Verhandlungsseminare, in denen ich ausgewählten Teilnehmern genau zeige, wie sie das kriegen, was sie wirklich möchten.

**Weltwoche:** Zum Schluss haben Sie noch einen Wunsch offen ...

**Adel-Latif:** Ich wünsche mir, dass meine Kinder gesund bleiben und Erfüllung auf ihren gewählten Wegen finden werden. Letztlich streben wir alle nur nach einer einzigen Sache: glücklich zu sein.

*André Häfliger*



«Glamour und Freiheit»:  
Adel-Latif, 1996 und heute.

Der Basler Mediziner Adel Abdel-Latif, Jahrgang 1971, erlangte als Mister Schweiz 1996 nationale Bekanntheit. 2010 gründete er die Firma Radiolutions AG, 2013 gewann er den Weltmeistertitel der World Kickboxing Federation im Schwergewicht.



## Mini-Restaurant mit Maxi-Qualität

Restaurant Metzg,  
Seefeldstrasse 159, 8008 Zürich,  
Tel. 044 422 47 13

Seit bald einmal 36 Jahren betreiben Béatrice und Juan Miguelañez das kleine und feine Restaurant «Metzg» im Zürcher Seefeld: eine gemütliche Beiz mit Ambiente, Holztäfer an den Wänden, einem alten Eisenofen und im Sommerhalbjahr einem kleinen Gärtchen im Durchgang zum Nachbarhaus. Und ausgerechnet in diesem kleinen Bijou gibt es die grossartigste Sepia a la plancha von Zürich. Ja, die Küche ist spanisch geprägt, jedoch auch Schweizer Spezialitäten wie Cordon bleu, geschneitztes Kalbfleisch oder Kalbsleberli und ebenso ein Wiener Schnitzel sind wunderbar.

Aber fangen wir vorne an: zum Aperitif ein paar Tranchen Pata negra «Blázquez» und



als Vorspeise Pimientos de padrón, Tuna-Tatar mit Avocado und Zwiebeln, Fenchelsalat, Gambas al ajillo oder eben die wunderbar zarten, in Olivenöl und Knoblauch gebratenen Sepia-Stücke, die nichts, aber auch gar nichts mit den andernorts oft gelieferten «Gummingli» zu tun haben.

Bei den Hauptgängen steht natürlich die Paella mit Arroz a la valenciana im Vordergrund oder aber eine Gentleman-Portion eines Kalbskoteletts mit Steinpilzen oder

eines Rindsfilets mit roten und grünen Pfefferkörnern.

Und da auch hier der Name des Lokals durchaus als Programm aufgefasst werden darf, stehen auch ein Pollito al horno, ein im Ofen gebratenes Mistkratzerli, ein Lammcarré und Lammkoteletts mit Rosmarin und Knoblauch auf der Karte. Das tönt alles sehr mediterran duftend und schmeckend – und es kommt genau so auf den Tisch. Sogar die Crema catalana duftet, wenn sie mit ihrer goldenen Kruste aufgetragen wird.

Wer vor dem Dessert kapituliert, kann sich mit einem Carajillo – einem Espresso mit Brandy – Mut machen für den Heimweg. Die Preise sind für Zürcher Verhältnisse sehr anständig – aber da die Weinkarte ganz hinreissende Gewächse umfasst, kann man auch hier sein Geld liegenlassen, aber immer im Bewusstsein, das jeder Schluck es wert ist.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Eine Art Hauswein

Tenuta San Guido. Le Difese. IGT 2020.  
14%. Daniel Gazzar, Pully. Fr. 18.31.  
www.daniel-vins.ch

Dass mir ein Inserat nach mehr als einem halben Jahrhundert noch in Erinnerung ist, liegt zweifellos an dessen Qualität und Originalität und nicht an meiner Gedächtnisstärke. Volkswagen hatte es einst in den Tiefen der sechziger Jahre publiziert. Es zeigte ein Brot in der Form eines Käfers und darunter die Zeile: «Was man täglich braucht, muss gut sein». Was ja sowohl Werbung ist wie die Wahrheit (wann ist das schon deckungsgleich?); jedenfalls trifft der Satz nicht nur auf das tägliche Brot zu (und meinerwegen auch auf den guten alten VW Käfer). Er passt auch perfekt für das, was man «Hauswein» nennt, einen «Wein für jeden Tag». Der zeichnet sich einmal dadurch aus, dass er mir nicht verleidet, dass er für sich allein genossen ein Vergnügen, aber auch zu möglichst vielen Mahlzeiten ein idealer Begleiter ist. Und nicht zuletzt dadurch, dass ich ihn mir leisten kann (was zugegeben von meinem Budget res-



pektive von meinen Prioritäten abhängt wie Ersteres von meinem Geschmack). Nun bin ich zwar nicht ganz der Ansicht von Ludwig Wittgenstein, der nach der Berufung an die Universität Cambridge auf die Frage des Majordomus, was der Herr Professor denn am liebsten esse, antwortete: «Egal, Hauptsache, jeden Tag das Gleiche.» Anders gesagt: Würde ein «Hauswein» einen meinen, der ohne Ecken und Kanten zu jeder Stimmung und jeder Speise passt, «immer das Gleiche», er wäre sozusagen nicht mein Bier.

Was auf diese Flasche keineswegs zutrifft. In ihr findet sich wundersam die Er-schwinglichkeit eines «Weins für jeden Tag» mit dem, was wir von einem für etwas höhere Ansprüche erwarten, nämlich dass er viele Facetten zeigt und mir im Glas

das begegnet, was ich aus ihm heraus-schmecke.

Der Wein heisst «Le Difese», und er ist gewissermassen die «Volksausgabe», der Drittwein eines höchst noblen Unternehmens, der Tenuta San Guido am Fuss der spektakulären Zypressenallee von Bolgheri. Dortselbst begründete die Familie der Marchesi Incisa della Rocchetta vor rund einem halben Jahrhundert mit dem Sassicaia, einem toskanischen Blend von Bordeaux-Sorten, das, was inzwischen als «Supertuscan» weltberühmt geworden ist. 2000 wurde der Zweitwein Guidalberto (Cabernet/Merlot) präsentiert, 2002 erstmals Le Difese als Drittwein. Die Cuvée aus Cabernet/Sangiovese (70/30 Prozent) meint in der Architektur von San Guido freilich eher das Hochparterre als das Keller-geschoss. Ich rieche und schmecke dunkle Beeren, Kirschen, Pflaumen, Cassis, Brom-beere, etwas Zedernholz; weiche Tannine, eine Spur Vanille – jedenfalls viel Substanz von Cabernet und viel Frische von San-giovese. Definitiv kein Wein ohne Eigen-schaften. Was man täglich braucht, muss nämlich gut sein.



# Weniger ist mehr

Der Suzuki Vitara Hybrid ist das ideale Fahrzeug für ein unkompliziertes Leben.



Sein Leben auf das absolut Wesentliche zu beschränken, scheint mir zwar ein interessantes, bedenkenswertes, aber andererseits auch kein unbedingt nachahmenswertes Konzept für mich selbst zu sein. Wenn es die Möglichkeiten zulassen, würde ich es mir grundsätzlich lieber etwas komfortabler und üppiger einrichten, als es vielleicht unbedingt notwendig ist.

Die letzten zwei Wochen jedoch war ich in einem Suzuki Vitara unterwegs und fand mit der Zeit Gefallen an diesem kompakten SUV, dessen Konzept darauf beruht, alles zu bieten, was es für das mühelose, sichere Vorankommen braucht, ohne aber gleichzeitig einen mit unnötigem Ballast zu beschweren. Das ist durchaus wörtlich zu nehmen: Mit einem Leergewicht von lediglich 1390 Kilogramm kommt der Vitara als fast schon beispiellos leichte Masse daher.

Es gehört zur Geschäftsphilosophie und Wachstumsstrategie des 113 Jahre alten Unternehmens Suzuki, «Produkte mit Mehrwert» herzustellen. Das nehmen die Japaner ziemlich ernst, und es wird unter dem Grundsatz «Sho-Sho-Kei-Tan-Bi» (Kleiner, weniger, leichter, kürzer und sauberer) umgesetzt. Zum einen ist das ein bestechender Ansatz. Und zum anderen bleibt es nicht bei einer hohlen Marketingphrase, sondern wird, wie am Vitara gut zu sehen ist, konsequent praktiziert.

Mein Testwagen war mit einem 1,5-Liter-Benzinmotor mit vier Zylindern sowie einem Hybridsystem versehen. Dazu kommen Automatikgetriebe und Allradsystem mit verschiedenen Fahrprogrammen, was den Wagen

auch für schwierige Strassen- oder Witterungsverhältnisse tauglich macht. Der Vitara wirkt von aussen geradlinig, aber überzeugend. Im Innern erscheint die Reduktion auf das Wesentliche rustikal, was einen aber überraschenderweise entspannt, je länger die Fahrt dauert, weil einen weder ambientes Innenlicht mit einem Dutzend einstellbarer Farben noch andere verbreitete Autospielereien vom Weg ablenken.

Trotzdem muss man letztlich auf nicht viel verzichten. Eine Klimaanlage mit Sitzheizung ist ebenso vorhanden wie ein Tempomat mit Abstandsradar, es gibt LED-Tagfahrlichter, genügend Platz trotz bescheidener Aussenmasse, und eine leicht erhöhte Sitzposition sorgt für einen entspannten Überblick auf das Verkehrsgeschehen. «Das ist das Auto, das ich meiner Mutter kaufen würde, wenn ich müsste», kam mir irgendwann in den Sinn, als ich auf der Seestrasse in Zürich stadtauswärts fuhr.

Der Vitara ist sicher, unkompliziert, angenehm zu fahren und erst noch sparsam. Obwohl ich meistens im Stadtverkehr unterwegs war, wurde der Normverbrauch von 6,1 Litern auf hundert Kilometern kaum überboten. Suzuki meint es mit der Reduktion auf das Wesentliche auf sympathische Art ernst.

#### Suzuki Vitara 1.5 Hybrid Compact Top 4x4

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Benziner, Hybridsystem, Allradantrieb, automatisiertes Schaltgetriebe; Hubraum: 1462 ccm; Systemleistung: 115 PS / 85 kW; max. Drehmoment: 138 Nm / 4400 U/min; Powerpack: 140-Volt-Lithium-Ionen-Batterie und Wandler; Verbrauch (WLTP): 6,1 l / 100 km; Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h; Preis: Fr. 36 990.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Digitale Antiquität

#### Ur-iPhone

Für 63 356 Dollar versteigert

Die Geschichte klingt fast zu gut, um wahr zu sein. 2007 erhielt die Amerikanerin Karen Green von Freunden ein iPhone geschenkt. Da sie sich aber kurz zuvor ein neues Handy gekauft hatte, wickelte sie das noch originalverschweisste iPhone in ein altes Pyjama ein und legte es zur Seite.

Über ein Jahrzehnt verging. 2019 liess Green das unversehrte Objekt in der Sendung «Treasure Hunt Tuesday» – eine Art amerikanisches «Bares für Rares» – schätzen. Die Moderatoren gingen von einem Preis zwischen 500 und 1500 Dollar aus, die anwesende Antiquitätenexpertin schätzte das iPhone auf 5000 Dollar. Immerhin handelte es sich um das Allererste seiner Art, mit dem Apple 2007 unser Kommunikationsverhalten revolutionierte.

Karen Green war vom Wert des Geräts «überwältigt», hörte aber auf ihren Instinkt und verkaufte es noch nicht. 2022 erfuhr sie, dass jemand an einer Auktion fast 40 000 Dollar für ein versiegeltes iPhone desselben Jahrgangs bezahlt hatte. Da Green Geld brauchte, um sich selbständig zu machen, entschloss sie sich, ihr wohlgehütetes Handy nun zu veräussern.

Am 19. Februar versteigerte das Unternehmen LCG Auctions das sechzehn Jahre alte, jungfräuliche Smartphone mit dem Betriebssystem iPhone OS 1 und acht Gigabyte Speicherplatz zum neuen Rekordpreis von 63 356 Dollar.

*Benjamin Bögli*

# Der lackierte Mann



Farbige Fingernägel am Mann setzten sich als Trend durch.

Revolutionen sind blutig, meistens im wörtlichen Sinne und zumindest im übertragenen, und deshalb gehen dem gesellschaftlichen Wandel zwingend radikale Forderungen voraus. Im letzten Jahr hat sich ein Trend durchgesetzt, der unlängst noch Stirnrunzeln auslöste: Nagellack, oftmals in bunten Farben gemustert, an Menschen, die sich als Männer fühlen und die als solche auch wahrnehmbar

sind. Nun zeugt es immer von einer gewissen Larmoyanz, zu betonen, dass es diesen oder jenen Trend bereits gegeben hat. Tatsächlich ist der Nagellack am Mann nicht ganz neu, wie es David Bowie, Freddie Mercury und natürlich Alice Cooper zeigten und die gemeinhin als androgyn wahrgenommen wurden. Das Non-Binäre wird vertraut. Die binäre Norm in der Mode ist übrigens eine Erfindung der

modernen Welt. Das Bürgertum grenzte sich vom Adelsstand ab, indem es etwa lange Hosen und keine Kniebundhosen trug. Der arbeitende Mann als Norm war geboren und überliess Parfüm, lackierte Nägel und hohe Absätze dem dekadenten Adel – und den Frauen.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

## FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, eignen sich Ferien dazu, den Sex, den ich und mein Mann in letzter Zeit vernachlässigt haben, nachzuholen, was raten Sie uns?* M. S., Rümlang

Viele Paare machen die Erfahrung, dass es in den Ferien im Bett flutscht und sie mehr Sex haben als zu Hause, zwischen Waschen, Terminen und dem Grosseinkauf. Oft ist es im Urlaub leichter, sich näherzukommen, unsere Gedanken kommen zur Ruhe, die neue Umgebung bringt Abwechslung ins Liebesspiel, und die Hürde sinkt, sich Räume zu schaffen und diese zu nutzen. Wenn das für Sie okay ist, gibt es nichts dagegen einzuwenden: Geniessen Sie die Ferien und den Sex!

Allerdings kann es auch passieren, dass Sie denken, Sie müssten im Urlaub den Sex haben, der unterm Jahr nicht stattgefunden hat. Es kann zum Druck werden,



in den Ferien Sex haben zu müssen, um etwas aufzuholen oder zu kompensieren. Dann glauben Sie vielleicht, Sie sollten allzeit bereit sein und immer Lust haben. Oder Sie haben ein bestimmtes Bild im Kopf, wie viel Sex Paare haben sollten oder auch nicht. Solche Gedanken können schnell zur Perfektionismusfalle werden, und die braucht keiner, schon gar nicht in den Ferien.

Prüfen Sie also, was sich für Sie persönlich stimmig anfühlt. Wenn Sie sich auch ausser-

halb der Ferien mehr Sex wünschen, stellen Sie sich die Frage, warum er im Alltag flöten geht. Vielleicht stellen Sie fest, dass Sie beide nur dann Sex haben, wenn Sie relaxed sind, und das ist vollkommen okay.

Allerdings kann Sex auch eine gute Möglichkeit sein, Stress abzubauen. Wenn wir ihn als Ressource nutzen und Schritt für Schritt lernen, uns auch im Alltag die Räume zu schaffen, die es dafür braucht. Dann können Sie Sex zur Entspannung nutzen und sich auf Zärtlichkeiten und Nähe einlassen, egal, was um Sie herum geschieht. Oder Sie experimentieren, wie es Ihnen gelingt, eine kleine Prise Ferienfeeling in Ihr sonstiges Sexleben zu bringen. Egal, wofür Sie sich entscheiden, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen!

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.



# José Rallo

Die Geschäftsführerin des Familienbetriebs Donnafugata ist eine Art önologische Botschafterin. Mit nachhaltigem Weinbau kennt sich ebenso gut aus wie mit Jazz und Populärkultur.

An diesem schönen Tag Mitte Februar geht, als Signora José Rallo die Redaktion der *Weltwoche* betritt, die Sonne ein zweites Mal auf. Die italienische Unternehmerin, die gemeinsam mit ihrem Bruder Antonio das 1983 von den Eltern gegründete Weingut Donnafugata führt, erscheint in einem eleganten, farbenfrohen Aufzug und in bester Laune.

«Was für ein Blick!», ruft sie begeistert aus, als sie aus dem Fenster in Richtung Zürichsee blickt – als sei ihre Heimat, Sizilien, nicht in der Lage, punkto natürlicher Kulissen mitzuhalten.

«Wir sind eine spezielle Weinkellerei», sagt Rallo, die während des Gesprächs Schwarztee trinkt, «vielleicht gerade weil wir ein Familienbetrieb sind.» Entscheide seien schon immer mit Blick auf ein längerfristiges Ziel gefällt worden. So baue Donnafugata etwa seit 1989 Wein auf der vulkanischen Insel Pantelleria an. Das Alberello-System mit seinen von Trockenmauern begrenzten Terrassen bedeute viel Handarbeit, so Rallo, «aber wir tragen damit der Biodiversität in den Anbauflächen Sorge».

## Dem Klimawandel die Stirn bieten

Stolz erwähnt José Rallo auch die Pionierarbeit, die man im Bereich der sauberen Energie leiste. «Wir achten auf energetische Nachhaltigkeit, aber auch darauf, das Flaschengewicht tiefzuhalten.» Vor zwei Jahren sei man auch der Stiftung *Sostain Sicilia* beigetreten.

Was Anbau und Vinifizierung anbelangt, vertraue sie ihrem Bruder blind. «Antonio strebt keinen biodynamischen Betrieb an», so Rallo. Doch Schutzmittel würde er nur wenn absolut nötig einsetzen. «Seit bald fünfzehn Jahren fokussieren wir auf einheimische Traubensorten», erklärt seine Schwester ihre Philosophie. «Sie sind perfekt geeignet, um dem Klimawandel die Stirn zu bieten.» Chardonnay, Cabernet Sauvignon oder Cabernet Franc, «diese Sorten reisen gut». Doch aus einer Nebbiolo-Traube lasse sich in Sizilien niemals ein Nebbiolo keltern. Auf Sizilien alleine finde man sechzig verschiedene sogenannte autochthone Traubensorten, von Nero d'Avola und Grillo über Lucido und Nerello mascalese bis hin zu Carricante und Frappato. In



«*Mary Poppins' Zaubertasche*»: Unternehmerin Rallo.

ganz Italien gebe es über eintausend Sorten. «Ich pflege zu sagen, dass es sich bei uns mit den Trauben verhält wie mit *Mary Poppins' Zaubertasche*», so Rallo.

Neu bei Donnafugata ist der *Nomacorc Ocean*. Der Verschluss der Firma *Vinventions* wird aus recyceltem Plastik hergestellt, das in Küstengebieten gesammelt wird, und verspricht dieselbe Qualität wie natürliche Korken oder solche aus Zuckerrohr. «Wir verwenden ihn zum ersten Mal bei unserem *Damarino*, einem frischfruchtigen Weisswein», sagt José Rallo.

Die Zeit des *aperitivo* rückt näher, die Themenwelt dreht sich. Wir kommen auf die unverkennbar bunt illustrierten Etiketten der Donnafugata-Weine zu reden, auf das Singen, eine andere grosse Leidenschaft der gebürtigen Römerin, und auf die zweite Staffel der TV-Serie «*White Lotus*», die auf Sizilien spielt. Dann muss José Rallo weiter. Zum Abschied lässt sie eine Flasche *Rosa da*, einen Roséwein, der in Partnerschaft mit dem ebenfalls sizilianischen Modeunternehmen *Dolce & Gabbana* entstanden ist. *Oliver Schmuiki*

# Peter Reber, Musiker

Der legendäre Sänger ist froh, dass man sich nicht alle Träume erfüllen kann, von Rod Stewarts «Sailing» kriegt er nie genug, und er glaubt vor allem an ein Leben vor dem Tod.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Peter Reber:** Menschen, die sich um kranke Angehörige oder allgemein um kranke Menschen kümmern. Diese Menschen verdienen mehr Anerkennung und Respekt.

**Weltwoche:** Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

**Reber:** Noch niemanden. Es gibt zwar Menschen, die ich bewundere, aber diese habe ich noch nie um ein Autogramm gebeten.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Reber:** Ich denke, meine Überzeugungen sind nicht so abwegig.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Reber:** Genug, um ein gutes und finanziell unabhängiges Leben führen zu können.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

**Reber:** Das, was ich mit meiner Frau kann: dass man mit ihr Pferde stehlen kann.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Reber:** Jemand, der den Job nicht nur wegen seiner persönlichen Ambitionen möchte. Jemand, dem unser Land am Herzen liegt.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Reber:** Ich bin Agnostiker, aber christliche Werte sind mir wichtig. Jesus war schon ein cooler Typ.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Reber:** Bei Sachgeschäften unterschiedlich. Bei Wahlen meist Mitte oder GLP.

**Weltwoche:** Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

**Reber:** Das ist etwas Privates für mich, das ich nicht beantworten möchte.

**Weltwoche:** Welches Lied können Sie immer wieder hören?

**Reber:** «Sailing» von Rod Stewart. Es war der

Song von mir und meiner Frau, als wir sieben Jahre auf den Weltmeeren herumschipperten.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

**Reber:** Drei grosse Träume habe ich mir erfüllen können: Musik zum Beruf machen, den grossen Segeltörn und eine Familie gründen. Zum Glück kann man aber nie alle Träume erfüllen. Wovon sollte man dann noch träumen?



«Das Leben ist berauschend»: Peter Reber, 73.

**Weltwoche:** Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

**Reber:** Mit einer mir sehr bekannten: mit meiner Frau.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Reber:** Nein, ich nehme keine Drogen, das Leben ist berauschend genug. Aber ich trinke gerne mal ein Glas Wein.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Reber:** Das zu machen, woran man wirklich glaubt, nicht was ein Management oder sonst irgendwer möchte.

**Weltwoche:** Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

**Reber:** Ich möchte ihn verzeihen können, aber ob ich ihn wirklich verzeihen könnte, weiss ich nicht.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganer?

**Reber:** Weil ich ab und zu gerne eine Rösti mit Spiegelei oder ein gutes Stück Fleisch esse. Ich habe aber gar nichts gegen Veganer und Vegetarier, ich mag es nur nicht, wenn sie bei mir missionieren.

**Weltwoche:** Was passiert, wenn wir sterben?

**Reber:** Dann helfen wir den Blumen wachsen. Aber etwas von uns lebt schon weiter: Die Werte, die wir unseren Kindern mitgegeben haben. Das Gute, das wir tun konnten, aber wohl auch das Böse. Ob es ein Leben nach dem Tod gibt? Ich weiss es nicht. Aber ich weiss – und das scheint mir viel wichtiger zu sein – es gibt definitiv ein Leben vor dem Tod.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Reber:** Dass alle Gesetze nach zehn Jahren automatisch ausser Kraft treten und überprüft werden müssen, ob sie noch notwendig sind.

**Weltwoche:** Welches Talent hätten Sie gern?

**Reber:** Wie schön wäre es, so elegant wie Luca Hänni tanzen zu können. Ich habe ihn eben bei «Sing meinen Song» erlebt. Ich bin eher der Tanzbär.

**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

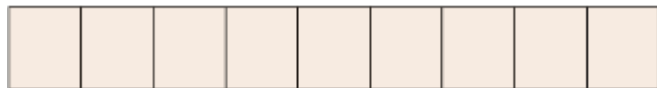
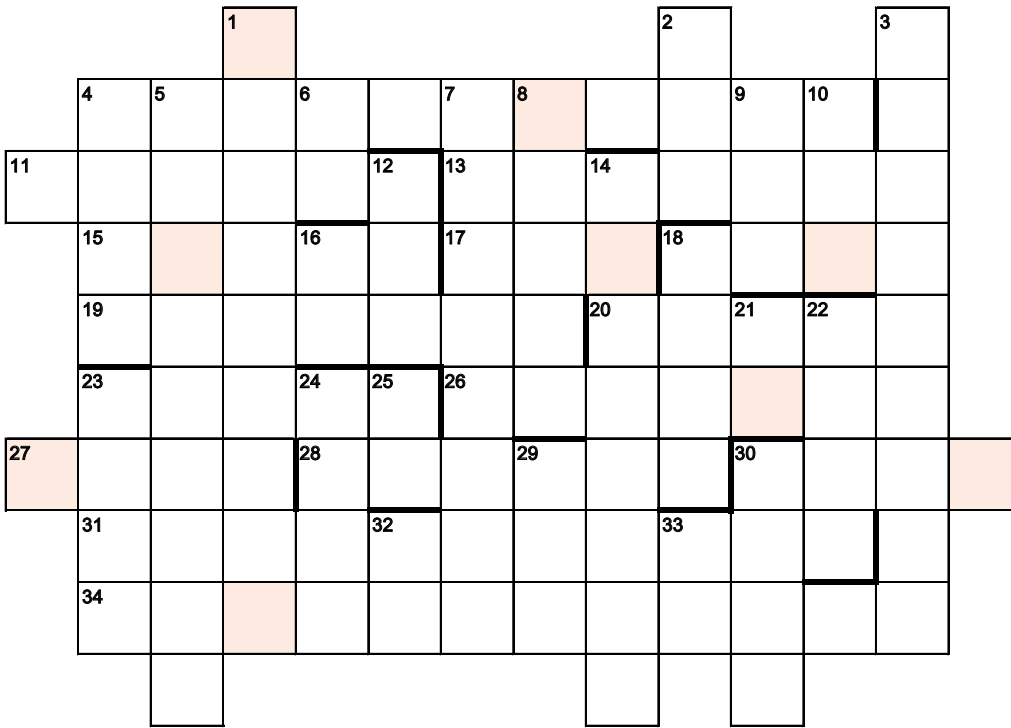
**Reber:** Meine Eltern, meine Lehrer und meine Kinder.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Reber:** Wenn ich mit meiner Familie zusammen bin, mit meiner Frau, meinen Kindern und meinen Enkelkindern – und wenn ich Musik mache.

Peter Reber ist derzeit jeweils am Mittwoch um 20:15 Uhr auf 3+ in der Sendung «Sing meinen Song – das Schweizer Tauschkonzert» zu sehen.





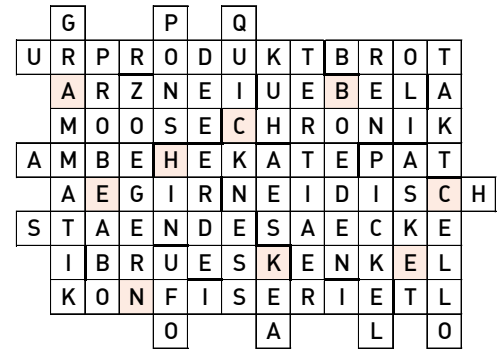
**Lösungswort** — schlecht befestigte Gliedmasse?  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 4 Ausschuss im Sägewerk? 11 bis er unter Denkmalschutz gestellt wird, wird es wohl noch eine Weile dauern 13 besteht nur zu etwa 10% daraus 15 ist richtungsweisend oder potenziell tödlich 17 Teil von Ornamenten 18 handelt aus Liebe zum Dorf 19 gewitzt und inwendig hündisch 20 wild und einst auch golden 23 ... schon in der Antike ihre Dienste an 26 dermassen frei von Reagenzgläsern? 27 ihnen widmen sich englische Künstler 28 sehr gepflegte Beleidigung 30 fremde Verletzungsfolge zwischen Reisebus und Filmpreis 31 wie Pizzeria-Gäste – ganz unabhängig von ihren Tischmanieren – essen 34 ziemlich fies anlautende Community

**Senkrecht** — 1 RAV nach leichter Kürzung 2 ihn lässt man ohne Bedenken ziehen 3 Verhältniswort plus Kurzkanton plus Fürwort plus Behörde ergibt ... ebendies 4 beendet ein Kartenspiel, egal ob ein solcher am Spiel teilnimmt oder nicht 5 Fischmarder im Bordell? 6 bezeichnet ... ein osteuropäisches Land 7 Menschen sind schlau, wenn sie so sind, Tiere tot 8 gilt nicht als Ballspiel, wird aber mit Bällen gespielt 9 hat in Brasilien Nichten und Neffen 10 produziert Schuhwerk für zweibeinige Schneehasen 12 liegt in den Schulferien 14 war unsern Urgrosseltern gewiss 16 falls französisch im Mittelmeer, falls englisch falls 18 wenn fremd, den Eidgenossen ein Dorn im Auge 21 das reale Leben mitten in Berlin 22 endlose Kerzenschnur 23 sowohl in Aubrignähe als auch im Wallis zu finden 24 damit endet die Flaniermeile, begangen wird sie aber im Allgemeinen ohne 25 minimiertes neuronales Netz 29 zweifach eine halbe Bündner Spezialität 30 little kitten? 32 liegt in Nordfinnland und in Hawaii 33 passt zwischen Hau und alt

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 807**



**Waagrecht** — 4 URPRODUKT 9 BROT (dumm wie Brot sein) 13 (ARZ)NEI 15 ein AbfallkUEBEL 17 MOOSE (engl. f. Elch) 18 CHRONIK 19 (S)AMBEsi 20 HEKATE 23 PAT und Patachon 25 AEGIR 26 NEIDISCH (Anagramm) 28 STAENDE 29 SAECKE 30 BRUESK 33 (H)ENKELkörben 34 KONFISERIE 35 TL (Teelöffel)

**Senkrecht** — 1 GRAMM(ATIK) 2 PONS 3 QUICKNESS (Nesquik) 5 PROBEABO 6 DEEP 7 KUH 8 TERTIAER (begann mit Meteoriteneinschlag) 10 RENnmaus 11 (P)OLizeirevier/PortfOLios 12 TAKT 14 ZOEGERN (Zoe gern) 16 BOEDEN 20 HIN 21 ERDE 22 AES (röm. Kupfergeld/ Bronzeklumpen) 23 PICKEL 24 (B)ASKETballspiel 27 chanCELLORs 31 UFO 32 KEA (Mittelmeerinsel / neuseel. Papagei)

**Lösungswort** — **ABCHECKEN**



WIR DENKEN WEITER

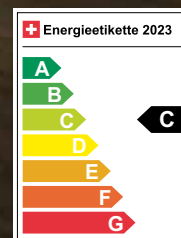
EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



# Quiet, impressive.

Der neue, rein elektrische Audi Q8 e-tron.  
Mit bis zu 571 km Reichweite (WLTP).

**Future is an attitude**



Audi Q8 55 e-tron advanced quattro, 408 PS,  
24,4-20,9 kWh/100 km, 0 g CO<sub>2</sub>/km, Kat. C